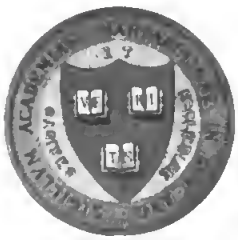
Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen ...

KD 4625

EA14.2

Harvard College Library



BOUGHT FROM

THE GIFT OF THE

SATURDAY CLUB

OF

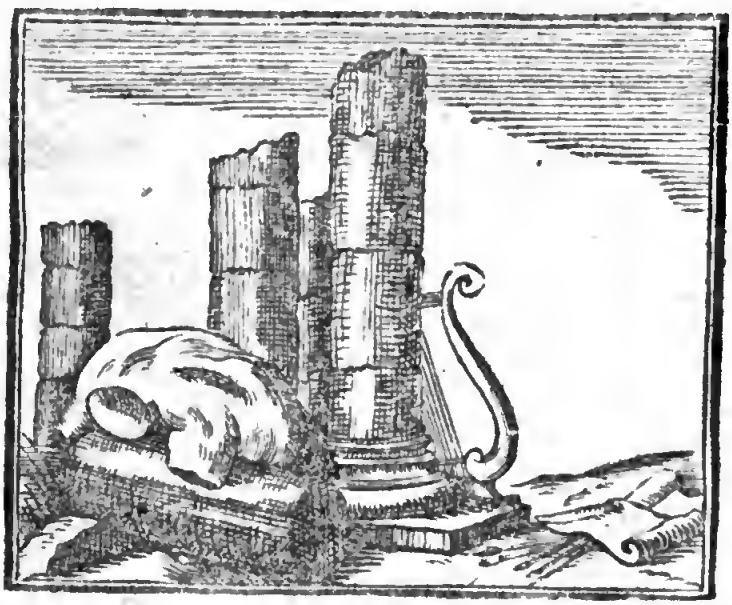
BOSTON

Digitized by Google

EMILIE von BERLEPSCH
geb. von Oppel.

64

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.



Vier und sechzigsten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1800.

Aus der Bibliothek von
Joseph Kürschner

FA 14.2

HARVARD COLLEGE
JUN 6 1911
LIBRARY

Gift of
The Saturday Club

Digitized by Google

I.

Ideen zu einer Parallele der physikalischen Wissenschaften und der schönen Redekünste,

erläutert aus ihrer Geschichte.

Aus einem Brief an den Herausgeber der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften.

Endlich werden Sie mir doch wieder einen Beytrag zur Bibliothek schicken? So hör' ich Sie sagen, und durchsuche meine Papiere. . Nichts, gar nichts für Sie fertig... Doch, sieh da! einen Aufsatz, den Sie vielleicht brauchen können: aber nur eine Kopie. — Treflicher Nieuwland! du starbst für die Wissenschaften und deine Freunde zu früh... Denn ihm gebührt der Dank für das, was ich Ihnen schicke: den wissenschaftlichen Theil der lateinischen Rede, die Pieter Nieuwland beym Antritt seiner Professur der Physik und höhern Mathematik zu Leyden am 28. Sept. 1793 hielt. So ungefähr, glaub' ich, würde er deutsch geredet haben. Den etwas zu metaphysisch klingenden Titel: De ratione disciplinarum physicarum cum ratione elegantiorum,

quae vocantur, literarum comparata, et ex utrarumque natura illustrata, finden Sie mit einem angemessenern vertauscht. Manche Deutsche lernten den noch nicht-Vergessenen, während seines Aufenthalts auf der Seeberger Sternwarte bey Gotha, kennen, und gewiß, wie ich, mit dem Vergnügen, welches jene höhere Humanität der Rede und des Betragens gewährt, worin gebildete Charaktergüte in seltnem Verein mit einem durch tiefgeschöpftes Wissen geschärften Geiste sich spiegelt. Solchen vorzüglich wird diese Erneuerung seines Andenkens unter uns nicht unwillkommen seyn. Daß der Verfasser — in der classischen Philologie (wie die von ihm, nicht von Wyttenbach, geschriebene Diss. philosophico-critica de *Musonio Rufo*, Philosopho Stoico, Amstelaed. 1783, 4. beweißt) so bewandert, als man vom vieljährigen Schüler des eben genannten großen Humanisten hoffen darf, und in die Mysterien der Physik und Mathematik eingeweiht, wie man vom würdigen Nachfolger eines s'Gravesand, Musschenbroek ꝛc. erwartet — daß ein solcher Mann in einer förmlichen Abhandlung seinen Gegenstand noch schärfer gefaßt, noch gelehrter würde ausgeführt haben, bedarf wohl keiner Erinnerung, so wenig als eine deutsche Nachbildung der Entschuldigung. Denn es öffnet sich auf seinem Wege hin und wieder eine weite Aussicht; es spricht aus diesen Blättern überall ein liberaler, von engherziger, pedantischer Schätzung seines Hauptstudiums weit entfernter, ächt weltbürgerlicher Geist uns an. In jene, dacht' ich, stellt sich wohl mancher nicht weniger willig, als du; diesen eignet wohl mancher eben so gern sich an. Und so theile ich Ihnen mit, was nur zur leb-

lebhaftern, in der Einsamkeit meiner stillen Klosterwohnung mich angenehm unterhaltenden, Erinnerung an Nieuwland's persönliche Bekanntschaft in ein Paar müßigen Stunden geschrieben war. Noch bitt' ich den unbestimmtern Gebrauch der Wörter Kunst und Wissenschaft und einiger ähnlichen zu übersehn, und mit der Unbestimmtheit der Sprache, worin die Rede nicht bloß geschrieben, sondern gedacht ist, zu entschuldigen, zumal da jener auf den ächt römischen Ausdruck hinweist, der in dieser fast durchgehends herrscht.

Anmerkungen, selbst längere, hätten hie und da hinzugefügt werden können. Ich begnüge mich indeß damit, eine zur Probe hier stehn zu lassen.

S. 10 sagt Nieuwland: Nemo, ut opinor, erit, qui dubitet, praestantiorem Physicum et ad Newtoni excellentiam propius accedentem illum iudicare, qui Naturalis Philosophiae elementa a Newtono tradita bene didicerit, quam quidem Homero poëtica facultate proximum iudicet illum, qui Iliada et Odysseam ita legerit, ut omnem pulcritudinis vim atque praestantiam, quae in illis est, perceperit. Allein das Verhältniß möchte in diesem Punkt bey Naturwissenschaft und Dichtkunst nicht in so hohem Grade verschieden seyn, als N. annimmt. Der bloße gründliche Versteher Newton's (in einer deutsch geschriebenen Hermeneutik wenigstens möchte man dieß Wort, das sich zu Erklärer verhielte, wie Verstehn zu Erklären, nicht entbehren können) wer also bloß den Newton gründlich versteht, ist in seiner Art nicht mehr, als wer den Homer verständig liest, in der seinigen. Denn den Jonischen Sänger recht mit Verstand lesen, dazu gehört auch etwas.

was. Was sag' ich? Dieß Etwas bedeutet so viel, daß man seit ein Paar Jahrtausenden erst in unsern Tagen es zu erschöpfen anfieng. Der eine aber ist, bloß als solcher, noch kein Naturforscher, so wenig als der andere schon darum ein Dichter. Der Dichter ist Künstler, nicht bloß Gelehrter; er weiß nicht nur etwas, er macht auch etwas: und dieß sein Machen (ποιεῖν), sein Schaffen, bestimmt gerade seinen Werth, so wie es seinen Namen bestimmt hat. Freylich schafft auch der Mathematiker und Physiker etwas, wenn er sich als Entdecker zeigt; aber mit dem Unterschied, daß bey ihm die Materie, beym Dichter wie beym Künstler überhaupt, die Form Hauptsache ist. Dem bloßen Kenner der Schriften Newton's also, wie dem der Homerischen Werke, steht der himmlische Entdecker und der göttliche Poet noch in gleich erhabener Ferne. Dort und hier muß, soll der glorreichere Name errungen werden, erst eine ganz eigne, in ihren letzten Gründen uns, wie unsre Freyheit, unerforschliche Selbstthätigkeit (αὐτοπραγία) hinzutreten, deren Aeußerung wir dort Entdecken und Erfinden, hier Dichten nennen. Auch im Wissenschaftlichen, glaub' ich, und keinesweges bloß in der Kunst, ist der Erfinder vom Nachahmer und Lehrling nicht bloß dem Grade nach, sondern specifisch verschieden.

Ungeachtet der obigen Erinnerung geb' ich gern zu, was Nieuwland vom Physiker und Dichter in Absicht der dort größern, hier geringern Erleichterung, welche die Vorgänger gewähren, behauptet. Einen Grund hat er weiterhin selbst angegeben: den, daß in den physikalischen und mathematischen Wissenschaften vom spätern Naturforscher und Mathematiker

matiker nur zum schon bestehenden Gebäude etwas hinzu- und anzufügen ist, in den Künsten dagegen vom spätern Künstler von Grund aus neue Werke aufzuführen sind, und das natürlich mit desto grössren Schwierigkeiten, je mehr die Materialien schon zum Bau der alten verbraucht wurden. Ich setze zu diesem Grunde Folgendes hinzu, wodurch zugleich die Entstehung von Nieuwland's zu viel behauptender Behauptung klärer wird. In den physikalischen und mathematischen Wissenschaften scheint der Schritt vom Verstehen Newton's bis zum Erfinden leichter und kürzer, als in den philologischen (oder auch in der Dichtkunst selbst), der vom Verstehn Homer's zum Schaffen ähnlicher Werke. Warum? Dort sind lauter deutliche, mithin völlig mittheilbare Vorstellungen; hier meist nur klare, gebunden an zarte, beym Verpflanzen in den Geist des Lesers wohl zerstörbare, aber oft nicht auflösbare Gefühle: dort lauter Hauptvorstellungen, gekettet an Hauptvorstellungen, die eine eben so wesentliches Glied der Kette, als die andere; hier ist an die Hauptvorstellungen eine unbestimmbare und nie völlig erschöpfliche Menge von Nebenvorstellungen angeknüpft, von deren Verschiedenheit eben in den Künsten die Verschiedenheit des Styls abhängt, der in den Wissenschaften, als solchen, gar nicht statt findet. Dort also ist eine bestimmtere, zuverlässigere Combination des Alten zur Hervorbringung von etwas Neuem möglich. Weil dort der zurückgelegte Weg sich bestimmt nachweisen und übersehn läßt, so scheint auch bereits die Richtung schärfer angegeben, nach welcher hin man suchen muß, um weiter zu finden. Dieß alles ist bey den Ideen und

Bildern des Dichters nicht der Fall. Er schwebt in luftigen, ätherischen Regionen, und hinter seinem Fluge schließen sich die leichten Wolken wieder ohne Spur seiner Bahn: vermag er selbst wohl ihre Linie ganz bestimmt zu zeichnen, und zu sagen, warum er gerade diese Pfad: wählte? Der Physiker und Mathematiker hingegen schritt auf ebnem, zwar nachgebenden, doch unmittelbar hinter seiner Ferse sich auf immer verhärtenden Boden fort. War ihm selbst auch der Punkt, wohin er zunächst ohne Vorgänger treten mußte, bis auf eine gewisse Zeit verborgen: so finden wir gleichwohl beym Nachgehn in seinem Stadium noch jede Fußtapfe, von der ersten bis zur letzten.

Danzig, im Februar 1800.

Morgenstern.

Daß unter allen vielgepriesenen Künsten keine ist, die den auf ihre Bearbeitung verwandten Fleiß unbelohnt läßt, es sey die Blüthe des Vergnügens, oder die Frucht des Nutzens, oder der Kranz des Ruhms der Preis: daran zweifelt, glaub' ich, Niemand. Soll aber die Huldigung, die man den Künsten insgesammt darzubringen pflegt, unter die einzelnen Gattungen vertheilt, — soll über die Vorzüge einer jeden vor den übrigen gestimmt werden: dann möchten die Stimmen selbst sachkundiger und billiger Richter sehr ungleich ausfallen. Auch verschwindet alle Befremdung über diese Verschiedenheit der Meynung bey dem Gedanken, wie schwankend und unsicher alles Urtheilen ist, wodurch der wahre Werth der einzelnen Künste und Wissenschaften bestimmt werden soll. Denn sehen wir bloß auf unmittelbaren Nutzen, so finden wir selbst den Ausdruck Nutzen unbestimmt und auf alles Mögliche deutsam. Der Arzt wird versichern, nichts sey vortreflicher, als seine Kunst, und Viele werden ihm beystimmen; dagegen wird der Moralist sich erheben und mit lauter Stimme sagen: Ohne alle Hülfe der Arzneykunst leben jetzt noch viele Völker; glückselig aber kann nur leben, wer reines Herzens ist. Wollen wir aber nach dem Vergnügen, wollen

wir nach dem Ruhme die Treflichkeit der Wissenschaften messen: so werden die Verehrer einer jeden behaupten, nur ihre Kunst gewähre wahre Lust, nur ihre dauerndes Lob.

Sie sehn schon, Verehrteste Zuhörer, daß ich hier nicht als Fürsprecher des Faches aufgetreten bin, worin ich den öffentlichen Unterricht übernehme. Daß diese Wissenschaften, die alle auf Kenntniß der Natur abzwecken, und gemeiniglich unter dem Namen Naturwissenschaft (Philosophia naturalis) begriffen werden, nützlich sind, reich an Vergnügen, des höchsten Lobes würdig, bedarf vor so billigen und einsichtsvollen Richtern keines Beweises. Behauptete ich aber, daß sie vor allen übrigen Künsten in Hinsicht auf Nutzen, Vergnügen, Ehre, den Vorrang verdienten: so würd' ich Ihnen, die Sie andere Studien lieben, Unrecht thun, und selbst eine lächerliche Eitelkeit verrathen, weil ich Einer, uneingedenk, wie schwer und rühmlich es schon ist, selbst in Einer bestimmten Wissenschaft auch nur mittelmäßig bewandert seyn, mich auf Lob und Würdigung so vieler Wissenschaften so gut zu verstehn wähnte, daß ich das Gute der andern gegen die Vorzüge der meinigen dreist herabzusetzen, ja zu verachten mich erkühnte.

Je mehr ich also, V. Z., vor solchem Leichtsinn im Urtheilen mich zu hüten stets für meine Pflicht hielt, desto inniger hab' ich es bedauert, daß eben dieser zuweilen Männer von sonst liberaler, gar nicht zu verachtender, Bildung beschleicht. Vorzüglich that es mir leid, daß gerade zwey Familien

milien im Reiche der Gelehrsamkeit weniger brüderlich gegen einander gesinnt erscheinen, von denen doch die eine Philosophie und Physik, das ist, Liebhaberin der Wahrheit und Erforscherin der Natur, seyn und heißen will; die andere von der Humanität selbst ihren Namen borgt *), und den Sinn für alles Schöne und Anständige zu nähren und zu schärfen verheißt. Als ich von diesem — sag' ich Wetteifer oder Streit? — in den Unterredungen und Schriften gelehrter Männer offenbare Spuren bemerkte, konnte und wollt' ich sie nicht lediglich für Wirkungen des Streites oder der Unwissenheit halten. Ihnen nachzugehn schien mir aber um so mehr der Mühe werth, weil

ich

*) Die mit inhumaner Bitterkeit geführten Streitigkeiten mancher Professors of Humanity bedauert auch einer der vertrautesten und würdigsten Freunde der Alten, *James Harris*, in den ihres Verfassers würdigen Philosophical Arrangements (Lond. 1775) p. 239, einem den deutschen Philosophen zu wenig bekannten Werke. Doch wer bedauert sie nicht? Wozu also dieß Citat? Nur, um dem Publicum zu sagen, daß eine Uebersetzung jenes mit Aristotelischem Geist gedachten Werkes vollendet da liegt, mit nicht geringerer Sorgfalt ausgearbeitet, als die mit verdientem Beyfall aufgenommene Verdeutschung des Hermes. Sie erwartet nur den — Verleger.

ich sahe, daß ohne ihre Erklärung zwey schwierige Hauptpunkte der Geschichte unausgemacht bleiben müßten: der vom behaupteten und bestrittenen Vorzug der Griechischen und Römischen Genies vor den neuern, oder dieser vor jenen; und der noch wichtigere von den Fortschritten des menschlichen Geschlechts im Anbau der Geisteskräfte, so wohl überhaupt, als insonderheit seit den neuesten Zeiten und seit der Wiederherstellung der Wissenschaften. Denn ist z. B. die Poesie oder Redekunst so vorzüglich, daß in Vergleich mit ihr Physik, Astronomie und die verwandten Wissenschaften nichts sind: so möchten wir wohl überhaupt dem Alterthum weichen und bedauern müssen, in diesem barbarischen Jahrhundert geboren zu seyn; verhält sich's aber umgekehrt, so heißt es vom Alterthume:

— — pedibus subjecta vicissim
Conteritur, nos exaequat victoria coelo;

Indem ich vor Ihnen, H. Z., bey dieser feyerlichen Veranlassung öffentlich reden sollte, mußt' ich mich nach einer Materie umsehen, die — weder vom Lehramt der Physik, das ich antrete, zu entlegen, noch aus den Tiefen dieser Wissenschaft geschöpft — das ganze Studium leicht berührte, und so auch denen verständlich wäre, die, von ausgezeichneten Einsichten in andern Fächern, mit dem physikalischen sich nur so weit befaßt hätten, als jeder liberal Gebildete kann und pflegt. Niemand von Ihnen wird daher sich wundern,

daß

daß mir, als ich das ganze Gebiet der physikalischen Wissenschaften überblickte, die vorher erwähnte Vergleichung sich darbot, welche zwischen den physikalischen Wissenschaften und den sogenannten literis elegantioribus, das ist, Poesie, Redekunst, Moralphilosophie *), angestellt zu werden pflegt. Ueber diese also will ich zu Ihnen reden, nicht in der Absicht, den darüber obschwebenden Streit zu entscheiden (denn dieß zu thun, erlaubt mein geringes Talent mir so wenig, als es zu versprechen die Bescheidenheit): sondern um einige zur Entscheidung jenes Streites dienliche Gründe, entlehnt aus der Natur beyder Gattungen, wie aus ihren Schicksalen und Revolutionen, Ihnen, den billigsten Richtern, vorzulegen. Ich werde also handeln vom Wesen der physikalischen Wissenschaften in Vergleichung mit den schönen Redekünsten.

In allen Künsten und Wissenschaften werden wir durch die Bemühungen der Männer, die vor uns denselben Weg nicht bloß giengen, sondern auch ebener und bequemer machten, beym Streben zur Vortreflichkeit kräftig unterstützt. Dieß gilt von der Poesie, dieß von der Redekunst, dieß von den übrigen Künsten derselben Gattung: am meisten aber von denen, die sich auf Naturkenntniß beziehen.

*) Daß hier die Moralphilosophie zu den schönen Künsten gezählt wird, befremdet keinen, der den Sokratischen Gesichtspunkt faßt.

beziehen. Allein die Art und Weise ist in beyden Classen merklich verschieden. Denn so gewiß alle Künste das gemein haben, daß die Genien, welche vorangiengen, den folgenden den Weg zeigen und die Fackel vortragen: so fehlt doch viel daran, daß, z. B. dem künftigen Dichter, Homer gleiche Hülfe leiste, wie dem künftigen Physiker Newton. Der Dichter, Redner, Maler, Bildhauer wird vom Lesen oder Betrachten eines herrlichen, ewigen Kunstwerks zwar begeistert; wird tüchtiger zum Entwerfen und Ausführen eines ähnlichen Werks; wird inne, durch welche Arbeit, durch welche Kunstmittel er selbst streben muß, jene Burg des Ruhms zu erklimmen, die er von jenen Heroen schon in Besitz genommen sieht. Aber den ganzen Weg, den jene vor ihm zurücklegten, muß er doch selbst ebenfalls durchlaufen, muß von den Schranken angehn bis zum Ziel hin. Man dächte, er hab' es nun leichter, da Andere den Weg gewiesen und gebahnt. Nicht also. Denn ihm erwächst eben daraus neue Arbeit, daß er nun nicht allein fortschreitet, sondern mit den Vorangehenden kämpfen und ringen muß, um nicht von ihnen überwunden zu werden. Der Physiker dagegen, mag er sich die Provinz des unermeßlichen Reichs gewählt haben, welche ungefähr innerhalb der Grenzen der Mathematik liegt und die Erforschung der allgemeinen Eigenschaften und Bewegungen der himmlischen und irrdischen Körper umfaßt, oder durch das anmuthigere Gefilde der Naturgeschichte, wie der Chemie, schweifen, —

der

der Physiker, sag' ich, hat, sobald er die Schriften der frühern Naturforscher verstanden und ihre Erfindungen sich bekannt gemacht, den größten Theil des Weges hinter sich. Gesetzt, um berühmte, Ihnen Allen bekannte Namen zu nennen, von zwey vorzüglich guten, zu allem, was vortreflich ist, fähigen Köpfen, wendet der eine all seinen Fleiß auf das Lesen und Verstehn Homer's, der andere studirt Tag und Nacht Newton's unsterbliche Schriften. Meynen Sie nicht, wenn jener seinen Homer, dieser seinen Newton gelesen, excerpirt, sich angeeignet hat, der eine werde von Homer's poetischem Talent ungleich weiter entfernt seyn, als von Newton's Naturkenntniß der andere? Ich rede jetzt nicht von der Entdeckungsgabe, die lediglich eine Sache des Genies oder eines besondern Glücks und ein Talent ist, das Newton's Eigenthum war, wie keines andern: ich rede von dem, was ein guter Kopf durch Studium zu erreichen mit Sicherheit hoffen darf: vom Schatz erworbener Kenntnisse, von der Fähigkeit, etwas Neues von Bedeutung dem Alten beyzufügen, das Alte zu seinem eignen oder zum öffentlichen Vortheil anzuwenden. Niemand, glaub' ich, wird sich bedenken, eher den, der Newton's Elementa Philosophiae naturalis inne hat, für einen vorzüglichen, der Treflichkeit Newton's nahe kommenden Physiker zu erklären, als den, der die Iliade und Odyssee mit innigem Verständniß aller ihrer Schönheiten gelesen hat, für einen sehr nahen Geistesverwandten Homer's.

So

So verhält sich's mit einzelnen Köpfen. Ist aber vom gesammten Zustande der Wissenschaften die Rede; sollen ganze Völker und Zeitalter beurtheilt werden: dann fällt der erwähnte Unterschied noch weit mehr in die Augen. Denn wie mittelmäßigen Dichtern, Rednern, Malern, Bildhauern nicht einmal die Existenz vergönnt wird, so wird eine noch so große Anzahl solcher Menschen, die in Einem Jahrhundert oder bey Einer Nazion sich zusammenfinden, diesem Jahrhundert oder dieser Nazion nimmermehr das Lob der Vortreflichkeit in Poesie, Redekunst, Malerey oder Bildhauerey verschaffen. Wenden aber Viele ihren Fleiß auf Physik oder Naturgeschichte, gesetzt auch, es zeichnet sich keiner unter ihnen einzeln durch viele und große Entdeckungen aus: so wird man doch sagen, in diesem Jahrhundert oder bey dieser Nation sey Physik und Naturgeschichte fleißig und nicht fruchtlos bearbeitet worden. Der Grund liegt am Tage. Jeder Dichter, Redner, Maler, Bildhauer, beginnt durch sich allein sein Werk, vollendet es durch sich allein. Die Meisterwerke Anderer können zwar seinen Geist zum Streben nach ähnlichem Ruhm wecken, ihm Beyspiele zur Nachahmung darbieten: zur Ausführung seines Werks selbst werden sie ihm mehr schaden als nüzzen. Denn der von Andern gesammelte, von ihnen verbrauchte Stoff ist für ihn verloren. Eben so wenig darf er sich der von ihnen ihm vorweggenommenen Form bedienen, um nicht den Vorwurf und Schimpf sklavischer Nachahmung auf sich zu laden.

Mögen

Mögen dagegen noch so Viele den Geheimnissen der Natur nachforschen und sie in ein System bringen: sie alle arbeiten nicht einzeln für sich, sondern mit vereinten Kräften und Bemühungen an einem unerschütterlichen, ewigen Gebäude. Laß Einige eine Menge Felsstücke herbeyschaffen, Andere kaum ein und das andere Steinchen hinzulegen: so nehmen doch Alle an der Arbeit und an ihrem Lohne Theil. Steht gleich z. B. Linné, wo von Kenntniß und Anordnung der Pflanzen die Rede ist, oben an, so bleibt doch selbst für den Botaniker ein ehrenvoller Platz übrig, der das sogenannte Natursystem auch nur mit Einer von ihm entdeckten und genau beschriebenen Pflanze bereichert hat. Ist aber von den Verdiensten und Belohnungen eines Künstlers die Frage: so möchte man freylich nicht mit Unrecht behaupten, es gebühre höherer Lohn für Talent und Arbeit dem, der allein ein kleines, geringes Haus aufbauet, als dem, der zu einem großen, herrlichen Tempel nur einen und den andern Stein hinzufügt. Dehnt sich hingegen die Beurtheilung über Jahrhunderte und Nazionen aus, so verschwindet aller Gedanke an den Künstler; so betrachten wir bloß die vorhandenen Werke, ohne zu fragen, ob sie durch den Fleiß eines Einzigen, oder durch die vereinte Thätigkeit Mehrerer aufgeführt wurden.

Im bisher Gesagten, H. Z., entlehnte ich meine Beyspiele von den Künsten, die vermöge ihres Contrastes ein gegenseitiges Licht auf einander werfen: nicht von denen, die mein Fach und Amt

zunächst angehn. Jetzt von diesen. Es giebt nämlich zwischen den erwähnten Extremen eine Mittelgattung, wozu die Wissenschaften gehören, welche das Gebiet der Physik und Mathematik, der reinen, wie der angewandten, ausmachen. Auf diese hat zwar das glückliche Genie Eines Kopfes großen Einfluß; großen, die vereinten Bemühungen der Nazionen und Zeitalter: das Höchste aber wird dann erst geleistet, wenn ein vorzüglicher Geist den durch jene Arbeiten gesammelten Stoff mit seinem Scharfsinn ergreift und gestaltet. Was zuvörderst die Mathematik betrifft, deren sich jene übrigen Wissenschaften als eines Werkzeuges bedienen: so bedarf sie, vermöge ihrer Natur, keiner fremden Hülfe, sondern, reich in sich, lockt sie aus den einfachsten, einleuchtendsten Grundsäzen das Verborgenste und Schwierigste in ununterbrochener Reihe hervor. Und deshalb darf man es nicht geradehin für unmöglich erklären, daß ein Euklides oder irgend ein anderes mathematisches Genie, das heißt, ein ungemein scharfsinniger Kopf von vorzüglicher Anlage zur Durchschauung der in der Größe der Dinge liegenden und durch Linien oder Zahlen ausgedrückten Wahrheit, alle jene Theoreme, die dem Euklides beygelegt werden, durch eigne Geisteskraft habe erfinden, ja selbst alles aus ihnen habe ableiten können, was wir erst in der Folge und bis auf unsere Zeiten hinab von Archimedes, Apollonius, Descartes, Newton, den Bernoulli's, Euler, Lagrange und Andern ans Licht gebracht sehn. Eine solche

Stärke

Stärke des mathematischen Scharfsinns soll Pascal als ein sehr junger Mensch gezeigt haben. Ohne Lehrer oder Buch erfand er, sobald er den Begriff der Linie und der geradlinigten Figur gefaßt hatte, alles, was Euklides im ersten Buche seiner Elemente von den Eigenschaften der Linien und Figuren vorträgt, ohne fremde Hülfe, und ward, als ein zwölfjähriger Knabe für sich Erfinder und Schöpfer einer neuen Wissenschaft. Aber auch von Euklides wissen wir, daß er Anderer Erfindungen systematisch ordnete. Von dem Ziele, wo er stehn blieb, schritten Andere weiter fort; Einer reichte dem Andern die Fackel, und so legten sie die übrige Laufbahn zurück. Verhielte sich die Sache nicht auf die Art, so wäre wahrlich Euklides stumpfsinnig gewesen, da er in der Geometrie nicht weiter fortgieng, als wohin jetzt ein Jüngling von mittelmäßigem Kopf und Fleiß wohl innerhalb einiger Monate gelangt. Jetzt aber müssen wir Euklides durchaus für einen ausnehmend scharfsinnigen Kopf halten, und dankbar sein Andenken für die Wohlthat ehren, daß er uns den rauhen, verwachsenen Fußsteig, durch den er selbst sich mühsam hindurch wand, zu einem ebnen, einladenden Wege umschuf.

Eine etwas andere Bewandniß hat es mit der Physik und Astronomie. Die Entdeckung vieler ihrer Wahrheiten übersteigt nicht nur die Eingeschränktheit Eines Geistes, sondern auch die Kürze Eines Lebens und den engen Bezirk Eines Volks; viele andere und wichtige dagegen würden,

hätte sie nicht der Umblick Eines mächtigen Geistes zu umfassen und zusammen zu halten vermocht, vom vereinigten Scharfsinn Vieler nie erforscht seyn. So würde z. B., in der Kindheit der Astronomie, als über die Bewegungen der Gestirne durch Beobachtungen noch nichts ausgemacht war, ein Kepler oder Newton vergeblich versucht haben, die Gesetze dieser Bewegungen aufzufinden: diese Bewegungen selbst ließen sich nicht wohl innerhalb weniger Jahren und Einer Gegend auf eine befriedigende Art wahrnehmen und erforschen. Auf der andern Seite wäre die Kraft oder — will man lieber — das Gesetz der Schwere, welches Newton zuerst ans Licht brachte, wenn es keinen Newton gab, vielleicht durch einen Andern entdeckt, nimmermehr aber durch das vereinte Streben vieler Köpfe, deren jeder einzeln einer so herrlichen Erfindung nicht gewachsen war, aufgefunden. Jetzt, da jenes Gesetz bekannt ist, haben Newton und seine Schüler sehr Vieles daraus gefolgert, was Beobachtung nnd Erfahrung zwar nachher bestätigten, für sich allein aber nie, oder nur mit ungeheuerm Aufwand von Zeit und Mühe gelehrt hätten,

Alterius sic
Altera poscit opem res et conspirat amice.

Auch die Wissenschaften, welche im eigentlichen Sinne physikalische genannt werden, bestätigen, was ich sagte, durch einleuchtende Beyspiele. Erlauben Sie mir, H. Z., Ihnen mit Einem Wort

Wort ins Gedächtniß zurück zu rufen, was in der Mechanik und Hydroſtatik Galilei, Toricelli, Guericke, in der Dioptrik Huygens und Euler, in der Lehre von der Elektricität Franklin und Volta, in Erforſchung des Weſens der luftförmigen Fluida Prieſtley und Lavoiſier geleiſtet haben. In allen dieſen Theilen unſerer Erkenntniß werden Sie bald den langſamen Schritt der Beobachtung, bald den unaufhaltbaren Flug eines himmliſchen Genius bemerken; immer aber wahrnehmen, wie die weiter vorwärts Schreitenden ihren Lauf von da begannen, wo ihre Vorgänger ſich ermüdet niederließen; und wie die im Fluge Dahineilenden von Andern, die ebenfalls von Andern erſt fliegen gelernt hatten, — wie vom Adler die Jungen empor getragen werden, dann aber noch höher, als dieſe ſelbſt es wagten, ſich in die Lüfte ſchwingen.

Bisher habe ich Ihnen, H. Z., ſo weit Zeit und Zweck es erlaubten, den Charakter verſchiedener Geiſtesbeſchäftigungen dargeſtellt. Jetzt laſſen Sie uns ihre Schickſale betrachten. Vom erſten Urſprung und den Uranfängen der Künſte und Wiſſenſchaften weiß man wenig mit Gewißheit, und darüber hin und her zu reden, iſt hier der Ort nicht. Laſſen Sie uns von Homer ausgehn, dem älteſten und vortreflichſten Dichter *). Dieſer nun hat ſich ein Denkmal errichtet,

*) Scriptore ſagt M., würde aber nicht ſo geſagt haben, hätt' er Wolf's Prolegomena ſchon gekannt.

quod nec Jovis ira, nec ignes,
Nec poterit ferrum, neque edax abolere vetustas;

und hat es allein errichtet, wenn wir anders den Bau eines Tempels dem Architekten allein zuschreiben, der zwar Anderer Tempel sah, selbst aber bey Gründung, Anordnung, Verzierung seines Tempels sich keiner fremden Hülfe bediente. In eben dem Zeitalter, worin Homer lebte, lebten auch Astronomen, die dem Orion, dem Bären, dem Sirius schon ihre Namen gaben; Botaniker, die viele Kräuter und ihre Kräfte schon kannten; lebten endlich auch Andere, die der Kenntniß anderer Theile der Natur ihr Talent und ihren Fleiß widmeten. Aber von allen diesen giengen entweder die Namen selbst verloren, oder wenigstens — vix ad nos tenuis famae perlabitur aura. Diese legten nämlich nur einige Steine: den ersten Anfang einer Grundlage zum künftigen Tempel der Astronomie, Botanik, Physik. Es folgten andere Dichter, die, durch die Größe des Homerischen Werkes in stummes Erstaunen versetzt, es zu übertreffen oder nur zu erreichen kaum hofften, jedoch dessen Form nachahmten, und, da etwas dem Gleiches ihre Kräfte überstieg, wenigstens etwas Aehnliches zu Stande brachten. Es folgten auch Astronomen, Naturhistoriker, Physiker, welche auf dem von den Vorgängern gelegten Grunde ein Stück Mauer aufführten, oder einige Verzierung anbrachten. Dieß gieng so der Reihe nach fort. Zuerst also traten hervor und zogen

aller

aller Augen auf sich die vollendeten Denkmäler Homer's und anderer Dichter, Redner und der übrigen treflichen Künstler dieser Gattung; jene andern noch rohen, unsichern, schmucklosen Grundlagen der Wissenschaften wurden vernachlässigt und verachtet. Indeß begann doch auch dieß Lehrgebäude allmählich empor zu steigen, die Augen der Zuschauer mit unwiderstehlicher Gewalt auf sich zu ziehen, dann durch thätige Mitwirkung Mehrerer an Regelmäßigkeit und einer gefälligern Außenseite zu gewinnen, endlich sogar sein Haupt über die übrigen Monumente zu erheben. War's erst bis dahin gediehen, so ragte nun es an Majestät und Schönheit weit über Alles hervor.

Sollte nunmehr wohl noch jemand, H. Z., die Sache so betrachtet, den Grund jener Erscheinung in der Ferne suchen, daß in der Poesie, in der Beredsamkeit, in andern Künsten dieser Gattung, die Alten den Vorrang behaupten, in Kenntniß der gesammten Natur hingegen weit hinter den Neuern zurück bleiben? Sollte daraus nun noch jemand auf ein geringeres Maaß des Genies bey diesen schließen, oder jenen den Vorwurf des Unfleißes machen? Sollt' er sich wundern, daß Homer auch jetzt noch als Muster gilt, die Schriften der alten Mathematiker und Physiker dagegen uns wie aus den Händen gewunden sind? Daß wir die Elemente der höhern Mathematik lieber aus Newton, als aus Archimedes schöpfen; Flamstead's oder Lacaille's Sternenverzeichnisse brauchen, nicht das des Ptolemäus:

damit geschieht weder dem Genie des Archimedes, noch dem Fleiße des Ptolemäus Unrecht: wir thun, was sie zu ihrer Zeit mit Recht selbst thaten und gethan haben wollten. Auch darüber darf man sich weder wundern noch ereifern, daß Mehrere allmählich, durch den Reiz der physikalischen Wissenschaften angezogen, ihnen all' ihr Talent, all' ihren Fleiß widmeten, die unter andern Umständen ganz den schönen Künsten und literarischen Beschäftigungen würden gelebt haben.

Dieß scheint mir, H. Z., so sehr aus der Natur der Sache selbst zu fließen, daß es in allen Jahrhunderten und bey allen Völkern, die jemals den rohen Zustand der Barbarey mit höherer Cultur des Geistes und Lebens vertauschen, ungefähr auf gleiche Weise erfolgen muß. Wir sehn es durch das Beyspiel der Griechen und ihrer Nachfolger, der Römer, bestätigt; von andern alten oder weit entlegenen Völkern wissen wir zu wenig Gewisses, oder ihre Cultur, wenn sie eine hatten, blühte entweder nur kurze Zeit und sank bald in die alte Barbarey zurück, oder ist von der Vortreflichkeit jener zu weit entfernt, als daß sie damit in irgend einer Rücksicht verglichen werden könnte. Nachdem die Griechen und Römer also, die wir unter dem gemeinschaftlichen Namen der Alten zusammenfassen, in der Poesie, Beredsamkeit und den übrigen Künsten dieser Art, das Höchste, in der Physik viel Treffliches geleistet hatten, so folgte ein Zeitraum von einigen Jahrhunderten, in welchem alle Wissenschaften darniederlagen, gar

keinen

keinen neuen Zuwachs gewannen, viele der köſtlichſten Denkmäler des Alterthums zu Grunde giengen. Aus dieſer tiefen Finſterniß gieng zuerſt Morgendämmerung, bald glänzendes Tageslicht in jener ſchönen Zeit hervor, von welcher an wir die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften rechnen. Dieſer Zeitraum iſt zwar durch eine lange Reihe der Jahre von ihrer Blüthe im Alterthum getrennt; in Gedanken aber ſo unmittelbar an dieſe anzuknüpfen, wie das Leben des aus tiefem Schlaf früh Morgens Erwachenden an ſein Leben des vorigen Tages ſich anknüpft. Was alſo damals von Wiſſenſchaft da war, war alte Wiſſenſchaft: außer den alten Schriftſtellern gab es keine Quellen, an welchen man ſich hätte erquicken und den neuen, ungewohnten, brennenden Durſt nach Erkenntniß löſchen können. Aus dieſen und den eben angegebenen Urſachen war der Erfolg, und mußte es ſeyn, daß Alles ſich mit ganzer Seele zur Leſung und Auslegung jener Schriftſteller hinwandte. Nun waren aber von den Alten viel mehr Dichter, Redner, Hiſtoriker übrig, als Mathematiker, Aſtronomen, Phyſiker. Dann hatten auch jene ihr Ziel erreicht, und waren bis zu jenem Gipfel der Kunſt gelangt, über welchen hinaus die Hofnung ſo leicht keinen Weg zeigt; dieſe dagegen hatten bloß die dürftigen, mit manchem Falſchen verſetzten erſten Anfangsgründe ihrer Kunſt gelehrt. Die Schriften jener ließen ſich von jedermann, ſo bald er die Sprache inne hatte, in der ſie geſchrieben waren, leicht verſtehn; das Verſtändniß dieſer Schriften hingegen war

nicht nur durch den Inhalt selbst, sondern auch dadurch ungemein erschwert, daß mit manchem Kunstausdruck zugleich der dadurch bezeichnete Begriff war verloren gegangen. Endlich ist's kein Wunder, daß man, voll vom neuen Eifer für die Wissenschaften, zuerst am leichtern, Angenehmern hieng; eher Virgil's Georgica, als Theophrast's Pflanzengeschichte zur Hand nahm; daß man über Plato und Xenophon, Euklides und Archimedes vergaß. Dazu kommt, daß aus den obenerwähnten Gründen die Schriften derer, die mit Herausgabe, Erläuterung, Nachahmung der alten Dichter und Redner sich beschäftigten, damals, wie noch jetzt, viel häufiger gelesen und gepriesen wurden, als die der gleichzeitigen Physiker und Mathematiker, deren Werke der Fleiß der spätern Schriftsteller den Händen der Leute entriß. So werden auch jetzt noch Sannazar's Gedichte und Muret's Reden von den Literatoren täglich in die Hand genommen; Purbach's Sinustafeln dagegen, Neper's Canon Logarithmorum, oder die in jener Zeit angefertigten astronomischen Tafeln, wird jetzt kein Verständiger zu Rathe ziehn, mögen sie gleich ihren Verfassern nicht weniger Anstrengung gekostet haben, und nicht geringere Beweise von Kopf und Fleiß an sich tragen, als die vollkommensten Werke der Neuern in derselben Gattung. Den schon gebildeten, und für das Schöne und Wahre bereits empfänglichern Köpfen begann die Wahrheit an sich, ohne Schmuck, zu gefallen, und das um so

mehr,

mehr, je größer und sicherer in der Kunst, sie zu suchen und zu finden, die Fortschritte waren. Allmählich zogen sich die Studien von den schönen Künsten zur Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Naturgeschichte hin. Und unleugbar haben besonders in diesem Jahrhundert und seit Newton's Zeiten die physikalischen Wissenschaften so ungeheuern Zuwachs erhalten, sind mit so brennendem Eifer, mit so großem und glücklichem Scharfsinn bearbeitet worden, daß sie in unsern Tagen schon im Besitz der Herrschaft, die übrigen aus ihrem Gebiete zu vertreiben drohen. Ja, in dem kurzen Zeitraum der zunächst verflossnen Jahre haben Laplace und Lagrange durch ihren Scharfsinn in Anwendung der Analysis, Herschel durch seine Geschicklichkeit so wohl in der Zusammensetzung als im Gebrauch der Teleskope, das Reich der Astronomie bis auf einen Umfang erweitert, dergleichen man zuvor sich durchaus nicht vorstellen, geschweige hoffen konnte: haben Franklin und Volta durch Erklärung elektrischer Erscheinungen, wie durch Entdeckung der Gesetze der Elektrizität, Priestley und Lavoisier durch Erforschung der Natur der Luftarten, die von ihnen bearbeiteten Wissenschaften nicht so wohl mit neuen Erfindungen bereichert, als von Grund aus geschaffen. Was jedoch die zuletzt erwähnten Erfindungen anlangt, so müssen wir, um gegen die guten Köpfe des vorhergehenden Zeitalters nicht ungerecht zu seyn, gestehn, daß wir dieses Glück unsers Jahrhunderts in Enthüllung der Geheimnisse

nisse der Natur großen Theils jener jetzt üblichen Methode, durch absichtlich angestellte Versuche sie zu erforschen, verdanken; einer Methode, von welcher bey den alten Physikern fast gar keine Spur angetroffen wird, die sich aber allem Anschein nach wohl von dem treflichen und seinem Zeitalter vorauseilenden Genie des Roger Bacon und etwa einiger Andern, dann besonders vom Fleiß der Alchemisten herschreibt, welcher zwar an sich selbst fruchtlos blieb, aber doch in dieser Hinsicht den physikalischen Wissenschaften nicht zu berechnende Vortheile brachte.

Wir dürfen also nicht leugnen, daß in unsern Tagen jenes eifrige, allgemeinere Studium der alten Literatur, das vor zwey Jahrhunderten blühte, um Vieles nachgelassen hat; und daß die physikalischen Wissenschaften wirklich mehr nach dem Geschmack des heutigen Publikums sind, als die Kenntniß der Schriften und Verfassungen des Alterthums. Wird dieß indeß im Allgemeinen zugegeben, so soll es doch keinesweges so verstanden werden, als wollt' ich unserm Jahrhundert alles Lob des Geschmacks oder der Gelehrsamkeit absprechen, oder als rechnet' ich die in der Muttersprache geschriebenen Werke für nichts: ein Punct, worüber mein gegenwärtiger Zweck mir ein Mehreres zu sagen verbietet. Doch angenommen, die Sache steht, wie ich eben sagte: so erhellt schon aus den vorher erörterten Ursachen, daß weder Leichtsinn oder Neuerungssucht derer, welche die Wissenschaften treiben, noch Ungerechtigkeit derer,

die,

die, im Namen des Staats, bald diese, bald jene Wissenschaft begünstigen, noch endlich Unbestand des Glücks daran Schuld sind; daß vielmehr alles dem Gange der Natur gemäß sich zutrug.

Allein, könnte jemand sagen, ist deine Behauptung wahr, daß die Veränderungen im Anbau der Wissenschaften, welche die Geschichte der Vergangenheit aufstellt, nicht durch Zufall, sondern nach einem bestimmten Gesetze sich ereigneten: so folgt daraus, es werde in künftigen Jahrhunderten dieselbe Reihe der Ereignisse wiederkehren. Je mehr also die Wissenschaften, zu denen du und deines Gleichen sich bekennen, künftig vervollkommnet und ausgebildet werden; desto eher wird, was etwa noch von Geschmack und Liebe für alte Literatur übrig ist, zu Grunde gehen. Jedoch auch Physik und Mathematik werden nicht immer mit allen Reizen der Neuheit blühen. Die Zeit wird kommen, wo das weite Feld, das jetzt ihren Verehrern offen steht, ganz in Beschlag genommen und bestimmten Besitzern zum Eigenthum geworden ist. Endlich sind jene in kurzer Zeit gemachten Erweiterungen der physikalischen Wissenschaften so groß, als man von ihnen rühmt, so ist in der That zu fürchten, die Grenzen jenes Reichs möchten eine zu weite Ausdehnung erhalten, und mit der Zeit werd' es selbst durch seine eigne ungeheuere Größe zusammenstürzen. Denn wessen Geist ist wohl so vielumfassend, wessen Leben so lang, um eine so ungeheuere Masse von Dingen zu umspannen, zu bearbeiten, zu gestalten? In den Tagen

unsrer

unsrer Väter, ja noch zu unsrer Zeit, hielt man es für Beweis eines ausgezeichneten Kopfes und rastloser Anstrengung, wenn jemand die durch Newton's Erfindungen erweiterte Astronomie, die mechanischen Theile der Physik, den damaligen Umfang der Mathematik gehörig inne hatte. Jetzt aber, da nicht etwa neue Theoreme oder Experimente hinzukommen, sondern von Tag zu Tage neue Wissenschaften entstehn, Ekteologie, Aerologie, Hygeometrie, u. s. w., von denen man jeder seinen ganzen Scharfsinn und ein ganzes Leben mit Ruhm widmen kann: was ist da anders zu erwarten, als daß uns die Ueberladung mit jener Masse von genauer und gründlicher Wissenschaft am Ende nichts mehr übrig lassen wird? Aus dem allen folgt ja: wir werden in Unwissenheit und Barbarey zurücksinken.

Ich wünschte, H. Z., von allem leichtsinnigen Aburtheilen über künftige Dinge möglichst fern zu bleiben. Wie groß der Einfluß sey, den die Umwälzungen der äußern Verhältnisse, die Wanderungen der Völker, die Kräfte und Kunsttalente einzelner Köpfe auf Veränderung, Störung, Befestigung des Zustandes der Wissenschaften haben, das lehrt die Geschichte der Vergangenheit, und ist für sich jedem klar. Die eben geäußerten Besorgnisse aber hoff' ich mit leichter Mühe zu Ihrer Zufriedenheit zu zerstreuen.

Und zwar erstlich: Wenn die Menschen, durch Reiz der Neuheit angezogen, die physikalischen Wissenschaften angebauet, andere Künste

dagegen

dagegen vernachlässigt haben, so werden sie zuverlässig aus derselben Ursach zu diesen zurückkehren, so bald sie in der Naturkenntniß so weit fortgeschritten sind, daß die den menschlichen Sinnen- und Geisteskräften von der Natur gesetzten Schranken ihnen weiter fortzuschreiten verbieten. Was also kluge und erfahrne Landleute thun, wenn sie Aecker, die einige Jahre hindurch ununterbrochen reiche Erndten trugen, eine Zeit lang ruhen und die erschöpften Kräfte der Fruchtbarkeit wieder gewinnen lassen, um den daraus erwachsenden Nachtheil hernach durch die reichlichsten Früchte zu vergüten; wenn sie auch auf denselben Aeckern öfters die Art der Cultur ändern, bald mit Gras sie besäen, bald mit Getraide, bald mit Küchengewächsen: eben das, H. Z., sehen wir durch ein Triebwerk der Natur bey der gesammten Cultur des Geistes obwalten. Lassen wir jeden seine Fähigkeiten und seinen Fleiß bald auf diesen, bald auf jenen Zweck richten, wenn nur keiner in Unthätigkeit und Schlafsucht versinkt. Man darf diese Arbeit nicht für verloren achten, wirkt sie auch einige Jahrhunderte hindurch ruhmlos im Verborgenen. Und ich zweifle sehr, ob auf irgend einem andern Wege das Menschengeschlecht zu jener Höhe der vollendeten Geistesbildung gelangen könne, als wenn es bald zu diesem, bald zu jenem Theil der Erkenntniß, von neuem Eifer ergriffen fortgeführt wird. Diejenigen, die durch Lehren, guten Rath und Zuspruch, es sey mündlich oder schriftlich, dem Menschengeschlecht zu

nützen

nützen suchen, haben in ihrem Geschäft etwas Aehnliches mit den Lehrern der Jugend. Uebergiebt man diesen einen jungen Menschen von treflicher Anlage, so wollen sie ihn in reiferm Alter so unterwiesen und zum thätigen Leben vorgeübt sehn, daß er im Allgemeinen nichts von dem vernachlässigt habe, was man bey einem liberal erzogenen Mann vorauszusetzen pflegt; daß er z. B., nach dem Geist unsrer Sitten und unsrer Lebensweise, die Elemente der Mathematik und Physik inne habe, daß er in der Geographie nicht unbewandert sey, daß er die Lateinische, Französische, und andere im gemeinen Leben brauchbare Sprachen verstehe, daß er mit Musik sich etwas abgegeben habe, u. s. w. Aber wie fangen sie dieß denn an? Etwa so, daß sie gleich vom ersten Unterricht an die Stunden, welche der Knabe den Studien überhaupt widmen soll, unter die verschiedenen Gattungen der Kenntnisse vertheilen; daß sie den Knaben denselben Tag bald Wörter der Lateinischen, bald der Französischen Sprache lernen, bald die Cither spielen, bald geometrische Figuren beschreiben lassen? Wer es so macht, der bringt es wahrlich dahin, daß der Knabe am Ende gar nichts lernt. Gegentheils, während er sich Mühe giebt, die Lateinische oder Französische Sprache zu erlernen, lassen sie ihn dieß so treiben, als sey für ihn lebenslang sonst nichts Wissenswürdiges; ist es zur Physik und Mathematik gekommen, so muß er wieder auf diese die ganze Seele richten: und gleicher Maßen im Uebrigen. So ist dann der Erfolg, daß

daß die Sachen, wohl gefaßt, sich der Seele tief einprägen, nicht leicht entschlüpfen, und zu ihrer Zeit hervorgelangt und angewandt werden können. Eben so wird das menschliche Geschlecht, da es, wegen der Kürze des Lebens und der Schranken der Fähigkeiten, nur mit vereinten Kräften in Kunst und Wissenschaften zur Vortreflichkeit gelangen kann, größere Fortschritte in den einzelnen Künsten machen, wenn es der Reihe nach erst in einer, dann in einer andern, jene Summe von Kräften und Nerven, die einem Zeitalter oder Volk zu Theil geworden, ganz und ungeschwächt aufbietet, als wenn es sie durch die einzelnen Gattungen vertheilt und versplittert. Nur aus dem Eifer vieler nach Einem Ziele zugleich Strebender geht das sogenannte goldne Zeitalter einer Kunst oder Wissenschaft hervor. Folgt ihm ein silbernes, ja gar ein eisernes: so bleiben doch und dauern die Denkmäler des goldenen, folgenden Jahrhunderten zum Frommen. Es gab vielleicht im Mittelalter niemand in der Welt, der die ganze Herrlichkeit Homer's zu fassen vermochte. Dennoch erhielt sich die Ilias, erhielt sich die Odyssee, und bey einer neuen Ordnung der Dinge wurden sie wieder ans Licht gezogen. So können auch auf unsre Zeiten andere folgen, in welchen nur ein dunkles, schwaches Andenken an Newton oder Linné unter den Menschen zurückbleibt. Aber, so lange Beyder Schriften übrig bleiben, werden auch noch so spät geborne Verehrer der Astronomie und Naturgeschichte einen Codex haben, woraus

sie ihre Wissenschaften wiederherzustellen, woraus jene die in Vergessenheit begrabenen Bewegungen und Gesetze der Gestirne wieder hervorzuziehn, diese eine ihnen vorkommende Pflanze auf den Blick zu erkennen und zu unterscheiden im Stande seyn werden.

Endlich ist auf keine Weise zu fürchten, daß wir bey der von Tage zu Tage wachsenden Menge wissenschaftlicher Gegenstände, durch die Länge des zurück zu legenden Weges, und durch die Verzweiflung, ihn zu vollenden, vom Versuch des Fortschreitens selbst uns sollten abschrecken lassen. Denn je weiter der Weg fortgeführt wird, desto ebener und anmuthiger wird sein Anfang; und alle Strecken, die Andere vor uns zurückgelegt haben, durchlaufen wir, frey von den ehmaligen Beschwerden, nun mit leichtem, schnellem Schritt: in die Dornen der Schwierigkeiten verwickeln wir uns dann erst, wenn wir weiter vorzudringen versuchen. So leidet's, um aus der Mathematik ein Beyspiel zu wählen, keinen Zweifel, daß zu Euklides Zeiten die Auflösung eines trigonometrischen Problems eben so viel Zeit und Mühe kostete, als man jetzt zur Integrazion einer Differenzialformel braucht. Und Archimedes bedurfte keines geringern Scharfsinns und Fleißes, um die Quadratur des Cirkels bis zu Hundertheilchen fortzusetzen, als die Geometer unsers Jahrhunderts angewandt haben, sie durch einen Dezimalbruch auszudrücken, der aus hundert und sieben und zwanzig Zahlen besteht.

So

So glaub' ich nun die Untersuchung bis zu dem Punkte fortgeführt zu haben, H. Z., wo ich sie Ihrem Urtheil unterwerfen, und es Ihrer Entscheidung überlassen kann, ob das, was ich sagte, einiges Licht über die Natur und Geschichte der Wissenschaften verbreitet. Statt eines Epilogs sey's mir vergönnt, aus dem Vorgetragenen eine Vermuthung oder Prophezeihung abzuleiten, die nicht sowohl die Furcht vor einer über unser Jahrhundert und die Bewohner Europens hereinbrechenden Barbarey verscheucht, als vom gesammten menschlichen Geschlecht die schöne Hofnung nährt, es strebe durch mannichfaltige Unfälle und viele Gefahren, sowohl in andern Dingen, als besonders in Geistesbildung, zur Vollkommenheit und Glückseligkeit hin. Dieser Gedanke ist immer süß, und thut dem Herzen, das des Trostes und erhebender Gefühle bedarf, dann besonders wohl, wenn durch den Wechsel der äußern Dinge die Cultur der Künste und Wissenschaften merklich gestört und vernachlässigt wird. In der ganzen Schöpfung sehn wir nirgends ein dauerndes, vollkommnes Gleichgewicht: die Wirksamkeit der Natur bleibt nicht immer in derselben Richtung, sondern lenkt bald dahin ein, bald dorthin. Was nur verändert wird, hat beym Wechsel Schranken: des Wachsthums, wie der Abnahme. Daß die Fortschritte des menschlichen Geschlechts in seiner Ausbildung mannichfaltig sind, sahn wir oben. Auch das ist unleugbar, daß wir zuweilen zurück zu gehen scheinen. Allein, um über diesen Vor- oder Rück-

schritt ein richtiges Urtheil zu fällen, müssen wir nicht Ein Zeitalter, nicht Ein Volk, nicht Ein Theilchen der Erkenntniß allein betrachten; sondern den ganzen Umfang unsrer Erkenntniß, und den ganzen Erdkreis, und die ganze Reihe der vorübergleitenden Jahrhunderte auf Einmal ins Auge des Geistes fassen. Welches in den ältesten Zeiten der Zustand der Künste und Wissenschaften war, das können wir nur aus dunkeln Winken und matten Spuren abnehmen. Genug, die Dämmerung, wie sie auch mag gewesen seyn, ward völlige Finsterniß. Diese vertrieb der bey den Griechen aufgehende und zu den Römern hin sich verbreitende herrliche Tag, von dessen Lichte erleuchtet die Menschen viel höher emporgestiegen sind, als sie im vorhergehenden Zwischenraum der Dunkelheit herabgesunken waren. Auch auf diesen Tag folgte eine Nacht: aber keine so lange, noch so dichte, als jene frühere war. Jetzt genießen wir wieder, ungefähr seit drey Jahrhunderten, des Lichtes, und eines weiter ergossenen, um Vieles glänzendern, als welches einst Griechenland und Rom erleuchtete. Ob dieses unser Licht auch jetzt noch im Steigen zur Mittagshöhe ist, oder schon nach Westen sich neiget, darüber zu richten, kommt nicht uns zu, sondern der Nachwelt. Gieng' aber auch, was Gott abwende! von jenen Gütern der Wissenschaft und Cultur, deren wir jetzt uns erfreuen, ein Beträchtliches verloren: so wird's der Zuwachs folgender Jahrhunderte reichlich vergüten. Daß dieß in unserm Zeitalter vorzüg-

züglich, und in unserm Vaterlande, sich ereignen möge; das muß der gute Bürger wünschen und muß es fördern durch That. Geschäh' es aber auch erst in der fernsten Folgezeit und im entlegensten Lande: so müssen wir dennoch schon in der Hofnung dessen uns freuen; müssen dazu mitwürken, was wir vermögen, und nichts, was die Menschheit angeht, uns fremd achten, sey's auch himmelweit durch Zeit und Raum von uns geschieden.

II.

Horazens fünfte Epistel des ersten Buchs.

Einleitung. *)

Guten, frohgestimmten Seelen gewährt es kein geringes Vergnügen, Personen, die öffentlich durch ihre Talente und Verdienste glänzen, auch zuweilen in ihrem häuslichen Gewande, im Kreise ihrer Freunde, oder bey den kleineren unwichtigeren Beschäftigungen ihrer Wirthschaft zu erblicken. Das

*) Einleitung und Anmerkungen können zugleich als Probe einer neuen Bearbeitung der Horazischen Briefe angesehen werden, welche nächstens, jedoch ohne Uebersetzung, dem Publicum von zwey zu diesem Zweck verbundenen Freunden vorgelegt werden soll. Es versteht sich, daß aus den Anmerkungen hier nur diejenigen auszuheben waren, welche, den Sinn des Dichters zu fassen und gehörig zu beurtheilen, unmittelbar nöthig schienen.

Das Interesse, welches wir an ihnen nehmen, der wichtige Einfluß, den das häusliche Leben auf das öffentliche und auf die Geistesbildung überhaupt hat, die Aufschlüsse, welche wir dadurch über ihren sittlichen Charakter erhalten, gewähren uns eben so viel Nutzen als Vergnügen. In dieser Hinsicht hat gegenwärtiger Brief für die Verehrer des Dichters etwas besonders Anziehendes. Wir sehen ihn hier, in seiner kleinen Wirthschaft, mit den Zurüstungen zu einem frugalen Mahle beschäftiget, wir blicken in sein anspruchloses Triclinium; und die Einfalt, welche in Meublen und Geschirr, in Speisen und Weinen statt findet, verbunden mit der feinsten Eleganz und Reinlichkeit und weit von aller Knickerey entfernt, hat so etwas Gefälliges und Einnehmendes, daß wir unentschieden sind, ob wir mehr die Genügsamkeit und den Frohsinn des sokratischen Dichters, oder seine Kunst bewundern sollen, in die einfachsten und alltäglichsten Dinge einen so hohen Reiz und so reiche Quellen des Vergnügens zu legen. Solche kleine Züge sprechen das Herz an, und zeigen den moralischen Charakter des Dichters in dem vortheilhaftesten Lichte.

Noch mehr wird derselbe durch den ungesuchten, aber auffallenden Contrast zwischen dem Dichter und dem Torquatus gehoben, den er hier zu seinem frugalen Mahle einladet. Aller freundschaftlichen Gesinnungen ungeachtet, die Horaz sowohl hier, als in der siebenden, gleichfalls an ihn geschriebenen Ode des vierten Buchs und in

der zehnten Satire des ersten Buchs äußert; giebt er doch nicht undeutlich zu verstehen, daß Torquatus den wahren Genuß des Lebens noch nicht kenne. Aus einigen Zügen nämlich, welche wie von selbst aus gegenwärtigem Briefe und jener Ode hervorgehen, und zugleich ein Beweis von der liebreichen Schonung des Dichters sind, läßt sich mit Grunde vermuthen, daß auch Torquatus von dem Fehler vieler seines Zeitalters, bey allem Reichthume selbst zu darben, nicht frey gewesen sey. Noch unverzeihlicher wird dieser Fehler, wenn die Vermuthung des scharfsinnigen **Wieland** gegründet ist: daß unser Torquatus ein Sohn des L. **Manlius Torquatus** (unter dessen Consulate Horaz im Jahr 689 geboren ward) und der letzte seines Geschlechts gewesen. Uebrigens fällt dieser Brief, nach Bentley's Zeitbestimmung, in das Jahr n. E. d. St. zwischen 734 — 735.

An Torquatus.

Wenn du als Gast dich einmal mit Archias Betten begnügest,
Und nicht scheuest, Gemüß von mäßiger Schüssel zu speisen:
Werd' ich dich, Torquatus, bey mir am Abend erwarten.
Ich bewirthe mit Wein von Taurus zweyter Regierung,
Zwischen Minturnä gepflegt und der felsigen Sinuessa.

Hast

Hast du was besser's, so bring es; wo nicht, so laß dir's gefallen.
Lange schon glänzt dir mein Heerd, und das Hausgeräthe, das nette.
Laß die luftigen Sorgen, die leidigen Fehden um Reichthum,
Und des Moschus Prozeß: denn morgen gewährt uns Cäsar's
Festtag, Muße und Schlaf; die lange Sommernacht dürfen
Ungetadelt wir heut in freundlichen Reden verplaudern.
Wozu soll mir das Glück, wann nicht der Genuß auch erlaubt ist? —
Wer nur knickert für Erben besorgt, und kärglich sich abdarbt,
Steht zur Seite dem Thor. Getrunken, Blumen gestreuet!
Möge die Welt mich dafür einen Unbesonnenen schelten!
Denn ein Räuschchen — was wirket es nicht? Das öffnet die Herzen;
Macht die Wünsche gewiß; ins Treffen stürzt es den Feigen;
Es entnimmt dem Gemüth die Sorgenlast; lehret die Künste.
Wen begeisterten nicht gefüllte Becher zum Redner?
Wen beglückten sie nicht selbst in der drückendsten Armuth? —
Dafür werd' ich sorgen, und thu' es gern, und versteh' es,
Daß nicht Polsterdecken durch Schmutz und ein widriges Tischtuch

Deine Naſ' in Falten verziehn; daß Becher und Schüſſel
Dich entgegen dir ſpiegle; daß, was vertrauliche Freunde
Sprechen, kein Schwätzer verrathe; daß Gleiches mit Gleichem ſich paare,
Und ſich gerne vereine. Septicius will ich und Butra
Und den Sabin, wenn er nicht bey hübſcheren Mädchen verſagt iſt,
Auch einladen: doch Platz iſt für mehrere Schatten;
Nur daß engere Sitze den Gäſten Uebelkeit bringen. —
Schreibe mir dann, wie zahlreich du kommſt: trotz aller Geſchäfte,
Muß du den Herren im Vorhof durchs Hinterpförtchen entſchlüpfen.

Anmerkungen.

1. Mit Archias Betten.) Nach der richtigen Lesart *Archiacis* lectis. Archias, deſſen Namen wir nur aus gegenwärtigem Briefe kennen, war vermuthlich ein gemeiner Tiſchler, der alltägliche Meublen (hier Sofageſtelle von gemeinem Holze und gewöhnlicher Arbeit) verfertigte. *Archias*, ſagt Porphyrion, breves lectos fecit; inde *Archiaci*; und ein anderer Scholiaſt bey Grävius: *Archiaci* lecti, i. e. breves, ab artifice *Archia*, qui breves lectos ſtuduit facere;

facere; et per hoc brevem domum intelli-ge. Andere leſen: *Archaicis*. Allein ſind gleich der Griechen αρχαικαι τραπεζαι u. dgl. ſolche Hausgeräthe, welche alt und außer der Mode ſind; ſo iſt doch nicht zu glauben, daß Horaz ſich eines griechiſchen Wortes ſollte bedient haben, für welches er in ſeiner Sprache Ausdrücke genug fand. Nicht zu gedenken, daß in Archaicis die zweyte Sylbe lang iſt, und daß jene, von den beſten Handſchriften beſtätigte Lesart hier einen viel ſpeciellern und deshalb dem Dichter gemäßern Sinn giebt, als das allgemein geſagte Archaicis.

3. Am Abend.) Im Original: ſupremo ſole. Nach römiſcher Zeitrechnung gegen neun Uhr; nach unſerer Art die Stunden zu zählen, gegen drey oder vier Nachmittags, wo die eigentliche Mahlzeit (coena) gehalten wurde. Cic. Ep. ad Famil. IX, 26. accubueram hora nona. Hier zugleich ein leiſer Wink über die Frugalität des Mahls, das der Dichter bereitete. Denn bey glänzenderen Gelagen, wie dem des Naſidiemus (Sat. II, 8. 3.), fieng man wohl ſchon des Mittags zu zechen an: de *medio* potare *die*. Auch lud man dazu die Gäſte ſchon Tages vorher ein; dem Horaz ſcheint noch an dem nämlichen Tage nichts verſäumt zu ſeyn.

4. Ich bewirthe mit Wein u. ſ. w.) Auch der Wein entſpricht der eben ſo weit von Verſchwendung als Kargheit entfernten Simplicität des Ganzen. Horaz verſpricht zwar keinen der edelſten und älteſten, aber doch einen trinkbaren und

ange-

angenehmen, bey welchen sich ein Theil der Nacht unter vertraulichen Gesprächen hinbringen läßt. Er war nämlich unter dem zweyten Consulat des J. Statilius Taurus, der im J. 728 mit dem Augustus Consul war, auf Krüge gezogen, und zu der Zeit, da dieser Brief geschrieben wurde, wenigstens 6 Jahr alt. Ein für italienischen und abgezogenen Wein hinlängliches Alter. Er war nicht aus der besten Pflege, aber doch eine Art von Falerner. Denn zwischen Minturnä (in Campanien, am Ausflusse des Liris) und Sinuessa (sonst Sinope, hier wegen der dortigen Gegend Petrinum oder die felsige genannt) lag der durch seinen edlen Wein berühmte Berg Massicus oder Falernus. Liv. X, 21. XXII, 14. Einen solchen, weder zu jungen noch zu alten, Wein empfiehlt auch Cicero (im Brutus C. 83.) als den besten und gesündesten: ut si quis *Falerno* delectetur, sed eo *nec ita novo*, ut proximis consulibus natum velit, *nec* rursus ita *vetere*, ut Opimium aut Anicium consulem quaerat. Atqui eae notae sunt optimae, credo: sed nimia vetustas nec habet eam, quam quaerimus, suavitatem, nec est iam sane tolerabilis.

9. Und des Moschus Prozeß.) Dieser Moschus soll, nach der Versicherung eines alten Scholiasten, ein berühmter Redner von Pergamus gewesen, der Giftmischerey beschuldiget, und vom Asinius Pollio und unserm Torquatus, zweyen der größten Redner und Sachwalter ihrer Zeit, ver-

vertheidiget worden seyn. — Ueberhaupt ist es ein gefälliger Contrast, wenn Horaz hier seine harmlose häusliche Sorgfalt neben die dornichten, oft undankbaren, öffentlichen Beschäftigungen des Torquatus stellt.

10. Cäsars Festtag.) Der Geburtstag des Julius Cäsars (zu Folge eines alten Scholiasten, die Idus Julii) wurde, nach dessen Vergötterung, zu Rom als ein Festtag begangen: es ruheten an demselben alle Geschäfte, und Torquatus konnte auch auf dem Forum nichts wichtiges verrichten.

16. Denn ein Räuschchen —. was wirket es nicht?) Der Uebersetzer trug Bedenken das ominöse Wort Trunkenheit mit Wieland aufzunehmen, wiewohl im Original ebrietas steht. Aber dieß ist im Geiste unsers Dichters jene unschuldige Heiterkeit und Jovialität, zu welcher der Wein den Menschen stimmt.

26. Septicius, Butra und Sabinus waren vermuthlich Personen, in deren Gesellschaft Torquatus sich wohl befand. Von den ersten beyden ist weiter nichts zu bemerken, als daß ihre Namen das gewöhnliche Schicksal erfahren, und von Abschreibern und Auslegern geändert und verunstaltet worden sind. Die gewöhnliche Lesart ist nämlich: Brutum tibi Septimiumque. Andere verwandelten, wahrscheinlich durch den folgenden Vers verleitet, beyde in — Mädchen, Brutam tibi Septimiamque. Ob es nun gleich nichts unmögliches war, daß der aristippische Horaz die

Zahl

Zahl seiner Gäste auch durch einige Mädchen vermehrte; so führten diese doch gewiß nicht jene Namen ehrwürdiger Matronen. Die Hetären hatten gewöhnlich ausländische Namen. Der Uebersetzer ist der Lesart gefolgt, welche sich, nach Bentley's Versicherung, in den besten Handschriften findet: Butram tibi Septiciumque. *Butra* kennen wir auch aus Gruteri Inscriptt. MLXXI, 4., *Septicius* aus Cicero in Verr. III, 14. und mehrern alten Schriftstellern; aber freylich nur dem Namen nach. Treffender und ausführlicher wird von unserm Dichter Sabinus charakterisirt. Ein junger Flattergeist, der sich von einem Gastmahl zu dem andern umhertrieb, auf dessen Gewißheit man nie mit Sicherheit rechnen konnte, und dem ein Mädchen mehr galt, als Freunde.

28. Platz ist für mehrere Schatten.) Personen, welche ungebeten die Gebetenen zum Gastmahl begleiteten, wurden sehr treffend in der griechischen Sprache σκιαι, in der lateinischen umbrae genannt. Gemeiniglich waren es Scurren. Plutarch Sympos. VII, 6. το των επικλητων εθος, ους νυν σκιας καλουσιν, ου κεκλημενους αυτους, αλλ' υπο των κεκλημενων επι το δειπνον αγομενους. Die Sache ist auch aus andern Stellen des Horaz (z. B. II. Sat. VIII, 22.) bekannt.

31. Den Herren im Vorhof durchs Hinterpförtchen entschlüpfen.) Der Haupteingang zu den römischen Häusern hieß ianua atriensis, weil man durch dieselbe ins Atrium oder den Vor-

Vorhof, trat. Hier versammelten sich die Clienten, und erwarteten die Befehle und Abfertigungen ihres Patrons. Mithin war es für diesen schwer, zur Hauptthüre auszugehen, ohne durch ihre Anträge, Bitten, Höflichkeitsbezeugungen aufgehalten zu werden. Es hatte aber auch jede Wohnung eine Hinterthür (posticum, παραθυρον, ψευδοθυρον) im Hintergrunde des Hauses, durch welche man, ohne von der Menge bemerkt zu werden, sich heimlich aus- und einbegeben konnte. Plaut. Mistell. III, 3. 27. nunc ego illa me *per posticum* ad congerones conferam. Suet. Claud. 18. nec nisi *postico* evadere in palatium valuerit. Tacit. histor. II, 51. Verginius *per aversam domus partem* furtim digressus, irrumpentes frustratus est. S. Serv. ad Virgil. Aen. II, 458.

III.

Horazens siebende Epistel des ersten Buchs.

Einleitung.

Die Ausleger erschöpfen sich beynahe in Lobeserhebungen, welche sie diesem Brief ertheilen, und auch Hr. Wieland gesteht, daß, so schön und kostbar Horazens kleinste Epistel in seinen Augen sey, er doch dieser, in ihrer Art, nichts zu vergleichen wisse. Die Wahrheit dieser Urtheile bedarf, nach genauerer Erwägung des Gedichts, kaum einer neuen Bestätigung.

Der Umgang mit unserm Dichter war nach und nach für den Mäcenas Bedürfniß geworden; ein um so größeres Bedürfniß, je mehr er einerseits in ihm alles fand, was er suchte, und je weniger auf der andern Seite seine äußere glückliche Lage vermögend war, die Ursachen der heimlichen Bekümmernisse zu heben, welche sich immer mehr für ihn häufren. Nicht seine Palläste und Villen, nicht seine leckere und reich besetzte Tafel, nicht das Heer eigennütziger Parasiten, die sich um dieselbe her versammelten, konnten ihn wegen der zunehmenden Kälte des Augustus (Tacit. Annal. IV, 24.), einer unglücklichen Ehe (Seneca Epist. 114.), der immer sich häufenden Beschwerden

eines

eines durch Wollüste abgematteten Körpers, der daraus herfließenden Schlaflosigkeit, der Leerheit einer von allen Arten des Genusses erschlafften Seele entschädigen: nur in den Armen eines Freundes, wie Horaz, konnte er ihrer zum Theil vergessen.

Aber auch dieser war nicht mehr der, den er in ihm suchte. Seine Gesundheit war zärtlicher, seine Denkungsart ernster geworden; sein Geschmack an der Stadt und ihrem üppigen Lebensgenusse gar sehr herabgestimmt, und je mehr er das Leere, Unbefriedigende und Erschlaffende desselben durch eigne Erfahrung hatte kennen gelernt; desto stärker ward in ihm die Sehnsucht nach einer freyen, ungebundenen Lebensart, und der ländlichen Muße, in welcher sich Seelen von seiner Denkungsart so glücklich fühlen. Er suchte sich also nach und nach vom Mäcenas loszureißen, um sich selbst zu leben.

Vermuthlich hatte ihm dieser mit der Erbitterung und Indiscretion eines beleidigten Großen hierüber Vorwürfe gemacht, und ihn nicht undeutlich des Undankes beschuldiget. Hierauf ist gegenwärtiger Brief die Antwort und Entschuldigung. Viele Stellen desselben beziehen sich offenbar auf vorhergegangene Aeußerungen des Mäcenas.

Ueberhaupt aber erscheint hier, nach Wieland's treffendem Urtheile, die edelste Freymüthigkeit von der gefälligsten Laune, wie von der leichten Hand einer Grazie, in die feinste Höflich-

keit gekleidet; aber gekleidet wie die Schönheit, die nur das Vorurtheil zu schonen, nicht sich selbst zu verbergen Ursache hat; gerade nur so viel, und durch Nacktheit nicht anstößig zu werden. Der Dichter redet voll des edelsten Selbstgefühls, nach welchem er das Beleidigende und Erniedrigende der Zumuthungen und Vorwürfe des Mäcenas empfindet, und diesem auch zu erkennen giebt, daß er es empfunden. Aber jene Aufwallungen eines gekränkten edeln Stolzes, werden durch die noch immer unerloschenen und in jeder Zeile sichtbaren Empfindungen der Zärtlichkeit und Freundschaft gegen seinen Gönner und durch die feinste Urbanität gemildert. Nichts geht über die Delikatesse, womit er, ohne sich selbst etwas zu vergeben, die Wohlthätigkeit des Mäcenas gegen sich rühmt, und aus ihr selbst die feinsten Entschuldigungen herleitet, wenn er frey genug ist, dem Mäcenas die Rückgabe seines geliebten Sabinum, als das größte Opfer für seine Unabhängigkeit, anzubieten. Nichts übertrifft die Leichtigkeit der Wendungen, die Wahl und Zweckmäßigkeit der Ausdrücke, Bilder und Gleichnisse; nichts die leichte Grazie, der man bey aller darauf verwendeten Kunst die Kunst nicht anmerkt; nichts den immer steigenden und dennoch die Schranken der Mäßigung nie überschreitenden Affekt; nichts den Witz und die muntere Laune, welche den bittersten Wahrheiten den Anstrich eines freundschaftlichen Scherzes giebt. Man lese und fühle! — Und wer

wer sollte dann nicht in das so wahre Urtheil eines Persius einstimmen?

Omne vafer vitium ridentis Flaccus amici
Tangit, et admissus circum praecordia ludit.

An Mäcenas.

Nur fünf Tage versprach ich auf meinem Gütchen zu bleiben,
Und den ganzen Sextil verweilet der Trügende. Gleichwohl
Wenn du gesund mich zu sehen begehrst und heiteren Muthes,
Wirst du dem Krankheitscheuen, Mäcen, wie öfter dem Kranken,
Nachsicht verleihn; so lange dey reifender Birne die Hitze
Stattlich den Designator versteht ans schwarzen Trabanten,
Wo für Kinder jeglicher Vater und Mütterchen zittert,
Und der dienstliche Eifer und Pflichtgeschäfte des Forums
Gallenfieber uns bringen, und Testamente eröffnen.
Aber wenn Alba's Fluren den schneyende Winter verhüllet,
Wird ans Meer dein Dichter hinabziehn, um sich zu schonen,
Eingezogen dort lesen. Dich, Holder, wird er besuchen

Mit den Zephyrn, wenn Du's erlaubst, und der nahenden Schwalbe.

Nicht wie den Gast der Kalabrische Wirth mit Birnen bewirthet,
Nicht so hast auch Du mich bereichert. Nehm er, Herr Nachbar!
„Ich habe satt.“ So steck' er doch ein, wie's ihm gutdünkt! „Sehr gütig!“
Nun den Kleinen sind doch willkommen solche Geschenke.
„O! ich nehm' es dafür, als würd' ich beladen entlassen.“
Wie's ihm beliebt. Uns sparet er nichts; er läßt es den Schweinen.
Plump verschenkt, was er selber verschmäht und haßt, der Verschwender.
Undankbare trug stets diese Saat, stets wird sie sie tragen.
Aber der biedere Weise steht gern dem Würdigen zu Dienste,
Doch entgehet ihm nicht, Geld und Lupinen zu scheiden.
Würdig werd' auch ich mich erzeigen, zum Ruhme des Edlen.
Aber soll ich niemals von dir: so gieb mir die Jugend-
Stärke zurück, um die schmalere Stirn die dunkleren Locken,
Laß süß wieder mich kosen und lachen mit heiterem Anstand,
Und beym Becher die Flucht der schelmischen Cynara klagen.

Eng war die Spalte, wodurch ein winziges Mäuschen durch Zufall
In den Getreidekasten sich schlich: genähret nun strebt' es
Wieder mit feistem Leib herauszukriechen: vergebens,
Als von ferne das Wiesel ihm rief: Hier willst du entfliehen?
Schlüpfe dann mager durchs Loch, so wie du mager hineingingst! —
Paßt dies Mährchen auf mich; gern will ich Allem entsagen.
Denn ich lobe mir nicht des Armen Schlaf, weil ich satt bin,
Noch vertausch' ich die freyere Ruh mit Arabiens Schätzen.
Oftmals rühmtest du mich den Genügsamen: König und Vater
Hießest du mir, da du da warst, nicht seltener jetzt, seit du fern bist.
Sieh, ob ich freudig vermag dir wiederzugeben die Gaben.
Wohl sprach Telemach einst, der Sohn des Dulders Ulysses:
Nicht für Rosse bequem ist Ithaka: denn es ermangelt
Der geräumigen Ebnen, und sparsam träget es Kräuter.
Dir, Atride, lass' ich die angemeßnern Geschenke.
Kleinen ziemt das Kleine. Nicht mehr die Königsstadt Roma,
Tibur gefällt mir, das stille, wohl auch das sanfte Tarentum.

Als der wackre Philippus, berühmt durch rechtliche Händel,
Sich nach Hause begab, in der dritten Stunde nach Mittag,
Und den weiteren Weg vom Forum bis zu Carinä
(Denn er älterte schon) beklagte: so sah' er, erzählt man,
Einen glattrasirten im leeren Schatten des Scherers
Zierlich die eigenen Nägel mit einem Messerchen putzen.
„He! Demetrius — rief er dem Burschen, der Philipp's Befehle
Gar nicht linkisch vollzog — „geh, frag, berichte, woher, wer,
„Wessen Standes der dort, wer sein Vater, wer sein Patron sey."
Jener geht, kommt wieder, erzählt: 's sey Mena Vultejus,
Ein gar dürftiger Präco, doch wohlbekannt ohne Tadel,
Der sich rühre vom Platz, und zaudere, such' und genieße,
Sich erfreu' am eigenen Heerd mit armen Genossen,
Gern das Schauspiel besuch', und nach der Arbeit das Marsfeld.
„Fragen will ich ihn selbst, was du mit erzähltest. Drum lade
„Ihn zur Tafel mir ein." Das kann nicht Ernst seyn, denkt Mena,
Und verwundert sich schweigend. Mit einem Worte „zu gütig!"

Ist

Ist die Antwort. — „Er weigert es mir?“ —
Er weigert, der Schlingel,
Sey's aus Furcht oder Kälte. — Des Morgens siehet Philippus
Unsern Mena dem Pöbel verächtlichen Trödel verkaufen,
Und er kommt ihm zuvor, und begrüßet ihn. Jener entschuldigt
Sich bey Philippus mit seinem Geschäft und den Fesseln des Handels,
Daß er ihm nicht frühe schon aufgewartet, und jetzo
Nicht von ferne gesehn. Verziehen sey's dir, doch dann nur,
Wann du dich heute zum Mahl mir versprichst! — „Zu Befehl!“
Nun so komm dann
Nach zwey Uhr: jetzt geh, und eifrig mehre die Habe!
Man stellt zur Tafel sich ein, schwatzt Kluges und Tolles,
Und wird endlich entlassen, um auszuschlafen. — Von nun an
Sah man öfter den Fisch dem verborgenen Hamen sich nahen.
Früh der Client, und der tägliche Gast, bekommt er den Auftrag
Zum lateinischen Fest dem Herrn aufs Gütchen zu folgen.
In dem Wagen ermüdet er nicht den sabinischen Himmel
Und das Land zu preisen. Er sieht's und lachet Philippus,

Und weil er sich Bequemlichkeit sucht und überall Späße,
Schenket er ihm zweyhundert, verspricht noch andre zweyhundert
Ihm zu leihn, und beredet den Mann, ein Gütchen zu kaufen.
Mena kauft es. Jedoch — dich nicht durch länger Erzählen
Ueber Gebühr zu verweilen; der schmucke Städter wird Bauer,
Schwatzt von nichts als Furchen und Rebeland, pflanzet sich Ulmen;
Fast erstirbt er im Fleiß, und ergraut vor Liebe zu haben.
Doch da die Schaaf' er durch Diebstahl, durch Krankheit die Ziegen verloren,
Als den Hoffenden täuschte die Saat, am Pfluge der Stier fiel;
Schwingt er um Mitternacht sich, hoch über den Schaden entrüstet,
Auf den Klepper, und eilet voll Zorn vor das Haus des Philippus.
Als ihn schmutzig Philippus und ungeschoren erblicket;
Ha, Vultejus, sprach er, du scheinst zu häuslich zu werden,
Und dir selber zu streng! — Bey Gott! du nennteſt mich elend,
Rief ihm jener, wenn du den wahren Namen mir gäbeſt.
Drum beym Genius bitt' ich, bey deiner Rechte und den Göttern
Deines Hauſes, gieb, fleh' ich, zurück mir mein voriges Leben!

Wer

Wer nur einmal einsah, wie weit, was er ließ, dem Gesuchten
Vorzuziehen, kehr' eilig zurück, das Verlaßne zu suchen!
Jeglicher muß nach eigenem Maaß sich messen — so ziemt es.

Anmerkungen.

V. 2. Und den ganzen Sextil verweilet der Trügende.) In Beziehung auf ein vorhergegangenes Schreiben des Mäcenas gebraucht Horaz wahrscheinlich die eigenen Worte desselben. — Der Trügende! hatte Mäcen nicht ohne Bitterkeit geschrieben, und der Dichter wiederholt es, um scherzhaft seine Strafbarkeit einzugestehen. — Der Sextil, in der Folge zu Ehren Augusts Augustus genannt, war zu Rom, sowohl durch seine Hitze, als die zu der Zeit wehenden trocknen und erschlaffenden Winde, einer der ungesundesten Monate, und für Personen von so schwächlicher Constitution, als Horaz, höchst gefährlich. Daher erklären sich die folgenden Verse.

V. 6. Stattlich den Designator versieht mit schwarzen Trabanten.) Designator, griech. βεαβευτης, war zu Rom das, was wir Leichenbitter oder Ceremonienmeister nennen. Er lud zu den Leichenbegängnissen ein, wies dabey jedem seinen Rang an (daher der Name *Designator*, qui ordinem processuris, aut sessuris locum

designabat, Donat. ad Terent. Adelph. Act. I. Scen. 2.) und besorgte die übrigen dabey gewöhnlichen Feyerlichkeiten. Damit alles in seiner Ordnung ginge, und die Menge der Zuschauer keine Störung veranlaßte, wurde ihm eine verhältnißmäßige Anzahl Trabanten oder Leichenhäscher zugesellt, die lictores oder accensi hießen. Cic. de Legibb. II. c. 24. — Weil zu Anfange des Herbstes, wo die größte Hitze war, und die Feigen zu reifen anfingen, viele Seuchen herrschten, und mithin die Designatoren besonders beschäftiget waren; darum bezeichnet der Dichter jene gefährliche Zeit durch diese Bilder; jedoch so, daß durch die fast komische Darstellung des Designators, der in seinem Ornat, mit lictoren umgeben, gravitätisch einherschreitet, das an sich Unangenehme und Traurige der Idee gemildert wird.

V. 8. Pflichtgeschäfte des Forums.) Bekanntlich waren die Patronen verpflichtet, die Rechtssachen ihrer Clienten auf dem Foro zu führen; diese, sie öffentlich zu begleiten, und sich jeden Morgen zur Aufwartung in ihrem Vorsaale einzufinden. Wer zu der gefährlichen Jahreszeit jenen Pflichten zu gewissenhaft und emsig oblag, und sich der Witterung ohne Unterschied aussetzte, konnte leicht eine Krankheit davon tragen.

V. 9. Testamente eröffnen.) Die Testamente wurden sowohl untersiegelt, als versiegelt, und bey einem sichern Freunde, oder in einem Tempel, vorzüglich dem Tempel der Vesta, niedergelegt. Weil das Testament nach dem Tode des

Erblassers entsiegelt und eröffnet wurde, so wird durch die Redensart: eines Testament ist eröffnet worden, angedeutet, daß er gestorben sey.

V. 10. Alba's Fluren.) Der Dichter wählt die albanischen Gefilde, um das Bild des Winters zu entwerfen, weil um den albanischen Berg herum der Winter härter war, und der Schnee länger liegen blieb, als anderwärts.

V. 11. Wird ans Meer dein Dichter hinabziehn.) Passend zu der Lage Tarents.

V. 14. Der Kalabrische Wirth.) Der kalabrische Landmann war noch unbekannt mit der Urbanität, welche der römische durch öftern Umgang mit den Städtern wenigstens zum Theil angenommen hatte. — Uebrigens scheint auch diese Stelle sich auf vorhergegangene Aeußerungen des Mäcenas zu beziehen, in welchen er den Dichter an die von ihm empfangenen Wohlthaten erinnert hatte.

V. 21. Undankbare trug stets diese Saat u. s. w.) Wer ohne Kopf und Herz, wer Unwürdigen wohlthut, hat nicht ein einmal Dank zu erwareen. Mäcenas, sagt Herr Wieland, wäre in diesem Falle gewesen, wenn er geglaubt hätte, den Dichter durch das kleine, ihm selbst unnütze Sabinum, das er ihm geschenkt hatte, zu einem Sklaven erkauft zu haben, der ihm nun, um dem Vorwurfe der Undankbarkeit zu entgehen, seine ganze Existenz aufopfern müßte.

V. 23. Geld und Lupinen zu scheiden.) Die Kinder pflegten sich der Lupinen oder Feigbohn

Bohnen beym Spiele statt des Geldes zu bedienen, und mit ihnen, weil ihr Verlust leicht zu ersetzen war, verschwenderisch umzugehen. Nicht wie diese handelt der Weise mit seinem Vermögen. — Zugleich ein leiser, in die feinste Entschuldigung eingekleideter Wink, daß sich Mäcen, als er ihm das Sabinum geschenkt, nicht übergeben habe. Es war nach Sat. II, 6. 1. agri modus *haud ita magnus.*

V. 27. Und beym Becher die Flucht der schelmischen Cynara klagen.) Cynara, eine ehemalige Geliebte des Dichters, deren Liebe und Uneigennützigkeit er 1. Epist. XIV, 33. rühmt, und an welche er oft mit geheimer Sehnsucht (IV. Od. XIII, 21 — 24.) und innigem Vergnügen (IV. Od. I, 3. 4.) zurück denkt. — Das Ganze ist wahrscheinlich Anspielung auf eine lustige Scene, welche sich in den frühern Jahren des Dichters, in dem Hause des Mäcenas, bey einer fröhlichen Gelegenheit (inter vina) zugetragen hatte. Cynara hatte sich vielleicht, auf Veranstaltung des Mäcenas, heimlich entfernt, und man belustigte sich an den Klagen des Dichters über ihre Flucht.

V. 29. ein winziges Mäuschen.) Nach Bentley's unbezweifelt wahrer Verbesserung, für welche alles spricht: *nitedula.* Nämlich nitela ist eine Feldmaus, μυς αγρουαιος, auch δενδροβατης genannt. Servius ad Virg. Geo. I, 181. exiguus mus, *nitela*, mus agrestis, rubens. Das Deminutivum gebraucht auch Cicero pro P. Sex-

Sextio c. 33. — Die gewöhnliche und älteste Lesart war vulpecula. Allein wie konnte Horaz solche Ungereimtheiten dichten: Daß ein Fuchs sich habe von Körnern nähren, durch eine kleine Oeffnung in einen Kornbehälter kriechen, hier Tage lang, bis er fett geworden, sich in dem Hause aufhalten können, und endlich noch von einem Wiesel an Schlauheit übertroffen worden sey? — Auch die äsopische Fabel, deren sich hier der Dichter bedient, handelte (wie aus Hieronymus erhellt, Ep. ad Salvianum de virginitate servanda: *Docet et Aesopi Fabula, plenum muris ventrem per angustum foramen egredi non vakere*) von der Maus und dem Wiesel.

V. 37. Oftmals rühmtest du mich den Genügsamen.) Die Bescheidenheit und Genügsamkeit unsers Dichters mußte dem Mäcenas um so schätzbarer seyn, je lästiger und verächtlicher ihm oft das Heer der gemeinen Schmarotzer ward. S. 1. Sat. VI, 6. 30. ff. Der Sinn: Daß nicht Eigennutz, sondern wahre Zuneigung mich an dich fesseln, davon hast du dich bisher durch meine Bescheidenheit überzeugt. Stelle mich auf eine noch schwerere Probe, nimm alles zurück, was ich dir verdanke, und siehe, ob meine Gesinnungen gegen dich nicht immer die nämlichen bleiben! — Liegt hierin nicht der feinste Wink, daß er bey einer solchen Denkungsart auch eine andre Behandlung verdiene, als gewöhnliche Schmarotzer?

V. 40 f. Wohl sprach Telemach einst ꝛc.) Die Scene ist aus Homer Od. IV., 604 ff. genom-

nommen, wo Telemach vom Menelaus nur die Geschenke annimmt, welche ihm nützlich seyn konnten; die Rosse hingegen ausschlägt, weil die Landesart zu Ithaka nicht für sie geeignet sey. — Denn felsig und unfruchtbar schildert Ulysses selbst sein Vaterland! Od. 1, 22 ff. V, 243 ff. — Dafür war Sparta, die Heimath des Menelaus, durch seine flache Lage und Fruchtbarkeit an Getreide und Futterkräutern zur Pferdezucht desto geschickter. — So mildert der verständige Dichter durch die schickliche Wahl einer homerischen Scene die Erklärungen, über welche Mäcenas empfindlich werden konnte.

V. 45. Tibur gefällt mir u. s. w.) Tibur, welches in frühern Zeiten so blühete, daß es selbst mit den Römern zu kriegen wagte, war zu Horazens Zeiten ein kleiner unbevölkerter Ort, der nur noch durch die umliegenden Landhäuser der Römer etwas belebt wurde. Daher hier das stille, im Gegensatze des voll Menschen wimmelnden Rom. Die Gegend selbst aber war für einen Mann von Horazens reger Empfindsamkeit höchst einladend. — Tarent war in den damaligen Zeiten durch Weichlichkeit und ausschweifenden Lebensgenuß erschlafft, und beynahe zum Sprichwort geworden. Cic. Ep. ad Div. VII, 12. Doch hatte sowohl die Gegend und der milde Himmel, als der sanfte, gefällige, freudeliebende Charakter der Bewohner immer noch Reize genug, welche den philosophischen Dichter fesselten.

V. 46

V. 46. Philippus, berühmt durch rechtliche Händel.) L. Marcius Philippus, der im Jahre 693 Consul, und 698 Censor war, gehörte mit zu den größten Rednern seiner Zeit. Cicero (de Orat. II. c. 78.) nennt ihn hominem in primis disertum et eruditum, und rühmt (Offic. I, 30. u. anderwärts) vorzüglich seinen Witz und seine Laune. Aus Columella (de re rustica VIII, 16.) erhellet, wie weit er es in der Eßweisheit gebracht, und gegenwärtige Stelle ist ein Beweis, daß ihm ein Spaß auch für eine beträchtliche Summe nicht zu theuer war.

V. 47. In der dritten Stunde nach Mittag.) Der Uebersetzer hat hier und im Folgenden die römische Zeitrechnung auf unsere gewöhnliche zurück gebracht.

V. 50. Einen glattrasirten u. s. w.) Um dem Barbier nicht zu oft zur Beute zu werden, hatte sich unser Mann den Bart rein von der Haut weg abputzen lassen. Der Zug eines Sparsamen, den auch Theophrast in seiner Schilderung des Μικρολογος (Charact. X.) nicht übergehet. Vgl. Coray's Noten zum Theophrast. S. 221. Glatt abgeschnitten trugen im Alterthum nur Athleten und Sklaven die Haare, und ein kahlgeschornes Gesicht wurde für eben so unanständig, als ein allzulanger Bart gehalten. — Uebrigens war auch bey den Alten gewöhnlich der Morgen zum Rasiren und andern Reinigungen bestimmt; um so auffallender mußte es dem Philippus seyn,

noch

noch Nachmittags jemanden in dem leeren Barbierschopfen (vacua tonsoris in umbra) anzutreffen. Doch Vultejus hatte, als Trödler, vom frühen Morgen an sich auf dem Forum herumgetrieben, und wollte nun, seiner Gewohnheit nach, an einer Gesellschaft Antheil nehmen, wozu er sich hier in Positur setzte.

V. 51. Zierlich die eigenen Nägel u. s. w.) Auch das Nägelverschneiden verrichteten eigentlich die Barbiers; nur gemeine Leute übernahmen es aus Ersparniß selbst, und unser Vultejus wußte dies Geschäft mit einer besondern Accurateſſe abzuthun. — So vereiniget der Dichter die kleinsten Züge zur Schilderung eines Armen, der gern mehr auf sein Aeußeres verwendete, wenn es seine Umstände erlaubten; der gern ein größeres Glück annähme: und dies war eben der Mann, den Philippus suchte.

V. 56. Ein gar dürftiger Präco.) Die Geschäfte eines Präco waren verschieden. Er mußte in Auctionen die Güter und die darauf gethanen Gebote ausrufen (Plaut. Men. V, 9. 93.); bey Volksversammlungen Ordnung erhalten (Plaut. Prol. Poen. v. 11.); die in den Comitien erwählten Magistratspersonen, so wie auch die gegebenen Gesetze ausrufen (Cic. in Verr. V. 5.); die Angeklagten, Kläger, Zeugen, vor Gericht fodern u. s. w. Alles Geschäfte, womit ein kleiner Gewinn verbunden war. Daß sich nur Leute von der geringen Volksklasse (im Texte: tenui

tenui censu) dazu qualificirten, versteht sich von selbst.

V. 56. Doch wohl bekannt, ohne Tadel.) Der Uebersetzer ist der Lesart gefolgt: sine crimine *notum*. Die Wahl zwischen dieser und der von Bentley empfohlnen: sine crimine *natum*, ist schwer. Beide werden durch Handschriften bestätiget. Die erste charakterisirt den Vultejus als einen redlichen, unbescholtenen Mann; die letzte giebt auf die Frage des Philippus: „Wer sein Vater?“ bestimmte Auskunft: Er sey, obschon von geringer, doch von ehrlicher Herkunft. So Ovidius Amor. III, 4. in qua Martigenae non sunt *sine crimine nati*. Doch scheint die erste Lesart deshalb vorzüglicher, weil Vultejus weder von seiner Familie, noch von seinem Patron, sondern nur von dem, was hier zur Sache gehört, und ihn dem Philippus vorzüglich interessant machen mußte, nämlich von seinen Glücksumständen und seiner Lebensart, Auskunft ertheilt.

V. 58. am eigenen Heerd.) lare *certo*. Einige Handschriften haben *curto*, welches Bentley billigt, und was gewiß zur Ausführung des ganzen Gemäldes unentbehrlich wäre, wenn nicht die Idee schon in dem Vorigen: tenui censu, läge. Unter lare *certo* ist ein gewisser, d. h. von den Eltern ererbter oder selbst erworbener, nicht von der Willkühr des Herrn oder Patrons abhängiger Wohnort, ein regelmäßiges häusliches Leben und die stillen Freuden der Familie zu verstehen (So Seneca Med. v. 478. per spes

tuorum liberûm et *certum larem*), welche hier schicklich mit den geselligen Freuden (parvis sodalibus) verbunden werden. Das Gegentheil des certi laris ist in der Schilderung 1. Epist. XV, 28. enthalten: scurra *vagus*, non qui certum praesepe teneret.

V. 67. der Fesseln des Handels.) Der wichtige Ton, in welchem Mena von seiner kleinlichen Trödeley (er verkaufte nach V. 65. *vilia scruta* d. h. γευτη, γευταρια, oder wie Lucilius b. Gellius N. A. III, 14. das Wort versinnlichet perfractam strigilem, soleam dimidiatam u. s. w.) als von unversäumlichen Handelsgeschäften redet, macht die Scene und Person nur komischer. — Ueberhaupt aber ist diese ganze Erzählung als ein Muster in ihrer Art zu empfehlen. Kürze und zugleich Ausführlichkeit, überraschende Wendungen, zweckmäßig eingewebte Dialogen, Natur und leichte aber feste Charakterzeichnung, ein unterhaltendes Detail, welches sich doch nie ins Kleinliche und Abgeschmackte verliert, und eine stete Hinsicht auf den Hauptendzweck, für den zuletzt auch die kleinsten Schilderungen angelegt scheinen, und worin man, wiewohl unter absichtlich verschieden gewählten Situationen, die Verhältnisse des Dichters zum Mäcen wiederfindet, machen sie höchst anziehend, und, so episodisch sie auch scheinen mag, zu einem schönen Theil des Ganzen.

V. 75. und der tägliche Gast.) Im Text: *Certus* conviva, der gewöhnliche, beständige Tischfreund.

freund. Ich zweifle, daß das Bentleyische *ferus* conviva den Vorzug verdiene. Certus sagt mehr — Beides, daß er Client und Tischfreund war, machte daß es ihm wenig auffiel, und daß er nichts Arges ahndete, als ihn Philippus zu einer Parthie aufs Land einlud.

V. 76. Zum lateinischen Fest.) Die Feriae Latinae waren ein unbestimmtes Fest, welches allezeit vom Consul festgesetzt und durch die Präconen ausgerufen wurde. Es war eines der ältesten, und schrieb sich von Tarquinius dem Stolzen her (Aurel. Vict. de Viris illustr. c. XI.) Die Gebräuche dabey zeigen deutlich an, daß es ein Bundesfest mehrerer lateinischen Städte (nach Dionysius Halicarn. IV. 49. waren es sieben und vierzig) gewesen. Man opferte auf dem Albanischen Berge dem Jupiter einen Stier, und theilte ihn, nach der Zahl jener Städte, unter die Abgeordneten derselben aus, und brachte überhaupt vier Tage unter mancherley gewöhnlichen Festunterhaltungen hin. Daß Rom und die römischen Priester dabey die erste Rolle spielten, ist leicht zu denken. Geschäftsmänner, wie Philippus, benutzten den Stillstand der Geschäfte bey diesem Feste, um sich auf ihren Landgütern zu erholen.

V. 78. Und das Land zu preisen.) Drollig und wahr zeichnet dieser kleine Zug den durch seine mechanische Lebensart an die Stadt gefesselten Bürger, der die schönen Gegenden Italiens

noch nicht gesehen, und dem diese Reise vielleicht die erste Ausflucht aufs Land war.

V. 79. Und weil er sich Bequemlichkeit sucht.) Sinnreich vermuthet Hr. Wieland aus diesen Worten, daß das Güthchen, wozu Philippus dem Mena verhalf, ungefähr zwischen der Stadt und seinem Sabinischen Landgute in der Mitte, oder doch so nahe bey Rom gelegen, daß er selbst dadurch einen Ort bekam, wo er einen halben Tag von Geschäften ausruhen konnte (requiem), und erwünschte Unterhaltung (risus) fand.

V. 80. Schenket er ihm Zweihundert u. s. w.) Die Größe des Gütchens läßt sich sowohl aus dem Kaufpreise, als auch aus V. 87. bestimmen, nach welchem ein Stier zur Bestellung hinreichend war. Mena gewann also nicht viel bey dieser Veränderung seiner Lebensart.

V. 84. Pflanzet sich Ulmen,) zu Stützen der Weinstöcke. Von der Sitte der Italiäner die edelsten Weine an Bäumen zu ziehen, und die Reben hoch hinaus zu leiten, s. Voß zu Virgils Landbau II, 361.

V. 94. beym Genius bitt' ich u. s. w.) Jeder Mensch hatte, so wie jeder Ort (Virgil. Aen. VII, 136.), jede gesellschaftliche Verbindung, jede Beschäftigung einen Genius, der ihn, wenn er nur durch Opfer seine Gunst zu erhalten wußte (Pers. Sat. II, 3. Horat. II, Epist. I, 143. 144. III. Od. XVII, 14. 15. A. P. 209. 210.) nie verließ, immer schützte und beystand.

stand. Fast kein Schwur war daher heiliger, als der bey dem Genius; und wenn man von einem etwas dringend verlangte, so konnte man der Gewährung gewiß seyn, wenn man ihn bey seinem Genius darum beschwor. — Nicht minder heilig und wirksam war die Bitte bey den Penaten und Hausgöttern. Cic. Orat. p. Domo ad Pontifices c. 41. — Uebrigens beschwört Vultejus als Client seinen Patron Philippus vorzüglich bey den Genien und Penaten; welches in frühern Zeiten nur die Sklaven thaten.

im Februar 1809.

E.

III.

Mélanges extraits des Manuſcrits de Mme. *Necker*. Tom. I. XX. und 383. S. Tom. II. 404. S. Tom. III. 432. S. Paris, Charles Pougens, Imprimeur - Libraire. An VI. (1798, vieux ſtyle). 8.

Nahrung für Witz und Gefühl aus den hinterlaſſenen Schriften der Frau Necker; allen gebildeten Leſern und vorzüglich dem weiblichen Geſchlechte geweiht. Erſtes Bändchen, Chemnitz, bey G. F. Taſche. (1799.) XII. und 367. S. 8.

Herausgeber dieſes litterariſchen Nachlaſſes der verdienſtvollen Frau iſt Hr. Necker ſelbſt. Die von ihm S. I — XX vorausgeſchickten Obſervations betreffen hauptſächlich den achtungswürdigen Charakter der Verſtorbenen. Hier nur einer der intereſſanteſten Züge. S. IX. Les facultés de Mme. N. lui permettoient de parcourir une eſpace indéfini, et ſes principes étoient immobiles. Auſſi, avec un progrés journalier dans ſes aperçus et dans ſes connaiſſances, elle avoit conſervé une innocence de coeur, qui, prolon-

geant

geant ſa jeuneſſe morale, répandoit beaucoup des grâces ſur ſa perſonne. Singulier contraſte! elle voyoit tous les développemens de l'amour propre, tous les jeux de la vanité, toutes les ſecouſſes des paſſions, et elle ne croyoit presque jamais aux deſſeins perfides et aux démarches ruſées. Ce mélange de pénétration dans le regard et de confiance dans le caractére formoit un enſemble unique en ſon genre et dont l'effet étoit plein des charmes. Ihr ächt religiöſer Sinn, der auch im Kreiſe der Diderot u. ſ. w. ſich gleich blieb, wird S. XI gut geſchildert. Ein auch für den Zeugen ehrenvolles Zeugniß über Mme. N. von Thomas beſchließt dieſe kurze Charakteriſtik. Ihre weiſe Wohlthätigkeit, die ſich in Paris auch an öffentlichen Anſtalten wirkſam zeigte, iſt bekannt.

Gewiß wird Niemand, der Sinn für feinere Lebensweisheit und für die Freuden gebildeter Geſelligkeit hat, dieſe Sammlung, ohne mannigfaltiges Vergnügen genoſſen zu haben, aus der Hand legen. Gern fühlt man ſich hier oft in den erleſenſten Cirkel von Paris verſetzt. Manche feine Empfindung iſt hier zart und ſchön ausgedrückt; viele neue glückliche Bilder und Gleichniſſe beleben den Vortrag. Daß übrigens auch vieles mit vorkommen wird, was den an eine gründlichere Philoſophie gewöhnten Deutſchen zu unbeſtimmt und zu flach ſcheint, erwartet ein vernünftiger Leſer von ſelbſt. Die Verſchiedenheit weiblicher geiſtiger

Bildung von der festern männlichen, auch wenn jene unter den verhältnißmäßig glücklichsten Verhältnissen aufblühte, leuchtete uns übrigens auch bey diesem Werke von neuem ein. Lächeln mußten wir daher bey der starken Aeußerung des Herausgebers (S. V.): L'ensemble forme un recueil précieux, et je doute qu'aucun ouvrage renferme un plus grand nombre d'idees. Wahrer ist, was folgt: On ne verra pas avec indifférence, dans les écrits de Mme. N. l'association si rare du brillant de l'esprit à une morale sévère et aux sentimens religieux les plus affermis.

Doch zum Einzelnen. Im ersten Bande stehn Pensées et traits p. 21 — 61. 69 — 123. 183 — 320. Aus der Moral, dem gesellschaftlichen Leben und der Litteratur. Hier ein Paar zur Probe: p. 45. Si l'on considère l'homme dans ses rapports avec l'univers, dont il ne fait qu'une petite portion, plus il se sera voué à un seul objet, à l'exercice d'une seule faculté, plus il tiendra de place dans ce grand ensemble; mais si on le considère lui-meme comme un petit univers à part qui doit trouver au dedans de soi toutes les choses nécessaires à la félicité et à l'existence, alors il nuit à l'un et à l'autre en ne s'occupant que d'une seule chose. — p. 52. L'injustice et l'ingratitude des rois ressemblent à la chute d'un bloc de marbre, qui écrase l'artiste dans le tems même, qu'il s'occupoit à en faire

faire la ſtatue d'un Dieu. Gegen manches wäre auch manches zu erinnern. Wenn es z. B. S. 48 heißt: Un des agrémens du ſtyle eſt de préſenter deux idées entièrement différentes, par deux mots ou par deux phraſes ſynonymes; ſo ſagt Md. M. offenbar etwas anders, etwas anders will ſie ſagen. In den gleich folgenden Beyſpielen werden nicht zwey ganz verſchiedene Ideen durch zwey gleichbedeutende Phraſen dargeſtellt, ſondern umgekehrt zwey ſehr nah verwandte Ideen, durch zwey widerſprechend lautende Ausdrücke. Ainſi l'on peut dire en parlant de cette ſingularité de Mme. ***, qui ſait beaucoup de choſe ſans que l'erudition ſe mêle à ſes idées et vienne à leur ſecours: *Elle ſait tout et n'a jamais rien pu apprendre.* Oder von einem Brief einer berühmten Frau: *Je ne la connois point; mais je ne puis la meconnaitre* —

Wenn ihr S. 59 die Epiſode von Claude Anet in der Neuen Heloiſe nicht gefällt, weil — quand nos paſſions ont aſſez faſciné notre jugement pour nous faire oublier tout ſentiment de pudeur, elles ne nous laiſſent plus ſuſceptibles de pitié: ſo iſt die letztere Bemerkung gewiß nicht allgemein wahr. Gerade das zartfühlende Herz wird am erſten durch Erfüllung der ſüßen Pflicht der Wohlthätigkeit für ſein auf der einen Seite verletztes moraliſches Gefühl Beruhigung und Ergänzung auf einer andern ſuchen. — Doch gegen den größern Theil der einzelnen Bemerkun-

gen der Mme. N. möchte wenig zu errinnern seyn. Rec. hat sich eine Menge in seinem Exemplar angestrichen, die bald für den, der in der feinern Gesellschaft sein Glück machen will, bald für den, der ausgesuchte Bemerkungen über höhere Bildung des Stils sucht, bald für den, der sich nach Regeln ächter Lebensweisheit umsieht, grosses Interesse haben. Beyspiele der erstern Art, s. p. 94. 220. 251. 256. 257.; der zweyten, p. 74, 75, 78, 79, 97, 228, 245, 246. (Ueber die Verschiedenheit des Stils in Racine's verschiedenen Tragödien scharfsinnige Bemerkungen.) 249, 273, 274.; der dritten p. 82, 110, 305 u. s. w. An glücklichen psychologischen Winken fehlt es eben so wenig, als an pikanten Bonmots mancher der witzigsten Pariser Männer und Frauen, und artigen Anekdoten. Von jenen mögen hier wenigstens ein Paar stehn. p. 234. Ballot disoit, en parlant de l'amour de M. de la Popelinière pour les louanges: Si quelqu'un s'écrie devant lui, Le Ciel en soit loué, il croit que c'est à ses dépens. — p. 291. Quand la statue de Louis XV. fut posée sur des grues afin de l'élever jusqu'à son piédestal, on dit: Voilà le roi au milieu de son conseil. — p. 366. On mena M. de Vaucanson chez Mme. du Deffant; la conversation étoit fort stérile. Que pensez-vous de ce grand-homme, dit-on à Mme. du Deffant, quand il fut sorti: Ah! j'en ai une grande idée; je pense qu'il s'est fait lui-même.

Der

Der übrige Inhalt des erſten Bandes beſteht aus kleinen moraliſchen und litterariſchen Aufſätzen, und aus Briefen. 1. De la manière dont la Société juge les gens d'eſprit, S. 61 — 69. Die Ueberſchrift bezeichnet den Inhalt nicht hinlänglich. Eſprit, zeigt die Verf., reicht in den Wiſſenſchaften nicht hin u. ſ. w. 2. De la lecture: du choix à faire dans ſes lectures, ſuivant la différence des âges. p. 167 — 170. 3. De la manière de juger les livres et leurs auteurs. p. 170 — 177. In den beyden erſtgenannten Aufſätzen haben wir eben nichts Anzeichnungswerthes gefunden; in dieſem aber ſind intereſſante Bemerkungen über den Stil Montaigne's, Rouſſeau's, Montesquieu's. 4. Méthode pour rendre la lecture plus utile; de ſon influence ſur le bonheur p. 177 — 183. Hier heißt es u. a. S. 178.: On devrait en reçommandant l'etude de l'hiſtoire, tracer des routes différentes, ſuivant les divers genres d'eſprit: ainſi l'on rappelleroit à une ame élevée les ſiècles par les grands hommes; et à un eſprit exact, les grands hommes par les ſiècles. — 5. De l'utilité et de la neceſſité de ſ'examiner attentivement p. 363. 6. De l'eſprit et du gènie p. 370. 7. Des images, des comparaiſons et des alluſions. p. 372. Alles artig geſchriebene, doch von Seiten des Inhalts nicht bedeutende, kleine Aufſätze. — 8. Portrait d'Emilie, ou de Mme. de Lauzun; imité du Spectateur, p. 376 — 383.

Den

Den übrigen Theil des erſten Bandes nehmen Briefe und Briefſragmente ein. p. 124 — 167; 321 — 336. In dem erſten an Thomas p. 124. Gedanken auf Veranlaſſung eines Eloge auf Fontenelle. In folgenden an den Grafen von Schomberg treffliche religiöſe Ideen, mit edler Wärme, vorgetragen. 3. An Büffon p. 128. Ihre Erwartungen von ſeiner Darſtellung des Mineralreichs. 4 — 7. An Thomas. Sie warnt ihn vor zu großer Geiſtesanſtrengung bey Kränklichkeit. Les belles penſées qui viennent occuper vos têtes, ſagt ſie u. a., ſont, comme les perles de l'Inde, l'objet de l'admiration de ceux qui les regardent, et la preuve d'une maladie qui fait ſouffrir et mourir le poiſſon qui les produit. — Voltaire in Paris ꝛc. — 8. An Marmontel, über Piccini und mancherley. U a. ſagt ſie etwas von Frankreich, was leider! auch in Deutſchland gilt. S. 139. En France, il faut regarder la gloire comme une maîtreſſe oublieuſe et peu indulgente; en être aimé la veille, n'eſt jamais un titre pour le lendemain. Witzig ſagt ſie dem Epikuräer S. 141: Vous la traitez, cette pauvre ame, comme ces grands Seigneurs qui dinent chez des financiers, et qui ne trouvent rien à critiquer au repas que la préſence du maître. — 9. An Sauſſüre, über ſeinen Erziehungsplan. 1793. Von der chriſtlichen Religion rühmt ſie p. 146, man werde darin viel mehr gewahr les droits du prochain que les

droits

droits de l'homme. 10. An Moulton. Ueber Rouſſeau ꝛc. 11 — 14. An M. de L... U. a. ſagt ſie S. 157: Ie n'ai point de nouvelles littéraires; cette converſation n'eſt plus à la mode; la criſe eſt trop forte: on ne propoſe pas une partie des échecs ſur le bord d'un précipice... le mouvement (public) change le cours de nos idées; le lit ancien, qui les contenoit, ne préſente plus qu'une rive dédaignée, et le nouveau eſt trop vaſte pour le fleuve qui doit l'occuper. — 15. An Gibbon, p. 163 — 167. Voll freundſchaftlicher Aeußerungen. Man kennt ſein früheres Verhältniß zu Mme. N. — 16 — 19. An Lord Stormont p. 321. f. Artig iſt folgendes Gleichniß der Mme. N. S. 322, nachdem ſie eben geſagt hatte, ſelbſt die öffentlichen Geſchäfte wären ihr zuwider, ſeit der Friede dahin ſey. La politique reſſemble à ces matières communes qu'on jette loin de ſoi, quand elles n'ont pu empêcher des vaſes précieux de ſe heurter l'un contre l'autre. 20. Au Mme de Br... 21 — 23. An Diderot. 24. 25. An Grimm. 26. An den Abbate Galliani. 27. An Chabanon. Bey Gelegenheit ſeiner Ueberſetzungen nach Theokrit über das Ueberſetzen der alten Dichter überhaupt Maximen, wie man ſie von den Franzoſen gewohnt iſt. 28 — 30. An Saint-Lambert. Ein wahres Wort vom Vortheil der Leiden. S. 355. 31. An Gibbon. In dieſem Briefe p. 361, 362 eine treffende Stelle über die ſpäten Heirathen.

Den

Den zweyten Band eröffnen wieder Penſées et Traits p. 1 — 154. Von derſelben Mannigfaltigkeit, wie die im erſten. Hier ſtehn folgende kleine Anekdoten, p. 65. Des enfans gliſſoient ſur la Seine: un petit pâtiſſier avoit ſur la tête une corbeille remplie de petites pâtés; il étoit le premier, la glace manqua ſous ſes pieds, le petit garçon fut englouti. La corbeille étant plus large que l'ouverture, reſta ſur la glace: tous ces petits hommes ſe jetèrent ſur la corbeille et pillèrent les petits pâtés. Image de la vie.

Bis hieher geht der erſte Band der deutſchen Ueberſetzung. Alſo jetzt über dieſe unſer Urtheil. Schon der Titel, und noch mehr die Vorrede kündigt einen Auszug an. Es iſt indeß bis auf ein Paar ausgelaſſene Briefe und eine ziemliche Partie der Penſées und Traits alles überſetzt. Rec. geſteht, er hätte, wenn es Auszug oder vielmehr Auswahl ſeyn ſollte, dieſe viel ſtrenger gewünſcht, da noch viele Gemeinplätze mit unterlaufen. Das ganze Werk würde ſich in dieſem Fall in einen einzigen mäßigen Band, von auserleſenen, treflichen Sachen haben concentriren laſſen. Sollt' es aber einmal nicht ſtrenge Auswahl des Vortreflichen ſeyn, ſo hätte lieber Alles ohne Ausnahme überſetzt werden mögen, da, wie Rec. bemerkt hat, manches wenigſtens für den gebildeten Leſer Intereſſante ausgelaſſen iſt. Indeß, der Ueberſetzer, der ſich D. G — z. unterſchreibt, beſtimmte ſeine Arbeit vor-

vorzüglich, wie der Titel ſagt, für das weibliche Geſchlecht. Und ſo überging er nicht leicht Stellen, wo die Verfaſſerin moraliſirt; eher ſolche, wo ſie Bemerkungen über den Stil macht, oder Pariſer Anekdoten mittheilt. Dem Frauenzimmer können wir ſein Buch allerdings als eine belehrende und angenehme Lectüre empfehlen, wiewohl die Leſerinnen, die Franzöſiſch verſtehn und des Originals habhaft werden können, lieber nach dieſem greifen werden. Scheint uns gleich dem Ueberſetzer nicht gelungen, was er nach S. VII erreicht zu haben ſich Hoffnung macht, die Verfaſſerin im deutſchen Gewande eben ſo gefällig darzuſtellen, als ſie im Franzöſiſchen es iſt: ſo iſt die Verdeutſchung doch lesbar und gehört gerade nicht zu den ſchlechten. Ein Misgriff, wie S. 201: „Dies iſt Voltaire's Kunſt in Zaire u. ſ. w. und Racine's im Phädrus erweckt freylich von ſeiner Bekanntſchaft mit der Litteratur nicht den vortheilhafteſten Begriff. S. 328 heißt es: „Der Herr von Montesquieu konnte nicht ſelbſt ſchreiben; und dies iſt vielleicht der Grund, daß ſein Stil ſo holpericht iſt.“ Wie? Montesquieu's Stil wäre holpericht? Hat das Mme. N., die über Schreibart ſonſt ſo fein und treffend urtheilt, wirklich geſagt? — Style découſu ſteht im Original. Das iſt ungefähr ſo viel als Style coupé, entgegengeſetzt dem Periodiſchen: zerſchnittene Schreibart. — S. 312. „le Kain erzählte in einem öffentlichen Hauſe, daß die Einnahme der Schauſpieler nicht

über

über 8000 livres betragen habe u. s. f.“ Le Kain étoit *au choffaur*, heißt es in der Urschrift Tom. II. p. 23. Chauffoir ist hier der Wärmort hinter dem Theater. Da war le Kain's Antwort an jenen Offizier: Et comptez-vous pour rien le droit de me parler ainsi? ganz an ihrer Stelle. Denn im Schauspielhause war le Kain wie zu Hause, und zu Hause erduldet man am wenigsten eine Impertinenz. — Solcher Mißgriffe möchten sich bey genauerer Vergleichung wohl noch manche finden. Dergleichen also möge Hr. G. beym zweyten Bande durch geschärfte Sorgfalt vermeiden, wenn diese Erinnerung des Recensenten, der außer Deutschland lebt, nicht vielleicht schon zu spät kommt, da der zweyte Band zur Michaelmesse angekündigt wurde. — Der hinzugefügten Anmerkungen sind nur wenige, und diese nicht von Belang.

Doch wir fahren in der Inhaltsanzeige des Originals fort. p. 155 — 193 folgen dreyzehn Briefe an Guibert, den Chev. Aude, Abbé Barthelemi, Marcheſe Carraccioli, Meister, Sauſſure, Dubucq, an Mme Hubert und einen Ungenannten. Ueber Büffon, S. 164. f. S. 167, 168 Dank an Barthelemi für seinen Anacharsis. S. 177 über Mlle Clairon f. ꝛc. — S. 196 — 207. Souvenir d'une conversation avec M. de Buffon, sur un ouvrage de M. Thomas. Einzelne Bemerkungen über den Stil in einem Aufsatz von Th. über Milton. Von ähnlichem Gehalt

S.

205 — 207, die Réflexions grammaticales ſur quelques pages d'Emile. — p. 207 — 218. Sur M. de *Guibert*. Ein kleines Eloge. — Wieder Penſées et traits de ſociété p. 219 — 354. Noch Lettres et fragmens de lettres p. 354 — 371. An Mme. *Nadot*, die Schweſter Büffons, über ihren großen, ſo eben verſtorbenen Bruder, S. 355 f.; au Polier de Saint-Germain; au Dr. Favre, an Graf Schewalof, an Abbé de Lille. S. 369. ein Brief an Mme. de Monteſſon, der eine abſchlägige Antwort in der feinſten Manier enthält. Vous devez avoir, ſagt ſie am Schluß des Billets, tous les empires ſur les ames honnêtes, excepté un ſeul, celui d'inſpirer des ſentimens que vous n'auriez pas dans les mêmes circonſtances. Vous obéir ou vous imiter ſont deux moyens bien flatteurs de ſatisfaire ſon orgueil; mais l'un eſt encore plus puiſſant que l'autre. — Den zweyten Band beſchließt Portrait de M. *Necker*, fait en 1787, p. 372 — 404, im Ton der Franzöſiſchen Eloges. p. 381 f. lernt man auffallende Züge von Hrn. N. äußerſt weit getriebener Gleichgültigkeit gegen das Geld kennen. Seine Frau beſorgte in den ſpätern Jahren die Verwaltung ſeines eignen großen Vermögens allein; er wollte gar nichts damit zu ſchaffen haben. Uebrigens findet man eine intereſſante pſychologiſche Darſtellung in dieſem Gemälde. Auch beweißt es, daß das Talent eines brillanten Colorits ihr in nicht gemeinem Grade zu Gebote ſtand.

Im dritten und letzten Bande wieder Pensées et traits p. 1 — 156; 249 — 253; 255 — 381. Zwanzig Briefe an Thomas, p. 157 — 218. Sie athmen die innigste Freundschaft. Man sieht zugleich vorzüglich aus ihnen, daß Mme. N. oft mit den Leiden eines zartgebaueten Körpers und einer noch zarter organisirten Seele kämpfen mußte. In einigen herrscht eine sanft melancholische Stimmung, wie S. 169 f. 172 f. Hierauf folgt Portrait de M. *Thomas*, p. 218 — 227: nur einige Züge, aber mit vieler Feinheit entworfen. Sie habe es, sagt sie, wie jener schlechte Maler gemacht, qui faisissoit les ressemblances des plus belles personne par leurs défauts habituels; j'ai représenté M. Thomas isolé au milieu des hommes, plus austère encore dans ses moeurs que dans ses écrits, plus fait comme Caton et Régulus, que pour vivre dans le dix-huitième siècle. Ducis nannte ihn (s. Tom. I. p. 84) un chartreux du monde. Uebrigens sieht man aus den Schriften der Mme. N., daß, so wie sie unter allen ihren Freunden Büffon am meisten bewunderte und verehrte, sie Thomas am zärtlichsten liebte. Der Umgang dieses edeln Mannes war ihrem Herzen Bedürfniß. — p. 227 f. Portrait de M. de *Mauleon*, eines geschätzten Advokaten. — p. 234 f. Sur l'ame. Als Aufsatz einer Dame philosophisch genug. — p. 238 f. Maximes imitées de Marc-Aurèle. — p. 240. f. Sur Mme.

Geoffrin

Geoffrin. Ein ſehr intereſſantes Bild der merkwürdigen Frau in ihrem Alter. Man kennt ſie in Deutſchland ſchon unter andern aus Sturzens Briefen aus Paris. — Lettre que m'a écrite M. de *Buffon*, deux jours avant ſa mort. p. 253—255. Ueber die Introduction zu Necker's Werk ſur les opinions religieuſes. — Den Schluß des Ganzen macht ein leider unvollendet gebliebenes Eloge auf Mme. de Sevigné, p. 312 f. Wer wollte über eine geiſtvolle Frau nicht gern die andere hören?

IV.

Vita Davidis Ruhnkenii. Auctore *Dan. Wyttenbachio.* Leiden und Amſterdam bey A. und J. Honkoop und P. den Hengſt. — 1799. VI. u. 295 S. gr. 8.

Daniel Wyttenbach war ein Schüler und nachmals vertrauter Freund von Ruhnkenius; gleiche Talente und das gemeinſchaftliche Studium der alten Litteratur verbanden ſie; als dieſer ſtarb, trat jener in die von Ruhnkenius ſo lange behauptete Stelle des erſten Humaniſten in Holland, und er, der Würdigſte! ward auch der Erbe ſeiner Aemter in Leiden. Wer hatte alſo wohl mehr äußern und

innern Beruf, Ruhnkenius Biograph zu werden, als Wyttenbach? Wirklich hat er diese Provinz auf eine Art verwaltet, die seine Schrift zu dem schönsten Seitenstück von Ruhnkenius Elogium T. Hemsterhusii macht. Er hatte den Gedanken, seines Freundes Leben zu schreiben, schon längst gefaßt, und Materialien dazu, größtentheils aus Ruhnkenius eignem Munde gesammelt, so daß er im Stande war, eine chronologisch genaue und vollständige Geschichte des Lebens und der Schicksale seines Freundes zu schreiben. In diese Geschichte seines äußern Lebens ist nun auf eine natürliche und einfache Art die Geschichte seines Geistes, seiner Ausbildung, seiner Gelehrsamkeit, seiner großen Verdienste um die humanistischen Wissenschaften, eingewebt, u. sein gelehrter Charakter wird auf eine meisterhafte Art, unter andern durch Zusammenstellung und Vergleichung mit Hemsterhuys, Valckenaer, Lucas Holstein u. a. bestimmt und aus einander gesetzt. Wiewohl dieses der wichtigste, ächt classische Theil dieser Schrift ist: so konnte sich der Vertraute der humanistischen Litteratur doch Ruhnkenius literarischen Charakter einigermaßen aus seinen Werken abstrahiren, ob es gleich Wenigen gegeben seyn möchte, ihn aus einem so hohen Standpunkt zu betrachten, und mit so treffender Wahrheit sich zu skizziren. Aber als Menschen kannte das Ausland Ruhnkenius noch wenig, und man ist überhaupt geneigt, bey einem bloßen Philologen diese Seite nicht für die interessanteste zu halten. Desto verdienstlicher ist die überraschende

ſicht, die uns der Vf. von dem großen Gelehrten als einem treflichen Menſchen, Bürger, Patrioten, Freund und Hausvater giebt, auf den das: homo ſum; nihil humani a me alienum puto, ſo ganz paßte. Doch man lernt in dieſer Schrift nicht nur Ruhnkenius als Gelehrten und als Menſch kennen; der Vf. hat ſein Werk dadurch noch fruchtbarer und zu einem wahren Handbuch für alle jungen Freunde der alten Litteratur gemacht, daß er es mit Bemerkungen, Anekdoten und Schilderungen der neuern Humaniſten, vornehmlich Hollands, begleitet, die Geſchichte der Schickſale der Humanioren in Holland einwebt, über das Studium der alten Litteratur eine Menge durchdachter und lehrreicher Betrachtungen anſtellt, und bey Gelegenheit manche Ausführungen intereſſanter Punkte aus der alten Litteratur beybringt. Es war dem gefühlvollen Vf. Bedürfniß ſich recht über Ruhnkenius und über alles, was nahe oder ferne Beziehung auf ihn und auf die Studien deſſelben hat, auszureden; daher jene Redſeligkeit, die aber lieblich wie die des Pyliſchen Redners iſt, die immer belehrt, und auch da, wo ſie längſt bekannte Gegenſtände betrifft, angenehm unterhält.

Hier nur eine kurze Skizze von Ruhnkenius Leben, die nicht befriedigen, ſondern zum Leſen des Wyttenbachſchen Werkes ſelbſt einladen ſoll. Ruhnken war d. 2. Jan. 1723 in Stolpe in Hinter-Pommern gebohren, wo ſein Vater ein wohlhabender Bürger und Schultheiß war. Da der Knabe früh Spuren von Kopf und Gelehrigkeit zeigte, wurde er

von seinen Eltern zum Studiren, und namentlich von der Mutter zur Kanzel bestimmt. Sie schickten ihn in das Pommersche Städtchen Schlage auf die Schule, wo der geschickte, für die lat. Sprache sehr eingenommene Rector Kniephof in ihm die Liebe für die Wissenschaften überhaupt und insonderheit für die lat. Sprache weckte. Von da kam Ruhnkenius auf das Collegium Friedericianum in Königsberg, wo ihm seine Kenntniß der lat. Sprache die Werthschätzung seiner Lehrer und Mitschüler erwarb. Quorum unus, sagt Wyttenbach, inprimis erat ingeniosus puer, magnus item aliquando vir futurus, Immanuel Kantius, eodem Latinarum elegantiarum amore flagrans; ut alter alterum mutuo aemulationis dolore excitaret. Sed Kantium sive casus, sive quidam ingenii aestus ad Philosophiam detulit in qua quum aetatem consumeret, senex eam protulit Metaphysicam rationem, quae nunc maxime ipsius nomine celebratur. Ruhnkenium, ut cum poëta loquar, quae puerum adspexerat Musa, eadem nec senem reliquit: igitur hoc studium retinuit, indeque profectus omnis Latinae Graecaeque elegantiae et rationem complexus est, et princeps exstitit. Ruhnkenius gab sich der alten Literatur so hin, daß er ihr das Studium seines ganzen Lebens zu weihen, und sollte er ja, um seines Fortkommens willen, nebenher ein Brodstudium treiben müssen, die Rechtswissenschaft zu ergreifen beschloß, weil ihm diese in engerer Verbindung als die

die Theologie mit der alten Literatur zu ſtehen ſchien. Indeß wollte er es ſeiner Mutter nicht zu Leide thun, daß er der Theologie geradezu entſagte, und er verlangte nur, als die Zeit herankam, wo er die Akademie beziehen ſollte, nach Göttingen gehen zu dürfen, um gründlich Griechiſch zu lernen, welches er nirgends ſo wie in Gesners Schule könne. Die Seinigen glaubten, er brauche das Griechiſche zur Theologie und ließen es geſchehen. Aber ein Ungefähr machte, daß er Gesners Schüler nicht wurde. Auf der Reiſe nach Göttingen machte er nämlich in Wittenberg die Bekanntſchaft des eleganten Juriſten Ritter und des gelehrten Antiquars und Beredſamkeits-Lehrers, Berger, und ward von ihnen ſo eingenommen, daß er in Wittenberg blieb und unter Ritter Rechtsgelahrtheit und Geſchichte, unter Berger Röm. Alterthümer und Beredſamkeit ſtudirte. Eine Probe ſeiner erworbenen Kenntniſſe legte er nach zwey Jahren in ſeiner Diſſertation: de Galla Placidia Auguſta vor. Bergern verdankte er vorzüglich die Kunſt rein lateiniſch zu ſchreiben, und eine große Bücherkenntniß. Mathematik nebſt Wolfiſcher Logik und Metaphyſik vernachläßigte er nicht ganz; doch urtheilte er immer als Skeptiker von dem Werth der Philoſophie und räumte ihr nur einen formalen Nutzen ein. Sie hatte für ihn unſtreitig den Vortheil, daß ſie ihn richtiger denken und ſchließen und ſeine Schriften mit logiſcher Ordnung abfaſſen, auch die Schriften der alten Philoſophen gründlicher verſtehen lehrte. Lehrer in der griechiſchen

Literatur fand er in Wittemberg nicht; dagegen hörte er oft von seinen beyden Wittenbergischen Lehrern und von Ernesti, den er bey einem Besuch desselben in Wittenberg kennen lernte, daß das höhere Studium der griech. und lateinischen Literatur fast allein in Holland, vorzüglich in Leiden, unter Hemsterhuys blühe. Auf den Rath dieser Männer gieng er daher, so ungern seine Eltern einwilligten, nach Holland. Ohne Empfehlungsschreiben, gestützt auf sich selbst, eilte er zu Hemsterhuys, redete ihn lateinisch an, erzählte ihm, aus welcher Schule er komme, und daß er einzig nach Holland komme, um seinen Unterricht im Griechischen zu benutzen. Hemsterhuys war überrascht über den jungen Mann von seltenen Kenntnissen, der so rein lateinisch sprach; er interessirte sich in hohem Grade für ihn, und ward der Urheber seines Glücks. Ruhnkenius bewunderte und verehrte seinen Lehrer vom ersten Augenblick an unbegränzt; er studierte sechs Jahre unter ihm und hing im eigentlichen Sinne ganz am Munde des großen Gelehrten, nach dem er sich bildete. Nicht nur seine vielfältigen philologischen, historischen und juristischen Kenntnisse und Hemsterhuysens nachdrückliche Empfehlung erwarben ihm Freunde und Gönner, sondern auch sein gefälliges Aeußere, seine feinen Sitten, seine andern Talente im Zeichnen, in der Musik, im Tanzen, Reiten, Fechten und Jagen; seine Umgänglichkeit und Geschmeidigkeit, gereichten ihm bey allen Ständen zur Empfehlung und verschafften ihm Conditionen in

den

den besten Häusern. In seinen Freystunden las er alle griechische und lat. Schriftsteller der Zeitfolge nach durch, die meisten zweymal, erst statarisch, indem er den Schriftsteller kritisch und grammatisch, mit Hülfe der alten und neuen Lexicographen, und der neuern gelehrten Commentatoren und Erläuterungs-Schriften studirte, verbesserte, excerpirte, und dann noch einmal cursorisch. Seine erste Schrift in Holland waren die Epistolae criticae an Ernesti und an Valckenaer, welche den Mann von grossem kritischen Genie und von ausgebreiteter Belesenheit zeigten. Da ihn Hemsterhuys in Holland zu behalten wünschte und sich zunächst keine Aussicht zu einer philologischen Professur zeigte: so bereitete er sich auf seines Lehrers Anrathen zu einer juristischen Lehrstelle vor, besuchte juristische Vorlesungen, und gab folgende Probeschrift heraus: Thalelaei, Theodori, Stephani, Cyrilli commentarii graeci in tit. Codicis et Digestorum de postulando, s. de Advocatis et Procuratoribus, die mit einer lat. Uebersetzung und Anmerkungen begleitet war. Itzt warf er sich in das Studium der griechischen Philosophen, insonderheit des Plato, und bahnte den Weg zur grammatischen Erklärung desselben durch seine meisterhafte Bearbeitung von Timäus Lexicon Platonicum, von welcher folgendes Urtheil Brunks mit Beyfall angeführt wird: Hic est unus in tota Literatura Graeca libellus simul et brevissimus et doctissimus! Mehr als einmal erhielt Ruhnkenius, der itzt schon für einen der ersten

Humaniſten galt, Anträge zu Profeſſuren in Deutſchland von ſeinen Freunden, Ritter, Berger und Erneſti; aber er konnte ſich nicht entſchließen, das Land zu verlaſſen, wo der Geiſt der Freyheit und Gleichheit im Umgange herrſchte, wo die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften vor allen blühten und wo ſein Hemſterhuys lebte. Sein Wunſch ging itzt dahin, bevor er ein Amt anträte, gelehrte Reiſen zu machen, und die berühmteſten Bücherſchätze Europens aufzuſuchen, um noch unverglichne oder unbekannte Handſchriften zu benutzen und ans Licht zu ziehen. Im J. 1755 reiſte er nach Paris, wo er ein Jahr lang lebte, und eine unglaubliche Menge unedirte Grammatiker, Scholiaſten, Rhetoren ꝛc. aus der damaligen königlichen, und aus der Bibliothek St. Germain abſchrieb oder excerpirte, ferner eine Menge Handſchriften für ſich und ſeine Freunde verglich, mit einem ſo ausdauernden, herkuliſchen Fleiße, daß man ihn in Paris Hercules Muſagetes nannte. Von Paris wollte er ſeine literariſche Reiſe weiter nach Spanien u. ſ. w. fortſetzen, aber Hemſterhuys gab ihm einen Wink, daß er zurück kommen möchte. Er kam und wurde ſeinem Hemſterhuys als Lector der griech. Sprache an die Seite geſetzt, in welcher Stelle er theils heilige Schriften, das Evangelium des Lucas und die Apoſtelgeſchichte, theils Profan-Scribenten, den Homer, Xenophon und andre erklärte. Seine Lehrmethode war dieſe, daß er den Schriftſteller ſelbſt las und erklärte, aber über ſchwerere Stellen Erläuterungen vom Blatte dictirte.

dictirte. Vier Jahre nach Antretung dieser Lehrstelle wurde die Professur der Geschichte und Beredsamkeit in Leiden durch Oudendorps Tod erledigt, und Ruhnkenius übertragen, der sie mit einer Rede de doctore umbratico im J. 1761 antrat. Die witzige und beißende Schilderung der gelehrten Charlatanerie und Pedanterie in derselben zog ihm die Feindschaft vieler Schulpedanten zu, welche so weit ging, daß sie ihren Schülern abriethen, bey Ruhnkenius zu hören. Um seinem Lehramt völlig genug zu thun, studirte er noch einmal alle lateinische Schriftsteller mit ihren Commentarien durch, und vermehrte seinen Apparat zur Erklärung und Verbesserung derselben. Sein Amt erforderte es, daß er Vorlesungen über die allgemeine Weltgeschichte, über R. Alterthümer und über R. Classiker hielt; jene beiden hielt er nach Dictaten, die er sich ausgearbeitet und aufgeschrieben hatte, letztere erklärte er nach derselben Methode, wie er die Griechen erklärt hatte. Wyttenbach rühmt dabey sein Talent dem Anfänger sowohl nützlich zu werden, als die provectiores zu befriedigen, aus eigner Erfahrung. Was seinen Vortrag im Allgemeinen betrifft, so scheint er vorzüglich dadurch, daß Ruhnkenius das meiste ablas und in die Feder dictirte, etwas einförmig geworden zu seyn. Auch fehlte es ihm an einer biegsamen, melodischen Stimme. (Deerat vocis varia tractatio et soni suavitas, atque ita deerat, ut reliquis eloquentiae dotibus officeret.) Dieß war vielleicht eine von den Ursachen,

ſachen, warum er als Lehrer nicht den großen Applauſis hatte, den er zu haben verdiente. Nach Gesners Tode trug Münchhauſen die Profeſſur der Beredſamkeit in Göttingen dem Erneſti an, der ſie ablehnte, aber ſtatt ſeiner Ruhnken vorſchlug. Dieſer lehnte den Antrag ebenfalls ab, äußerte aber in ſeiner Antwort: ſie hätten ja in Deutſchland einen Heyne, einen gelehrten Mann, der ein würdiger Nachfolger von Gesner ſeyn würde; dieſen möchten ſie rufen. (Dieſer Brief findet ſich in Michaelis Briefwechſel) Itaque, ſetzt Wyttenbach hinzu, Ruhnkenii commendatione factum eſt, ut Heynius Goettingam vocaretur, et eo in loco poneretur, ubi plurimum ipſius et ingenium in Literis ſe proferret, et diſciplina ad Literarum florem incrementumque valeret. Ejus doctrinam e duobus ab illo editis libris, Tibullo et Epicteti Enchiridio, cognitam probaverant Hemſterhuſius et Ruhnkenius, de eaque, et praeclare, et, ut eventus docuit, vere augurabantur. Ruhnkenius hatte den Grundſatz, entweder gar nicht, oder eine reiche Frau zu heirathen, dem er aber in ſeinem 41ſten Jahre untreu wurde, da er den Reizen eines jungen Mädchens von ſeltner Schönheit, Grazie und Sittſamkeit, ungeachtet ſie wenig in Vermögen hatte, nicht widerſtehen konnte. Ruhnkenius, geſteht ſein Biograph, non erat novus in amore: expertus erat quid eſſet, et amare, et amari: ſed adhuc magis fuerat elegans formarum ſpectator

tor quam amator: Aristippi exemplo, solebat magis habere quam haberi. In hujus vero puellae adspectum et colloquium quum forte veniret, captus est, nec modo captus, sed ingenti percussus amore. Er heirathete sie, der Einreden seiner Freunde ungeachtet. Bisher hatte er einen beträchtlichen Theil seiner Zeit dem Vergnügen, gesellschaftlichen Zirkeln, Partien aufs Land und der Jagd gewidmet, und es ist unglaublich, wie er bey dieser Lebensweise dennoch so viel vor sich bringen und leisten konnte. Jetzo fing er ein häuslicheres und eingezogneres Leben an, welches seine neuen Verhältnisse und sein dadurch vermehrter Aufwand nothwendig machte. Aber auch so nahmen ihm seine Amts- und akademischen Geschäfte, seine vielfältigen Verbindungen, die sich immer und bis an sein Ende gleichbleibende Liebhaberey für die Hasenjagd, so viel Zeit weg, daß ihm des Tags nur wenige Stunden zum Studiren übrig blieben, welche Zeit er aber so wirthschaftlich zu benutzen wußte, daß er auch als Schriftsteller, wenn gleich nicht so thätig, als man von ihm wünschte und er selbst wollte, doch sehr thätig war. Da ihm sein Beruf die Cultur der R. Litteratur besonders zur Pflicht machte: so beschloß er vorzüglich den Rutilius Lupus, den Vellejus Paterculus und seinen Liebling, den Cornelius Nepos, zu bearbeiten. Die letztere Arbeit kam nicht zu Stande. Durch den Tod Alberti's war die große Ausgabe des Hesychius unvollendet geblieben. Ruhnkenius, der schon zum ersten Bande seinen

Freunde

Freunde viele Beyträge geliefert hatte, vollendete itzt den zweyten, und bereicherte ihn durch ein Auctarium. Im J. 1766 starb Hemsterhuys in seinem 82sten Jahre, und ihm folgte in der Professur der griech. Sprache und der vaterländischen Geschichte sein großer Schüler Valckenaer. Ein Jahr darauf hielt Ruhnkenius seinem verewigten Lehrer die berühmte Denkrede, worin Hemsterhuys als Muster eines vollkommenen Kritikers aufgestellt wird. Um diese Zeit gab er auch den Rutilius Lupus nebst der kritischen Geschichte der griech. Redner heraus. Einige Zeit darauf lieferte er einen Nachtrag von Anmerkungen zu Ernesti's Ausgabe von Xenophons Denkwürdigkeiten. Sechs Jahre hatte Ruhnken in einer glücklichen Ehe gelebt, und war Vater zweyer liebenswürdiger und schöner Töchter, als seine Frau gelähmt und blind wurde und seine jüngere Tochter ebenfalls erblindete, ein Schicksal, das den gefühlvollen Mann und Vater sehr erschütterte, in welchem ihn aber doch sein heitres, glückliches Temperament, manche andre zum Ersatz dienende angenehme Vorfälle, der Besitz der ältern blühenden Tochter und Zerstreuungen, aufrecht erhielten. Schon im folgenden Jahre 1772 beschäftigte er sich wieder mit schriftstellerischen Unternehmungen; arbeitete am Vellejus, an einer neuen Ausgabe seines Timäus und der kritischen Episteln, an Anmerkungen zum Longinus für Toup und an den Scholien zum Plato, die er aus den vornehmsten Bibliotheken Europens gesammelt hatte und bearbeitete. Nach

Abra-

Abraham Gronovs Tode im J. 1774 wurde er Aufseher der Leidner Bibliothek, um welche er sich durch seine Bücherkenntniß und durch Anschaffung wichtiger und seltner Werke hoch verdient machte. Im J. 1776 gab er seine Abh. de vita et scriptis Longini, welche der Vf. ein unsterbliches Werk nennt, heraus. Im J. 1779 erschien endlich seine editio palmaria des Vellejus, wie sie der Vf. mit Recht nennt. Im J. 1780 gab er zuerst den ihm von Matthäi in Moskau aus der Handschrift mitgetheilten Homerischen Hymnus in Cererem und im J. 1782 zum zweytenmal nebst der vermehrten Ausgabe seiner Epp. criticae heraus. Während der Zeit der Unruhen und Partey-Streitigkeiten waren Ruhnken und Valckenaer anfangs mit ihrem Lehrer Hemsterhuys Statthalterisch gesinnt; sie glaubten, der Freystaat brauche einen Regenten, der das Ganze verwalte und zur Eintracht leite, und die Bürger gleichsam einen Volkstribun, der sie gegen die Anmaßungen und den Despotismus der Patrizier schütze. Als sie aber sahen, daß die besten Anstalten und Stützen der Freyheit vom gemeinen Wohl zum Privatvortheil abgeleitet wurden: da traten sie auf die Seite der Patrioten, welche sie für die einzigen Retter des batavischen Ruhms und der batavischen Wohlfahrt ansahen. Ruhnken blieb auch zeitlebens der Partey der Freyheit, Gerechtigkeit und des allgemeinen Wohls ergeben; seine Festigkeit und das aufrichtige Bekenntniß seiner Ueberzeugungen erhielt ihm immer die Achtung jeder Partey.

Un-

Ungeachtet ihn die bürgerlichen Unruhen sehr beschäftigten, so faßte er doch im J. 1783 den großen Plan, Plato's Werke herauszugeben, zu deren Verbesserung und Erklärung er schon so viel vorgearbeitet und gesammelt hatte. Endlich erschrack er doch aber selbst vor dem Umfang des Unternehmens, und beschloß sich darauf einzuschränken, seine Platonischen Materialien in 3 Abschnitte zu vertheilen, wovon der erste die vermehrte Ausgabe des Timäus, der zweyte die Platonischen Scholien mit Anmerkungen, der dritte Miscellanea Platonica, bestehend aus seinem Vorrath von Verbesserungen, Anmerkungen und Varianten, enthalten sollte. Die neue Ausgabe des Timäus erschien; die Scholien zum Plato waren längst ganz abgedruckt, aber von den Anmerkungen dazu eine einzige Seite; mit den Miscellaneis kam es also gar nicht zum Druck. Dieß alles sind Schätze, die Wyttenbach hoffentlich mit der Zeit aus Ruhnkenius gelehrtem Nachlaß nebst vielen andern zu Tage fördern wird. Als die Partey der Patrioten unterlag, trug Ruhnken zwar darüber Leid, aber er wendete auch resignirend die Worte des Cicero auf sich an: Cum esset in unius potestate res publica, neque ego me abdidi, neque deserui, neque afflixi, neque ita gessi, quasi homini aut temporibus iratus: neque ita porro aut adulatus, aut admiratus fortunam sum alterius, ut me meae poeniteret: id enim ipsum a Platone philosophiaque didiceram, naturales esse quasdam conversiones

rerum-

rerum publicarum, ut eae tum a principibus tenerentur, tum a populis, aliquando a singulis. Daß Ruhnken unverhohlen der Partey der Patrioten zugethan war, entriß ihm viele Zuhörer: desto mehr Zeit konnte er auf literarische Arbeiten verwenden, und so erschien im J. 1789 von ihm, außer neuen Ausgaben vom Timäus, und dem Elogium auf Hemsterhuys, auch eine neue Ausgabe von Muretus Werken, mit Anmerkungen, die sich auf die Latinität bezogen. Von der Zeit an schien ihm das hereinbrechende Alter immer mehr die Kraft für ein Werk von längerm Athem zu rauben, und so manche angefangene Untersuchungen geriethen ins Stocken. Sein letztes und mühseligstes, aber höchst verdienstliches, Geschäft war die Umarbeitung und Verbesserung des Schellerschen lateinischen Wörterbuchs für die Zwecke der holländischen Schuljugend. Noch nie hatte er für eines seiner Werke die geringste buchhändlerische Belohnung erhalten; die auf dieses Werk gewandte unsägliche Mühe ließ er sich mit — 700 Fl. vergüten. Die französ. Revolution hatte bey seiner Stimmung für Völker-Freyheit und für Republikanismus einen lebhaften Theilnehmer an ihm, und so war auch die neue Revolution in Holland im J. 1795 in seinem Sinn. In dieser Periode lag zwar alle literarische Betriebsamkeit darnieder, und auch sein Lehrsaal war sehr leer, dagegen bekam er eine Art von politischer Bedeutsamkeit und sein Haus war der Sammelplatz vieler jüngerer und älterer, selbst der angesehensten Männer, die

ſich ſeines Raths bedienten. Sehr ehrenvoll für ihn, aber minder ehrenvoll für ſeine ſchwindelnde Landsleute iſt, was der Vf. bey dieſer Gelegenheit ſagt: Omnibus ſemper lenioris fuit auctor ſententiae, clementiaeque erga proſtratas jacentesque adverſarias partes: omnibus fuit ſuaſor, ut, quod in proverbio dicitur, quam quis artem noſſet, tractaret, regere ſineret eos, quos virtute et civili prudentia excellere conſtaret. Profecto, cum ad alia civitatis commoda, tum ad Academiae florem utile fuiſſet, ſi et hi, qui res gerebant, et illi, quorum res agebatur, illum aut magis conſuluiſſent, aut conſultum magis audiviſſent. Nunc, quum ille omnibus in rebus mitiorem prudentioremque rationem ſequeretur; iſti, qui dura calidave agitabant conſilia ad ipſum non referebant, probe ſcientes, ſe eum et diſſuaſorem et reprehenſorem habituros. Unter dieſen Umſtänden, und bey der durch die große Umwälzung herbeygeführten Vernachläßigung der Wiſſenſchaften, ward der letztern Periode ſeines Lebens freylich manches Bittere beygemiſcht. Er entſchlief den 14. May 1797, im 75ſten Jahre ſeines Lebens.

Auf den letzten Bogen zieht der Vf. die Reſultate aus einer vieljährigen Beobachtung Ruhnken's, um den Werth, den er als Menſch und als Gelehrter hatte, zu beſtimmen. Mit dem ſchönſten körperlichen Ebenmaaß vereinigte ſich bey ihm die vollkommenſte Harmonie aller geiſtigen

Ver-

Vermögen und Kräfte; er hatte eben so viel Genie als Urtheilskraft, und ein gewisses gleiches Maas, ein nicht zu viel und nicht zu wenig, war bey ihm charakteristisch. Sein Scharfsinn in der höhern und niedern Kritik war bewundernswerth; seine kritischen Verbesserungen und Entdeckungen entstanden ihm leicht und ungesucht, und er legte keinen sonderlichen Werth auf Conjecturen, die die Frucht eines mühsamen Nachgrübelns waren. Seine Gelehrsamkeit in der griechischen und lateinischen Sprache, in den Alterthümern, der Geschichte und Bücherkenntniß war die ausgebreitetste; sein lat. Styl war nicht nur rein, sondern hatte auch alle Vorzüge einer musterhaften Schreibart; sein Eifer für das Beste der Wissenschaften, namentlich der alten Literatur, ohne Gränzen, und eben so groß seine Bereitwilligkeit durch Rath und That einheimischen und auswärtigen Gelehrten zu dienen, jungen Leuten durch Belehrung, Warnung, Zurechtweisung, Empfehlung nützlich zu werden, aufkeimende Genie's zu pflegen, und in ihnen das heilige Feuer für Wissenschaften zu erhalten. Das innigste Gefühl für das Schöne, Wahre und Gute war die Quelle und die Richtschnur seines pflichtmäßigen Betragens in jeglichem Verhältnisse des Lebens. Er war populär, gesellig, freundschaftlich, aufrichtig und offenherzig, so gutmüthig, daß er sich oft täuschen ließ; er war sich seines Werthes und seiner Verdienste bewußt, doch mit Bescheidenheit und ohne sich deren zu überheben. Er war human in gelehrten Streitigkeiten; großmü-

thig gegen Beleidiger; unbekümmert um Gewinn und Reichthum, freygebig über sein Vermögen, so kümmerlich es, vorzüglich in den letzten Jahren, seines Lebens um seine Finanzen stand, und, im Vertrauen auf gute Menschen, fast zu wenig um das Schicksal seiner Familie nach seinem Tode besorgt. Gleichmuth zeichnete ihn in jedem Verhältniß, und bey den unsanftesten Schlägen des Schicksals, aus. Er war mäßig in allen Genüssen. Er verdiente den Namen eines guten Bürgers; jene Neutralität, die Mangel an Theilnahme an den Schicksalen der Mitbürger ist, kannte er nicht, aber er hielt es eben so wenig mit Factionen und war kein Mitglied von Clubs und politischen Verbrüderungen.

Das Werk enthält, wie bereits oben gesagt worden, eine Menge schätzbarer Nebenbetrachtungen und Excurse, von denen wir Einige wenigstens andeuten. Unter den sehr lehrreichen Bemerkungen über Gegenstände der alten Literatur und des Studiums derselben zeichnen wir nur folgende aus. S. 7 ff. über die drey Bedingungen, um etwas Großes zu leisten, indoles, studium, via. S. 21 ff. über Materie und Form des kritischen Studiums der griechischen und lateinischen Literatur. S. 37 f. über den Nutzen der Collectaneen. S. 49 ff. über die verschiedenen Arten der Interpretation der Alten. S. 75 ff. Nutzen und Nachtheile des Dictirens für Lehrer und Lernende. S. 144. ff. Geschichte des in Alexandria verfertigten Canons der griech. Classiker, insonderheit

derheit der griech. Redner. S. 226 ff. Ueber die Ausdrücke: latine und bene ſcribere, welches beydes in Ruhnken vereinigt war. Höchſt intereſſant und wichtig für die ſpeciellſte Literärgeſchichte ſind die allenthalben eingeſtreuten Anekdoten, Charakterzüge und Vergleichungen mehrerer Gelehrten, z. B. die Schilderung von Hemſterhuys, dem großen Grammatiker und Kritiker. S. 61 ff. die Vergleichung Weſſelings und Valckenaers. S. 85 f. vornehmlich die Zuſammenſtellung von Valckenaer, Ruhnken und Hemſterhuys. Freymüthig und bisweilen nicht ſehr ſchonend, ſind die Urtheile über einheimiſche und auswärtige Männer. An Gesner und Erneſti, deren große Talente der Vf. anerkennt, wird manche Unvollkommenheit, ſchwache Seite und Menſchlichkeit gerügt, z. B. S. 79 f. 83 f. 155 f. Ruhnken glaubte nicht, daß das Studium der Theologie mit großen Fortſchritten in der Philologie gut beſtehen könne, und verwies auf das Beyſpiel von Erneſti und Alberti, welche, ohne das Studium der Theologie, vollendete Humaniſten geworden ſeyn würden; S. 114 ff. Sehr ſchätzbar iſt alles das, was Wyttenbach S. 148 ff. über ſeine Verhältniſſe mit Ruhnken ſagt; ein herrlicher Beytrag zu dem Leben des Vf. — Sollen wir noch von dem lateiniſchen Styl Wyttenbachs in dieſem Werke reden? Er iſt unſtreitig der erſte Latiniſt nach Ruhnkenius.

V.

Ludwig Theobul Kosegarten's Poesien. Erster Band. 278. S. Zweyter Band. 294. S. Leipzig, bey Heinrich Gräff. 1788. 8.

Herrn Kosegarten's Nahmen ist den Freunden der Poesie schon längst durch eine Menge zerstreuter Gedichte bekannt. Der allgemeine Eindruck, den diese bey uns zurückgelassen hatten, war, daß er vorzüglich nach Energie strebe, und daß ihm dieses Bestreben bisweilen gelinge; daß er vorzüglich mit Wohlgefallen bey der Darstellung der großen Scenen der Natur verweile, und daß er diese mit erhabnen Ideen zu vereinigen, und durch sie gleichsam zu befruchten suche. Hr. K. ist einer der Nachahmer, oder, wenn man lieber will, der Schüler Klopstock's, und unter diesen nimmt er einen ehrenvollen Platz ein; aber sowohl in Rücksicht auf die Mannichfaltigkeit und den Reichthum der Ideen, als die ächt poetische Kunst, den feinsten und zartesten Empfindungen und den geistigsten Gedanken eine leichte sinnliche Hülle zu leihen, und gleichsam die Geister in die Gesellschaft der Menschen

schen einzuführen, steht er seinem Meister um vieles nach. Das nämliche kann man auch von seinen übrigen Gedichten sagen, die in einer fremden Manier gedichtet sind. Außer der klopstockischen hat er sich die ossianische am häufigsten, und bisweilen die bürgerische anzueignen gesucht. Jene ist ihm vielleicht, vorzüglich in Rücksicht auf die Verbindung des Kühnen mit dem Sanften, des Schrecklichen mit dem Anmuthigen, am besten gelungen; da hingegen die bürgerische für ihn eine Klippe ist, der er sich nie ohne großen Schaden, ja, fast nicht ohne Schiffbruch zu leiden, hat nähern können.

Wir fürchten, daß Hr. K. durch die Sammlung seiner Gedichte in zwey starke Bände nicht eben zum Besten für seinen Ruhm gesorgt habe. Nicht zu gedenken, daß eine Menge der hier aufgenommenen Stücke des Aufbewahrens ganz und gar nicht werth waren, daß auch die bessern meistentheils abgekürzt werden müßten, um vortreflich zu seyn, und selbst die besten nicht ohne gewisse Fehler sind, die zu Hrn. K. eigenthümlicher Manier gehören, — so zeigt sich durch die Zusammenstellung vorzüglich eine Einförmigkeit der Gedanken, der Bilder, des Ausdrucks und der Reime, daß man bisweilen versucht wird, zu glauben, Hr. K. habe nicht bloß seine eignen Gedichte, sondern auch die Versuche seiner Schüler und Nachahmer, aus Gefälligkeit oder um die Leser in Versuchung zu führen, in seine Sammlung aufgenommen. So würden wir, dieser Voraussetzung nach, die Ausführung des Gedankens einer beständig fortschrei-

tenden Entwicklung der Dinge in der Elegie an Rosen, (II. S. 91.) für das Original, in der Ode, das Blättchen überschrieben, aber für die Nachahmung halten. Wir wollen unsre Leser selbst urtheilen lassen. Die Elegie wird mit der Beschreibung einer Rose eröffnet, der schönsten des Gartens. Sie blühte einen Sommer hindurch, dann verwelkte sie. —

Der Rose
Uranfänglicher Stoff schwebet in Aether umher.
Und es beseelte des Ewigen Hauch den wandelnden Urstoff.
Hauchete Stimm' und Gesang, Leben und Lieben ihm ein.
Eine Nachtigall ward er, die liederreichste des Thales.
Durch die Weiden am Bach flötet ihr schmelzendes Lied,
Liebende wandelten horchend am Bach. — —

Auch die Nachtigall stirbt; ihr Staub schwebt wiederum in dem Aether, bis ihm der Ewige mit einem lebendigern Hauche von neuem beseelt:

Und er reift empor zu einer unsterblichen Seele
Leuchtender Hülle, zu Dir, edele Rosa, empor.
Sieh', ein holdes Mädchen entblühte der Asche, mit jeder
Herzgewinnenden Huld, jeglicher Güte begabt.
Traut, wie Schatten (?), demüthig, wie Veilchen, milde, wie Lenzthau,
Rein wie der Lilie Kelch, süß wie Narzissenduft.

Auch

Auch das Mädchen stirbt, und ersteht wieder zu einem schönern Leben:

Welche verklärte Gestalt entblühet den berstenden Urne?
Schüttelt aus goldenem Haar freudig den nichtigen Staub?
Rosa, sey mir gegrüßt, in deiner unsterblichen Schönheit.
Deinem Aug' entsprühn sterbliche Schimmer nicht mehr,
Mehr denn Röthe des Aufgangs bestrahlt Dir die leuchtende Wange;
Mehr denn Westgewehe ringelt dein rollendes Haar —
Rosa, wo schwebest Du hin? durch welche strahlende Zonen
Trägt Dich dein Sonnenflug, leuchtender Seraf, empor?

Dieselbe Fiction, dieselbe Anordnung, zum Theil dasselbe Colorit findet man in der Ode wieder, nur daß hier alles mehr zusammengedränget, und die Verwandlungen, von ihrem mystischen Helldunkel entkleidet, dem Leser allzunah vor die Augen gerückt werden:

Freue Dich, welkendes Blatt!
Kehrest wieder im Lenz, als schönste Rose des Gartens,
Duftest den Sommer hindurch,
Blühst und erblassest, und welkst, und um Dich trauert das Mädchen,
Der du am Busen verwelkst.

Laß sie trauren, und trauere nicht mit. Im kehrenden Frühling
Hört sie Dich einsam im Busch
Eine Nachtigall klagen, und weinet Dir Thränen der Rührung. —
Zwar auch die Nachtigall stirbt;
Aber es keimt aus der Nachtigall Asch' ein blühendes Mägdlein,
Edel von Anstand und Wuchs,
Schlank und zierlich, wie unter den Blumen Emma einhergeht.
Sey mir, schlanke Gestalt,
Sey mir gegrüßt! — Auch Du wirst sterben — nicht sterben — nur reifen
Wirst Du, holdes Gebild,
Reifen vom Mädchen zum Engel, vom Engel zum Seraph. —

So wie sich hier der Dichter in einer ganzen Reihe von Ideen wiederholt, eben so pflegt er zur Bezeichnung gewisser Gedanken immer die nämlichen Bilder und Ausdrücke, ja sogar die nämlichen Reime aufzubieten. Von einer Braut sagt er 1. S. 81.

In ihrer Myrtenkrone,
In lilienweiser Seide,
Im bräutlichen Geschmeide,
Wem blüht die junge Braut?

Daß er dieselben Worte in demselben Liede, S. 84. wiederholt, wollen wir ihm nicht anrechnen, da er in dieser Wiederholung Nachdruck und Anmuth gesucht hat; aber warum in Ellhor und Elldore, S. 190. wieder:

In

In deinem Brautgeschmeide,
In deinem Myrthenkranz sey mir gegrüßt!
In deiner weißen Hochzeitsseide
Bist du die schönste Braut, die je ein Mann geküßt.

und in Schön Hedchen, S. 218.

Die bräutliche Seide, der heilige Kranz —

und in Holdy und Hulda, S. 339.

Du, in deinem Brautgeschmeide,
Deiner hochzeitlichen Seide — —

Die Vergleichung eines unschuldigen Mädchens mit einer Lilie ist ebenfalls einer von Hrn. K. Lieblingsplätzen. Wir wollen hier nur einige Stellen anführen, wo sie mit den nämlichen Umgebungen vorkommt. I. S. 308.

Ida, Ida, meine Süße,
Meine Edle, Liebliche,
Schöne, volle, rothe Rose,
Reine, weiße Lilie,

II. S. 72.

Molly, Molly, Liebliche,
Reine, duftende Narcisse,
Ungesonnte Lilie,
Unentadelte Melisse.

II. S. 189.

Süße, Reine, Makellose,
Edle, Theure, Treffliche,
Ungeschminkte rothe Rose,
Unversehrte Lilie,
Anmuthreiche Anemone &c.

Uebri-

Uebrigens liebt Hr. K. nichts so sehr, als diese Apotheosen seiner Geliebten und Freundinnen durch eine Reihe von Epitheten, die er, wie es eben das Sylbenmaas und der Reim mit sich bringt, so lange häuft, bis jenes ausgefüllt und dieser gefunden ist. I. S. 73.

Sage, meine Liebliche,
Meine Süße, meine Reine,
Meine Sehnsuchtswürdige,
Meine auserwählte Eine,
Sage, wolltest Du nicht mein,
Wohl nicht ganz die Meine seyn?

I. S. 329.

Hulda, Hulda, meine Eine,
Meine Süße, meine Reine
Bist Du wahrlich ewig mein?

I. S. 323.

Sie die Holde, sie, die Eine,
Meine Süße, meine Reine,
Die mein Herz unsäglich liebt;
Sie ist's, sie, die Langentbehrte,
Vielgewünschte, Heißbegehrte — —

Diese Stellen, in denen der Reichthum an Worten eine wahre Armuth ist, können zu gleicher Zeit die gänzliche Geistlosigkeit verrathen, zu welcher Hrn. K. reimende Muse leider nur allzu oft, und bisweilen selbst da herabsinkt, wo sie einen recht hohen und kühnen Flug zu nehmen versprochen hat. Verse, wie folgende, (II. S. 73.) scheinen, dem Ausdrucke, der Gedankenleerheit und Reimerey nach, ein Wiederhall aus dem vorigen Jahrhundert,

hundert, oder ein Plagium aus Neukirchs Gedichten zu ſeyn:

Roſa, Schweſter, komm mit mir,
Laß uns im verſchneyten Garten,
Im verſtörten Blumrevier,
Blumen, die die Stürme ſparten,
Blumen ſuchen, und daraus
Winden einen trauten Strauß.

Hier iſt falber Rosmarin,
Hier iſt ein Reſeda-Sprößling,
Hier der Myrte Immergrün,
Hier ein ſpäter Nelkenſchoßling.
Roſen und Vergiß mein nicht,
Liebes Mädchen, find' ich nicht.

Wüßt' ich, daß im Tannenthal,
In des Golchaberges Gründen,
Auf dem alten Schanzenwall
Noch die wilden Nelken ſtünden —
Dich zu kränzen, Preißliche,
Flög' ich hin durch Eis und Schnee.

Luiſens Antwort (I. S. 353.) iſt ohngefähr in demſelben Geſchmack, nur daß hin und wieder in den geruchloſen Kranz altväteriſcher Reimerey ein Blümchen moderner Sprache auf eine barokke Weiſe eingeflochten iſt. Luiſe verſichert ihrem Geliebten, daß ſie ihn nimmer vergeſſen werde, und führt deshalb eine Menge von Gründen an, die ſie zehnmal nach einander in dieſelben Verſe einfaßt:

Wie könnt' ich Dein vergeſſen!

Geliebter, nimmer, nimmer
Vergißt Luise Dich.

und nachdem sie diese Wendung erschöpft oder abgenutzt glaubt, ändert sie dieselbe in die Worte um:

Ich kann Dich nicht vergessen.

Mit einer leisen und etwas einförmigen Melodie gesungen, müssen Stanzen, wie folgende — und die meisten übrigen in diesem Liede sind ihnen ziemlich gleich, — wenigstens die Wirkung haben, den scheidenden Geliebten durch einen sanften Schlaf in ein süßes Vergessen seines Vorhabens zu wiegen:

Wie könnt' ich Dein vergessen!
Vergessen je der Qualen,
Womit aus goldnen Schalen
Die Liebe tränkte mich!
Was ich um Dich gelitten,
Was ich um Dich gestritten,
Sollt' ich vergessen? Nimmer
Vergißt Luise Dich.

— — —

Ich kann Dich nicht vergessen,
Des Nachts auf meinem Bette
Gemahnt mich's oft, als hätte
Dein Arm umschlungen mich.
Des Wächters Rufen weckt mich.
Ein plötzlich Rauschen schreckt mich.
Allein bin ich im Dunkel,
Und weine still um Dich.

Reime von der Art, wie die hier bezeichneten, finden sich in diesem Schlafliede noch einige:

Ach,

Ach, unauslöschlich klingt es
In meinen Ohren, singt es
In meinem Herzen. —

und weiter hin:

Auf meinen Lippen glühn sie,
In meinen Adern sprühn sie.

So Gehalt- und Gedankenlos ist freylich nur ein Theil dieser Gedichte; aber, daß Hr. R. auch nur diesen Theil in seine Sammlung aufnehmen konnte, beweißt entweder übermäßige Schätzung ihres Werthes, oder Verachtung des Publikums. Wir wollen lieber das erste glauben, da uns überall in dieser Sammlung so viele Beweise eines ungleichen und ungebildeten Geschmackes in die Augen fallen. Es ist vielleicht nicht ein einziges Gedicht derselben, das nicht entweder durch Mangel an Haltung, oder durch die Unbestimmtheit seines Ganges, oder durch verschrobene Empfindungen, Trockenheit, unächte Begeistrung, eine ungleichförmige, oft seltsame Sprache, oder wenigstens durch kleine Vergehungen gegen die mechanischen Gesetze der Poesie das Gefühl beleidigte und oft, durch die Anhäufung mehrerer dieser Fehler, zurückstieße. Da wo seine Muse einen höhern Flug nimmt, — und dieses sind unstreitig die bessern seiner Werke — streift er bisweilen in das Gebiet des Abentheuerlichen und Gräslichen; und in seinen philosophischen Oden stürzt er sich oft in einen Abgrund, aus welchem er nichts als Galimathias und Phöbus herausbringt. Der Hymnus an

die

die Liebe, (I. S. 7.) bietet hierzu glänzende Belege dar. In der ersten Stanze ist die Liebe ein Bund, eine Symphonie, ein Kelch, ein Quell, ein Palladium, eine Religion, ein Bad — alles auf einmal. Gleich darauf verwandelt sie sich in einen überirdischen Glanz, in eine Friedensstifterin, und endlich in eine Art von Wirthin, welche die Wanderer auf dem Pfade des Lebens mit ihrem Labewein stärkt. In der dritten Strophe wird sie ein Mystagog:

Entröthsle uns die Ziffern
Der aufgerollten Flur,
Des Himmels goldne Chiffern,
Das Sanskrit der Natur.
In Formen, Farben, Tönen,
Im Guten, Wahren, Schönen,
Enthüll' uns leis' und liebend
Des Demiurgos Spur.

Nach einigen andern Forderungen des Dichters an diese wandelbare und gelehrte Gottheit, läßt er sie wieder werden, was sie schon einmal gewesen ist, ein überirdisches Licht, das auf dem Wege des Todes leuchten soll:

Und wann wir nun am Rande
Des öden Diesseits stehn,
Und zu dem stillen Lande
Hinüber sehnend sehn;
So lächl' uns, Glanz aus Eden,
Und durch des Hades Oeden
Laß selger Ahndung trunken
In jene Fern uns gehn.

In

Jene Ferne will uns der Dichter als das Land einer reinen moralischen Freyheit schildern, in welchem diese, unbeschränkt durch die Materie, wirkt; wo sich Neigung und Pflicht vereinigt, und die Tugend nicht mehr ein Kampf, sondern eine Freude ist. Diese Begriffe zu beseelen, bedurfte es etwas mehr als einiger schielenden Metaphern und Beywörter:

Wo mit des Stoffes Schranken
Die Freyheit nicht mehr ringt;
Wo nimmer den Gedanken
Das Element bezwingt. (?)
Wo Neigung und Vergnügen
Die kalte Pflicht umschmiegen,
Und brünstig das Entzücken
Sich um die Tugend schlingt.

Nachdem der Dichter die Liebe bis in die Gegenden eines zweyten Lebens, des Lebens nach dem Tode geführt hat, und man ihn schon am Ziele seiner Laufbahn glaubt, hebt er, man sieht nicht aus welchem Anstoß, von neuem an, die Kräfte und Eigenschaften seiner Göttin zu preisen und sie mit einem ganzen Krame seltsamer Prädikate zu überschütten:

Rein, Liebe, Gut der Güter,
Der Körper Eurythmie,
Blutsfreundschaft der Gemüther,
Nie, nie versiegst du, nie.
Wer balle die Weltenbälle? *)

Wer

*) Vergl. H. S. 181. und S. 246.

Wer eint die Geister alle?
Du thust es, Quell der Schwere,
Und Quell der Sympathie.

Es schlägt der Puls der Liebe
Im Punkt des Embryo;
Es jubelt Liebe, Liebe!
Das All Unisono.
In immer engern Kreisen,
In immer brünstigern, reisen
Die Sonnen, Monden, Erden,
Um ein unnennbar Wo.

Kann man seltsamer dichten? wenn es anders dichten heißen darf, Bilder und Metaphern ganz willkührlich durch einander zu werfen, und die Einbildungskraft durch diesen Wirrwar einer ungeschickt dirigirten Zauberlaterne in Verlegenheit zu setzen? Wie soll eine Eurythmie, eine Blutsfreundschaft versiegen? wie soll ein Quell, und noch obendrein ein Quell der Schwere Welten zusammen ballen, und die Geister vereinigen? — Und kann man die Philosophie in der Poesie, oder die Poesie in der Philosophie ärger misbrauchen? Gewiß heißt dieß nicht den Gedanken mit Bild und Harmonie beseelen, sondern ihn durch einen Ballast poetischer Phrasen, die man ohne Ordnung auf ihn wirft, in die tiefste Tiefe versenken.

Diesem Hymnus gleichen sehr viele Gedichte dieser Sammlung. Nur in wenigen fühlt man den Hauch einer reinen und wahren Begeistrung; bey weitem die größere Menge zeugt entweder von einem gänzlichen Mangel derselben, oder von einer

bloß

bloß physischen Wärme und Heftigkeit, deren Erscheinungen von einer ganz entgegengesetzten Art sind. Sie haben einen Schein des Lebens, aber das eigentliche Princip desselben, der beseelende Geist, welcher das Innere des Stoffes in allen seinen Theilen durchdringt und erregt, das Mannichfaltige zur Einheit ründet, und, obgleich nur spielend, Wunder von Kraft und Wirksamkeit hervorbringt — diesen vermißt man, trotz des großen Aufwandes von poetischem Apparat, nur allzu oft. Nur wenige Stücke lassen daher einen bestimmten, reinen und tiefen Eindruck zurück. Auch die bessern erscheinen wie eine — bisweilen schlecht genug geordnete — Sammlung bunter Schmetterlinge, oder wie ein Beet voll Blumen, deren eine die andre drängt, und in ihrer Entwicklung hindert.

In der That scheint Hr. K. für eine schöne Harmonie der Farben, für Einheit des Tons, für die gefällige Verschmelzung einer Tinte in die andre, für das Fortschreiten einer Idee und eines Bildes — wenig Sinn und Gefühl zu haben. Man möchte glauben, daß er alles schreibe, was ihm in die Gedanken kömmt, und so lange schreibe, bis er den eben gesammelten Vorrath ausgeschüttet habe. Viele Mühe wenigstens kann ihm die Auswahl und Zusammenstellung seiner Ideen nicht gemacht haben.

In dem Hymnus an die Tugend, (I. 13.) verspricht er ein heißes und kühnes Lied zu singen, damit jeder, der die Tugend verkannte

Schnell aufspringe, die Höhe zu suchen, und wer sie errungen,
An die Brust sie drücke, mit voller Bräutigamsinbrunst.

Solche Verheißungen im Anfange eines Gedichtes, die eine bestimmte Wirkung in dem Gemüthe des Lesers zu erwecken versprechen, sind immer mißlich. Der Dichter mag seine eignen Empfindungen ausdrücken, er mag sich von der Wichtigkeit seines Gegenstandes durchdrungen zeigen; dieß ist das einzige Mittel, auch dem Leser ein gleiches Interesse mitzutheilen: aber diesen bestechen zu wollen, und ihm gleich im Anfange zu sagen, wie ihm am Ende zu Muthe seyn müsse, dürfte immer eher die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. — Er wendet sich hierauf an die Tugend, und bittet sie um die Offenbahrung ihrer Schönheit. Sie zeigt sich ihm

Geschmückt mit Herzbesiegenden Reizen
—Edel die Stirn gewölbt! Das gebietende Auge
Flammenschleudernd! Die Wangen geröthet von Thatenbegierde!
Lilienweiß ihr Gewand, geschürzt mit dem Gürtel Aurorens.

Indem wir noch beschäftigt sind, diese Gestalt zu fassen, verwandelt sie sich, gleichsam unter den Händen des Dichters, in eine Rebe, die, vom Schöpfer gepflanzt, zum Weinstock gediehen sey, welcher in purpurnen Trauben den köstlichsten Heilsaft enthalte. Nachdem der Dichter hierauf ihre Süßig-

Süßigkeit und Stärke geſchildert hat, hält er auf einmal inne, und fordert ſein Lied auf — damit dich der Spötter des Dünkels (?) nicht zeihe — zu melden, was Tugend ſey, um dann ſelbſt des Dünkels ſpotten zu können. Dieſe Aufforderung, — deren angebliche Abſicht uns ziemlich räthſelhaft ſcheint — möchte wohl, nach der vorausgegangenen Schilderung der Perſönlichkeit und Eigenſchaften der Tugend, etwas unzeitig ſeyn; ſo wie die folgende Anrede an die Begeiſterung gewiß kein Beweiß von Begeiſterung iſt:

Hemme den Flug ein wenig, Begeiſterung! Laß uns die Schweſter,
Laß uns, was Tugend ſey, die kühle Denkerin fragen.

Wie? möchte man hier fragen, der Dichter, ein Schützling der Götter, er, dem ſie alles vertrauen, dem ſie ihr höchſtes und geheimſtes in den Buſen legen, der in dem Heiligthume ſeines Innern alles, was göttlich iſt, aufbewahrt und in heller Klarheit erblickt, — dieſer muß, um zu erfahren, was Tugend ſey, bey der Philoſophie in die Schule gehn? er muß ſogar dem göttlichen, alles lehrenden Wahnſinn der Begeiſtrung Einhalt thun, um jene Lehre zu vernehmen? O gewiß iſt es mit dieſer zahmen, auf Befehl kommenden und gehenden Begeiſtrung nur ein Scherz! der Dichter hat ſie niemals gefühlt.

Wenn wir nun Achtung geben, was die kühle Denkerin dem Dichter auf ſein Befragen meldet,

so erfahren wir, mit einigem Erstaunen, daß die Tugend des Gemüthes kostender Gaumen, sein Ohr und Auge, ja, sein Schritt auf dem geraden Pfade des Rechtes sey. Wir können nicht sagen, daß dieß sehr philosophisch sey; es ist aber auch eben so wenig poetisch, sondern nur seltsam und abentheuerlich. Doch übertrifft sich Hr. K. noch in folgender Schilderung, die ebenfalls eine Eingebung der Philosophie seyn soll:

Bist Du nicht, Hehre, der Saiten der Seele
lauterste Stimmung,
Ihr harmonischer Einklang in die Akkorde der
Schöpfung,
Ihr Einfugen im Gliederbau der sittlichen Ordnung,
Ihr Behagen an sich, ihr Gernedaheimseyn,
ihr Jauchzen
In sich selbst, im Lebensgefühle der vollen
Gesundheit.

Nach diesen mystischen Beschreibungen, deren eine die andere erdrückt, ist es eben nicht unerwartet, die Tugend als eine reine Jungfrau auftreten zu sehn, aus deren züchtigem Schooße Söhne und Töchter hervorgegangen sind. Der Dichter schildert diese Kinder, die zarten

Reinen Täublein, die freudigen Sonnanfliegenden Adler;

zuerst den geraden Sinn, dann die Unschuld:

Siehe, wie birget so blöde sich hinter dem
schattenden Mayen,

Wie

Wie so sittsam verhüllt, umrollt von fließenden Locken,
Feuernd die Wange von Schaam, die Brust von Rosen umduftet. — —
Ach, wie senkt sich ihr Blick vor jedem fremderen Anblick!
Ach, wie erschrickt ihr Ohr vor jedem leisen Geflüster!
Ach, wie zittert ihr Herz von ungestandnen Gefühlen!
Warum fliehst Du, wie schüchterne Rehe des Waldes, Geliebte?

Es ist sehr gut, daß der Dichter den Namen der Unschuld ausdrücklich genannt hat; außerdem möchte man sie in dem Gemählde schwerlich erkannt haben. Die hier zusammengestellten Züge gehören offenbar nicht ihr, sondern der Blödigkeit und weiblichen Schüchternheit an.

Unter den Kindern der Tugend tritt auch der Heldenmuth auf, dem der Dichter eine Lanze

gestählt in Sirius feurigem Ofen

in die Hand giebt, um mit dieser die Unschuld zu schirmen und zu vertheidigen.

Jede grelle Gefahr, die, ein Riesengebirg', vor ihm aufsteigt,
Ueberspringt er, wie Maulwurfshügel. Der Tück' und der Bosheit
Schleudert er Kling' und Schaft der splitternden Lanz' an die Stirne.
Sieh, wie er spottet in seinem Vermögen des Wütherichs Ohnmacht!

Der erste Theil dieser Schilderung ist abentheuerlich; der andere unedel. Wenn auch der Held bisweilen dem besiegten und entwafneten Feinde seine Verachtung auf eine so thätliche Weise zu erkennen giebt, so ziemt dieses doch dem Heldenmuthe nicht. — Nach der Aufzählung der einzelnen Tugenden preißt der Dichter das Glück der Tugendhaften, und bittet um den Schutz der Göttin, auf den er unter andern auch darum Anspruch macht, weil er ihr

wie der Amme der Säugling, entgegengezappelt

habe. — Zuletzt schildert er die Unveränderlichkeit und Ewigkeit der Tugend mitten unter dem Veränderlichen und Hinfälligen. Das Horazische si fractus illabatur orbis — wird hier auf folgende Weise ausgemahlt.

Horch, wie ächzet, wie stöhnet des Weltalls mächtige Axe!
Schau, es brechen die Angel der Erde. Die Sparren des Himmels
Krachen. Der Feste lasurene Wölbungen trümmern. Der Himmel
Krümmet sich in Gebährerinwehn, ermannet sich, schüttelt
Sonnen und Erden und Sterne hinunter. Die taumelnden Welten
Stürzen zusammen in Schutt und Graus. — Die göttliche Tugend
Flüchtet die scheiternden Trümmer hindurch, durch die stiebende Asche,

Durch

Durch der berstenden Balke Geschrey, und die wehenden Flammen
Hoch hinauf zum Stuhle des ewig lebenden Vaters.

Wir gestehen, daß uns die zwey Züge, mit denen der römische Lyriker das Bild des großen und tugendhaften Mannes vollendet, viel erhabner dünken, als dieses Gemählde des einstürzenden Weltalls, das mit seinen krachenden Sparren und seiner lasurnen Kuppel höchstens das Bild eines stattlichen Pallastes giebt. Was aber noch weiter folgt, könnte fast als ein Versuch angesehen werden, das Gefühl des Erhabenen durch das Komische hervorzubringen; aber das Bild des sich in Geburtsschmerzen krümmenden Himmels erinnert offenbar zu stark an den Dichter, dem, in seinen Bestrebungen etwas ähnliches begegnet, um uns nicht von dem Gegenstande abzuziehn. — Die Tugend, welche sich durch die Trümmer hindurch flüchtet, zeigt in diesem Akte nicht mehr Würde, als die homerische Aphrodite, da sie, vom Sohne des Tydeus verwundet, zum Olymp empor flieht; und das, was zur Vollendung des Bildes noch hinzugesetzt wird — daß sie die Rechte des sie schirmenden Vaters küsse, und daß dieser sie umfängt und in seinem sichern Schooße birgt, hebt sie in unsern Augen nicht höher.

Etwas weiter hin stoßen wir auf eine allegorische Fiction, die Unschuld betitelt, die außer dem Hauptfehler, daß sie weder ein reines poetisches Gesicht noch eine bloß allegorisch ausgedeu-

tete Begebenheit (wie eine äsopische Fabel) ist, noch mannichfaltige Beweise eines großen Mangels an Haltung und vorzüglich einer häßlichen Heftigkeit darbietet. Der Dichter geht am Abend an der Warne spatzieren.

Rechts beschattet ihn
Ein Hayn voll Säusel Gottes; links die Kraft
Des regen Waizens.

Er legt sich nieder an den Fluß, wo Gottes Hauch ihn umsaußt, und erblickt einen glänzend weißen Schwan herantudern. Die Sonne sinkt und Gottes Odem hauchte leiser. Auf einmal ertönt das Lied des Schwans. Die Wirkungen dieses Liedes werden schön beschrieben:

Ich schmolz in süße Wehmuth. Zwar vernahm
Ich nicht des Liedes Worte; doch sein Klang
Durchschütterte mich mächtig, wiegte mich
In tiefe Träumereyen ein. Ich sah,
Ich hörte Mütter, die, dem Grabe nah,
Die Kinder ihres Herzens segneten,
Und Jungfraun, die zu ewiger Reinigkeit
Sich Gott gelobten; u. s. w.

Auf einmal erhebt sich eine Schaar unreiner Vögel mit wildem Geschrey, verdüstert Gottes Tag und übertäubt den Gesang des Schwanes. Was thut der Dichter bey dieser Erscheinung?

Und ich ergrimmt im Geist. Mein Herz erschwoll
In bitterm Unmuth, daß des Klöffers Hohn
Dich,

Dich, heil'ge Unschuld, vergewaltigte.
Ich wälzte mich am blumenvollen Strand,
Erquetschte Veilchen und Vergißmeinnicht,
Entrauft' erzürnt dem wilden Rosenstrauch
Sein grünes Haar, und streut' es in den Wind.

Nach diesem Ausbruche des Wahnsinns, — denn wie kann man ein solches Benehmen unter solchen Umständen anders nennen? — erblickt er den Schwan still und ruhig den Fluß hinab schwimmen. Seine Feinde ergrimmen über seine Ruhe und bewerfen ihn mit Koth, und sein glänzendes Gefieder wird beschmutzt. Der Dichter fällt in eine neue Krisis:

Und heißer noch ob solcher Ungebühr
Ergrimmet, raffet ich im Zorn mich auf.
Ich hob den Arm in die Unendlichkeit,
Zum Sitz des Ewigen den Flammenblick
Empor, und rief — der Eichwald rief es nach ꝛc.

Der Schwan giebt ihm nun zum zweytenmale die gute Lehre, daß man nicht so vielen Lärmen um nichts machen müsse, taucht unter, wäscht sich den Schmutz ab und kömmt gereinigt wieder zum Vorschein: der Vogel Gottes schwamm dahin:

Angeweht
Von Gottes Hauch, vom letzten rothen Strahl
Des Tags umgoldet, ruderte er dahin
In stillem Ernst.

Nun schämt sich der Dichter seines rohen Ungestüms und erkennt die Unwandelbarkeit der Unschuld.

schuld. Er bittet sie, auch ihm treu und hold zu bleiben:

— Klaffen mag
Der Kläffer, zähnefletschen mag der Neid;
Dein Kleid bleibt weiß, dein Antlitz ewig hell.

Diese Allegorie, in welcher eigentlich nur der metaphorische Ausdruck der reinen schwanenweißen Unschuld mit einem großen Aufwande von Worten auf eine widerliche Weise ausgeführt ist, erinnert uns an eine andre abentheuerliche Allegorie der nemlichen Tugend I. S. 361., in der es der Dichter wenigstens nicht an bunten Farben hat fehlen lassen:

Im Liliengewand, in abendrothem Glanze
Sitzt hoch auf einem Regenbogenthron
Die Unschuld. Ihre Stirn, vom Amaranthenkranze
Umschattet, blickt nicht Trotz noch Hohn.

Doch blickt sie Würd' und Ruh. Der Spürhund Argwohn wittert,
Die Dogge Klatschsucht bellet um sie her.
Ihr Schneegewand bleibt weiß. Ihr Stuhl bleibt unerschüttert,
Und ihre Stirne wolkenleer.

Daß, trotz des Bellens und Witterns der Hunde, das Gewand der Unschuld weiß und ihr Thron unerschüttert bleibt, ist in der That keine unerwartete Erscheinung; aber desto unerwarteter ist, was gleich darauf von der Unverzagtheit des Unschuldigen in Gefahren gesagt wird:

Ihm

Ihm rauscht der Wolkenbruch, wie Mayenregenschauer,
Ihm säuselt Boreas, wie Sommerabendkühl.

Uebertreibungen dieser Art, welche alle Wahrheit und Schönheit der Darstellung schlechterdings zu Grunde richten, und die ihr Daseyn einem wilden rhetorischen Ungestüm, dem Bestreben, immer außerordentlich und neu zu seyn, verdanken, sind in Hrn. K. Gedichten so häufig, daß nicht leicht eines derselben ganz frey davon ist. Nirgends begnügt er sich mit einem starken Ausdrucke, es muß der stärkste; nie mit einem nachdrücklichen, es muß der heftigste seyn. Was andern nur tönen würde, brüllt ihm; wo andre eilen, da stürmt er; eine sehnsuchtsvolle Begierde heißt ihm eine lechzende, ein dunkles Grab nennt er (II. S. 103.) mohrenschwarz, eine vom Winde hin- und hergetriebene Nelke eine wettergegeißelte (I. 286.) und das γλυκυπικρον der Liebe nennt er S. 280. eine zerfolternde Lust, und S. 302. paradiesische Qualen, folternder Seligkeit Last. Ein schlanker schöner Jüngling ist ihm nicht etwa schlank, wie eine Tanne, sondern (I. S. 201.

Die schlankste Tann' im Hayne
Wich ihm an schlanker Höh:

wodurch die Handlung offenbar in das Land der Hünen und Riesen gespielt wird; und nicht bloß die Liebe seiner Freundin, sondern schon ein Nicken,

ekeln, (ein Nick sagt Hr. K. I. S. 195.) ein Wink beglückt ihn so, daß er die Tücke keines Schicksals mehr fürchtet: wenn sie dagegen Kälte zeigt, oder nach Hrn. K. Ausdruck, wenn düstre Kälte sie umstarrt, wenn sie ihm nicht winkt, oder ihn nicht anblickt

Dann möcht er jach und grimmig
Die Welt zertrümmern sehn,
Und selbst, von ihren Trümmern
Umgraust, zu Grunde gehn.

Das Komische dieser Heftigkeit wird hin und wieder noch durch Ausdrücke und Wendungen erhöht, die ein Parodist der Manier dieses Dichters nicht glücklicher erfinden könnte. So läßt er S. 150. in einer Ode den Sturm die Höhen stäupen und den Wald zausen; fragt hierauf den Tobenden: warum er sein Halmdach raufe? und bietet endlich dem Wogenthürmer Trotz. — Doch bald besinnt er sich eines bessern und erklärt dem Orkan, daß er ihn liebe, weil es schön und fürchterlich sey, wenn er die Saaten niedermähe, den stolzen Forst mit seinen Armen geißele, das Meer erwühle und das Vermögen desselben zerstäupe. Gleich darauf besingt er die Drommette, — die Tochter der Wuth und die Zunge Gottes, — die ihm öfters die Seele himmelaufwärts gestürmt habe; preißt ihren Einfluß auf die Schöpfung des Chaos und auf die Gemüther der Tanzenden — wenn sie das Saitenspiel

Ueberbrülle

und

und vergleicht sie endlich mit dem süßlispelnden Klavier und der Flöte.

Doch ha!
Dein harmonisch Gewitter
Schwingt und schüttert mir jeden Nerv.

Ein andermal beklagt er das Verschwinden der Heldenzeiten; sie sind vorüber, klagt er

Vertreten die Spuren der Ahnentugend,
Verstürmt der Freyheit Donnerrufe,
Verbrüllt die Schlachten für das Vaterland.

Empfindliche Ohre werden die Sehnsucht des Dichters nach solchen lärmvollen Zeiten gewiß nicht theilen.

Zu dem Komischen in diesen Gedichten gehört die ceremoniöse Feyerlichkeit, mit welcher einige Gegenstände behandelt werden. In einem Selbstgespräche mit seiner Seele (I. 53.) fragt er sie, ob der Durst, den sie fühle, Durst nach Thaten, oder nach schnödem Golde sey? Aber in dem Augenblick setzt er hinzu, als ob er den Unwillen seiner Seele in ihren Augen gelesen:

Vergib! Ich wußt' es, nie,
Nie beugtest Du dem Götzen,
Unsterbliche, das Knie.

In dem Brautgesange Holdy und Hulda, (I. 339.) sehen wir das Brautpaar einander mit großer Zierlichkeit und unter mancherley Verbeugungen gegenüberstehn:

Holdy.

Du, in deinem Brautgeschmeide,
Deiner hochzeitlichen Seide,
Sey mir tausendmal gegrüßt.

Hulda.

Du, mit deinen Flammenblicken,
Deinem Bräutigamsentzücken (?)
Sey mit Brautkuß mir gegrüßt.

Holdy.

Hulda, Hulda, meine Eine,
Meine Süße, meine Reine,
Bist du wahrlich ewig mein?

Hulda.

Ja, mein Liebling, mein Erwählter,
Mein Verlobter, mein Vermählter,
Ewig bin ich, ewig dein.

Endlich müssen wir hierher noch die unzeitige, oft überladene Gelehrsamkeit rechnen, die der Dichter in seinem nüchternen Rausche ausstellt. In einem Hochzeitliede an einen Arzt, S. 234. spricht er von den Schranken der Kunst, die dieser an dem Bette eines unheilbaren Kranken fühlt:

Du strebest zu retten,
Und strebest umsonst,
Dich fesseln die Gränzen
Der engen Kunst.
Du schmollest mit Swieten
Und Cullen und Stoll,
Und bietest Hygäen
Ein rasches Jahrwohl.

Ein

Ein andermal verfolgt er einen verstorbenen Freund (II. S. 125.) in sechs Stanzen durch den ganzen Sternenhimmel: und besucht mit ihm die seltensten und unbekanntesten Gestirne. Wir wollen hier nur einen kleinen Theil der Reisekarte mittheilen:

Landest itzt am Ufer der Hyaden,
Itzt am Archipelag der Plejaden,
Itzt an Wega's goldgediegnem Strand?
Klimmst empor auf Schedir's Demantzacken?
Rollst hinab auf Enifs Flammennacken
An des Horizontes fernsten Rand?

Tauchest Dich in Alkarupo's Gluthen,
Badest Dich in Algols Feuerfluthen,
Schwimmst im silbernen Eridanus?
Steigst empor mit Rochabs Alpenwogen,
Schwimmst hinab des Milchwegs schroffen
— Bögen —
Bis zum Flammenschleudrer Sirius.

Bebst nicht vor Bellatrix Kriegsgerassel?
Nicht vor Betelgeuzens Polgepassel
Nicht vor Rigels furchtbaren Achsenschwung?

In so schwerfälligen, mühseligen Versen ist ein Flug durch den Aether eine Art von Alpenreise oder von Gemsenjagd, die man ohne vielen Schweiß und ohne oft den Athem zu verlieren nicht zu Stande bringen kann.

Es ist kein Wunder, daß ein Dichter, welcher auf diese Weise fliegt, jeden Augenblick in Gefahr

geräth, in die Tiefen herabzustürzen, sobald das künstliche Strohfeuer verlischt, durch dessen Hülfe er sich zu erheben pflegt. Wenn er natürlich, einfach, zärtlich und anmuthig seyn will, wird er daher häufig gemein und platt. Was kann z. B. gemeiner und armseliger seyn, als folgende Strophen aus einem didaktischen Gedichte an ein junges Mädchen, das sich ohne Innigkeit und Phantasie durch vierzehn Strophen fortschleppt:

Jeder Geck, der schöngeglättet,
Schöngefirnißt um Dich kriecht,
Sich in jede Deiner Launen
Schlangenschmeidig schmiegt und fügt,
Itzt mit schalem Scherz Dich peinigt,
Itzt mit Schmeicheln Dich entehrt,
Kennt nicht Deine wahre Würde,
Ist nicht Deiner Achtung werth.

— — — —

Aber wo Du einen graden,
Ernsten, festen Menschen weißt,
Der getrost das Unrecht Unrecht,
Und den Schurken Schurken heißt —
Wär' er niedrig, arm und einfach,
Trät' er schlecht und recht herein —
Dennoch ehr' ihn! dennoch strebe
Seiner Achtung werth zu seyn.

Wir haben schon oben bemerkt, daß Hr. K. die ossianische Manier nachzubilden versucht habe, und daß ihm dieses bisweilen gelungen sey. In den kleinen epischen Gedichten und einigen Elegien herrscht

herrscht hin und wieder das Colorit einer schwermüthigen Düsternheit und ein anziehendes Helldunkel, das zum Theil aus der Verbindung des Anmuthigen mit dem Schrecklichen; des Großen mit dem Zärtlichen entspringt, und durch die Scenen einer mehr wilden als schönen Natur unterstützt wird. In den Ralunken (I. S. 119) — einer Ritter- und Räubergeschichte des Mittelalters — zeigt uns der Dichter die großen und furchtbaren Gestalten seiner Helden auf dem heitern Grunde einer vom Abendlichte sanft beleuchteten Gegend, deren Betrachtung in seinem Gemüthe die begeisternde Erinnerung an die Tage der Vorzeit weckt und dem Gemüthe des Lesers mittheilt. Die schrecklichen blutdürstigen Räuber, ihre harte grimmige Mutter und die sanfte schöne Agathe, ihre Schwester, bilden eine anziehende, dem Charakter der Handlung angemessene Gruppe:

Schön war Agathe, ein freundlicher Stern bey rothen Kometen:
Blau ihr Aug'; ihr Haar, wie wehende Fäden zur Herbstzeit;
Schlank ihr Wuchs, wie die Fäden von Bolbewitz Hainen; ihr Busen
Wie des hochhalsigen Schwans Gefieder am Busen der Prora.
Süßes Bangen beklemmt' ihr den Busen, ein Ahnen und Wähnen
Sinnend stand sie am Fenster im Dämmerstrahle des Morgens,
Sahe die Sonne den Fluthen entauchen. Wie brannten die Fluthen!

Sahe die Thürme der Stadt der Strahlen. Wie strahlten die Thürme!
Sinnend stand sie am Fenster im Dämmerschimmer des Abends.
Sahe den Mond in den wühlenden Fluthen und lauschte des Ostseers
Dumpfem Grollen. Es schwellten ihr Seufzer den Busen. Es wölkten
Süße Thränen ihr Auge. Doch plötzlich stürmte die Mutter
Freudig herein u. s. w.

Die schrecklichen Scenen gewinnen bald die Oberhand, aber mitten aus ihnen strahlt Heregundes ahndungsvolle Trennung von ihren Eltern hervor. Sie wird von den Seeräubern gefangen genommen. Ihr Zustand in dem Augenblicke dieser Katastrophe wird mit wenigen, aber kräftigen Zügen dargestellt:

Bleich und starr, wie der Marmor, saß Heregundt; der Räuber
Einer faßt ihr höhnisch das Kinn: Du Zierlich gelockte,
Freue Dich, Traute. Mein Arm hat eines Weichlinges Bette
Dich entrissen. Nun sollst Du das Bett des starken Kalunken
Schmücken. Dem Starken gebührt die Schöne. — Das zitternde Mädchen
Regte die Lippen und schwieg. So schweigt die Taube dem Falken.

Wie

Wie viel mehr werth ist die weise Sparsamkeit, daß sie die Lippen regte und schwieg, als die üppige Wortfülle, mit der Hr. K. an andern Stellen seine Ideen belastet, und wovon auch dieses kleine Epos nicht frey ist. — Die Beschreibung der todten Agathe ist ohne Noth durch einen Zug entstellt worden, welcher den, nur für das Mitleiden bestimmten Gegenstand gräßlich macht:

Von einer seufzenden Pappel
Schwankendem Ast hing welk und schlaff die Erwürgte herunter.
Winde durchsausten ihr Haar. Vom Krampf des gewaltsamen Todes
War des Antlitzes Schöne verstellt. Aus brennender Stirne
Quollen, die Augen hervor. Ihr Blut gefror und ihr Herz stand.

Der Schluß des Ganzen, welcher die unbefriedigte Sehnsucht des Dichters nach dem Großen und Herrlichen der Vorzeit ausdrückt, würde, wie uns dünkt, im Anfange einer solchen Dichtung mehr an seiner Stelle gewesen seyn. Der Wunsch, die Helden jener Tage zu sehn, konnte die Begeistrung vorbereiten; aber am Schlusse der Erzählung macht er die Begeistrung verdächtig, die dem Dichter alles schon gezeigt haben sollte, was er hier erst zu sehen wünscht:

— Wie still, wie schauerlich liegst Du, Nalow, vor mir! Wie streift der Mond die dämmernden Haine,

Und die glänzende Fluth! Wie schimmern im Thaue den Abhang
Deine schwimmenden Saaten hinab! Ihr Helden der Vorzeit,
Schön ist, und schaurig die Nacht. Entsteiget den Grüften, entschwebet
Euren stillen Gewölben, und wandelt im Kriegergeschmeide
Vor mir über. Mein Herz gelüstet die Starken zu schauen
Mit der kräftigen Faust, der benarbten Stirne, dem Gluthblick,
Mit der Sonnegebranntem Wange, und dem drallen Einherschritt.

In einem andern kleinen Epos, **Ritogar und Wanda**, (II. 5.) ist die Ausführung offenbar besser als die Anlage, doch auch die erstere nicht frey von dem Fehler der Uebertreibung, die nun einmal zu den Eigenthümlichkeiten dieses Dichters gehört. Die kühne Wildheit des Rugenkönigs und die sanfte Schönheit der muthigen Wanda ist mit kräftigen und größtentheils gefälligen Farben geschildert; aber weder der Feldzug des erstern, noch sein Tod, noch der Tod Wanda's steht mit den Umständen und Charakteren der Personen in gehöriger Uebereinstimmung. Daß Wanda mitten in der Feyer des Triumphes vom Wagen springt, einen Felsen erklimmt und sich in die Weichsel stürzt, ist, gegen den Zweck des Dichters, mehr überraschend als rührend; da hingegen, wenn sie den glänzenden Tag der Feyer in stummer Schwermuth ausgehalten und ihn endlich durch einen gewaltsamen Tod

getrübt

getrübt hätte, der Zweck der Rührung besser erreicht worden wäre; obgleich auf jeden Fall mehrere Motive zu dieser Handlung hätten herbeygeschaft werden müssen. Ritogar's männliche Schönheit allein wenigstens ist nicht hinreichend, in dem Herzen eines solchen Weibes eine so brennende Leidenschaft anzuzünden; und wenn sie es wäre, so würden seine feindseligen Handlungen — unter andern auch die Entführung, die Hr. K. für ein Motiv der Leidenschaft gelten lassen will — der Liebe ein vollgültiges Gleichgewicht entgegengesetzt haben.

Wir wollen zum Schlusse dieser Beurtheilung noch eine der vorzüglicheren Stellen aus der Elegie an Minona (II. 82.) ausheben:

Mädchen, noch trittst Du einher im Strahlengewande der Schönheit,
Leicht, wie ein athmender West, blühend wie Blüthe des Mays.
Deine Wange beschämt Aurorens glühende Wange:
Deines Busens Schnee blendet den blendenden Schaum,
Welcher den Fluthen entrollt. Der Locken dämmernde Nebel
Wallen ringelnd und voll rings um den wölbenden Hals.
Flamme des Himmels beseelt Dein schimmerrollendes (?) Auge,
Lautenlispel entquillt Deinem Gespräch und Gesang.
Aber wie bald, Geliebte, wie bald zerflattert der Schönheit

Seifenblase! wie bald sinket der nichtige Schaum!
Jene Rosen sind welk, und jene Lilienblüthen
Störte der Sturmwind herab; jenes geringelte Haar
Säuselt in weißen Locken um Deine gesunkene Schläfe;
Jener Schimmer erlischt; jenes Gelispel erstummt.
Wandrer kommen und fragen: „Wo ist die Blume der Schönheit,
Welche mit Blüthen und Duft schmückte das funkelnde Feld?“
Wandrer! sie ist nicht mehr; sie schläft den eisernen Schlummer.
Ihren eisernen Halm knickten die Stürme; der Duft
Ihres Kelches zerfloß in die Lüfte des Himmels; die Blätter
Flattern am Boden verstreut, treiben im Sturmwind umher.
Also ist das Loos der Erdenschöne gefallen.
„Blüh' und welk' und stirb'!“ sprach das Verhängniß zum Staube.
Trauerst Du darum, Geliebte? Nein, traure nicht, meine Minona!
Sprossen, blühen, verblühn möge die Schöne des Staubs.
Eine Schöne giebt es, die nimmer verwelkt noch verduftet.
Eine Jugend, die nie kränkelt, noch altert, noch stirbt.
Wohlgeübte Kraft giebt unverwelkliche Jugend; Ihren

Ihren Aufwand ersetzt jeder erwachende Tag.
Reine Herzensgüte gibt ewig grünende Schönheit,
Schönheit vor Menschen und Welt; Schönheit vor Engeln und Gott.
Solche Schönheit sey Dein! Mit solcher Jugend gegürtet,
Siehe mit Ruhe der Zeit rastlosem Flügelschwung zu.
Laß die Monde verrinnen, und laß die Jahre verrollen!
Laß sie mit donnerndem Sturz in der Vergessenheit Meer
Niederstrudeln. Die Wirbel des Strudels ergreifen nur Asche.
Ueber der staubenden Fluth schimmert der ewige Geist.
Laß die Rosen verblühn, und laß die Lilien welken!
Laß den schimmernden Stern sinken in ewige Nacht!
Laß die Säulen des Tempels zertrümmern: Die ewige Seele
Bleibet schön wie sie war, war sie nur weise und gut. u. s. w.

VI.

Das Kampaner Thal, oder über die Unsterblichkeit der Seele; nebst einer Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus. Von Jean Paul. Erfurt, bey Wilh. Hennings, 1797. VI. S. Vorr. 148 und 212 Seiten. 8.

Das Kampanerthal ist bey weitem die vorzüglichere Hälfte des Buchs. Die Erklärung der Holzschnitte hat damit gar nichts zu schaffen, und ein Mann von ganz reinem, klassischem Geschmack hätte zwey so ungleichartige Stücke nicht unter Einen Titel verbunden. Auch hat jedes von beyden besondere Seitenzahlen. Die Verbindung ist also nur wieder eine von den vielen Sonderbarkeiten des Verfassers, von dem man bey allen seinen Werken sagen kann: cupiens *varia* fastidia *coena* vincere. Möchte gleich jener gerade dem Rezensenten Unrecht thun, der ihn trotz aller Seltsamkeiten liebt, zuweilen bewundert, wenn er auch ihm fastidia, und zwar tangentis male singula dente superbo, Schuld gäbe: so kann dieser doch nicht umhin, unter solche weitgesuchte Son-

derbarkeiten und raffinirte Spielereyen die Abtheilungen des Kampanerthals in die 501. bis 507. Station zu zählen. Wenn wird doch der geistreiche Verfasser dergleichen Armseligkeiten geistarmen Scriblern überlassen? Was würde er selbst von irgend einem vorzüglichen Maler unsrer Zeit, einem Füger, einem Ramberg, sagen, wenn sie zu ihren seelenvollen Gemälden sich gar curiös geschnörkelte Rähmchen schnitzten?

Jean Paul (wollte Richter etwa gleich beym ersten öffentlichen Erscheinen durch diese Firma sich neben *Jean Jacques* seinen Platz bestimmen?) erzählt in Briefen an seinen edlen Freund Victor, den wir aus dem Hesperus kennen und schätzen, seine Wanderung durch das romantische Kampanerthal (bekanntlich im Departement der obern Pyrenäen), und die dabey gehaltenen Gespräche über Unsterblichkeit der Seele.

Den Hintergrund des Gemäldes macht eine abwechselnde, bald liebliche, bald erhabene Landschaft, mit dem warmen Pinsel eines Claude Lorrain gemalt, von welchem der Dichter jedoch zu oft sich darin unterscheidet, daß er mit ängstlichem Niederländischen Fleiß die kleinsten Blümchen und Käferchen ausführt. Doch ist dieß hier nicht völlig so weit getrieben, als z. B. im Hesperus. Bey alle dem haben Jean Pauls Naturgemälde, unter der Beleuchtung eines poetischen Zauberlichtes, ergreifende Wahrheit. Man sehe die Beschreibung des donnernden Morgens, S. 30 — 32; den Abend, S. 139. f.

Die

Die Personen des sentimental-philosophischen Drama sind, außer Jean Paul selbst, der männliche, verschlossene, tief empfindende Karlson, welcher Vernichtung nicht fürchtet, aber erwartet, und ein kalter, unbehülflicher kritischer Philosoph im schwarzen Rocke, der mit seiner Schulweisheit weniger für die Sache ausrichtet, als Jean Paul selber: Karlson's Freund nicht weniger als ein in jeder Hinsicht glänzend reicher Baron Wilhelmi, der glückliche Bräutigam und dann noch glücklichere eben Vermählte der hohen, stillen Gione, einer Geistesschwester Klotildens. Ihre leibliche Schwester ist die liebliche Nadine, jugendlicher, leichtern Sinnes und von auflodernder Wärme. Die feinern Verhältnisse dieser, bis auf den des Contrastes halber angebrachten Kaplan, wahrhaft gebildeten Wesen muß man von der Hand des Verfassers selbst enthüllen sehn. Gewiß versteht er die Kunst, mit reichbegabter Phantasie, durch neue Situazionen von magischer Kraft, das Herz, nach seiner eignen Weise, zu interessiren und zu rühren, s. S. 14 f. 22 f. 144 f.

Der philosophische Theil des Werks enthält manche scharfsinnige Zweifel und Bemerkungen gegen Kant, wider deren Bündigkeit indeß sich auch manches sagen ließe, wie S. 61. Was den Hauptgegenstand betrifft, so erklärt der Verf. selbst S. III.: „Im Gespräche über die Unsterblichkeit fehlen oft die wichtigsten Beweise, die schon in meinen vorigen Werken stehen. Auch hätt' es nicht bloß schöpfen, sondern erschöpfen sollen; und das Gespräch

hat

hat nach meinem eignen Gefühle den Vorwurf nicht genug vermieden, daß es in diesem Zustande mehr ein — Gespräch sey, als ein ordentlicher vollständiger Tractat mit dem gehörigen gelehrten Zeugenverhör und mit den nöthigen Beweisen durch Oktalarinspekzion, durch Haupteide, durch briefliche Urkunden, und durch halbe, Viertel, Achtel, Sechzehntheil ꝛc. Beweise.“ Wir wollen denn nach dieser eignen Erklärung des Verfs mit ihm, als Philosophen, es so genau nicht nehmen; wünschten indeß doch, er hätte mit der Sache selbst es noch etwas genauer genommen. Sein Gespräch ist wohl nicht gerade mehr ein Gespräch, als z. B. Mendelssohns Phädon. Und doch enthält dieses eine ungleich tiefer, wenn gleich meist von andern Seiten, eindringende Abhandlung der Sache. Philosophisch strenge Planmäßigkeit des Inhalts unter scheinbarer Natürlichkeit der Form zu verbergen, dazu gehört freylich eine größere Kunst, als der Verf. hier aufgeboten hat. In sentimentaler Hinsicht steht dieß Werk unsers Bedünkens auf einer höhern Stufe als in philosophischer. Eine genauere Vergleichung mit Platon und Mendelssohn würde zu interessanten Betrachtungen, doch für dieß Mal zu weit, führen. Rec. begnügt sich damit, noch einige Bemerkungen und Erinnerungen beyzufügen.

Die hin und wieder vorkommenden Ausfälle auf die Kantianer, nicht auf Kant, für den der Verf. hohe Achtung mit uns theilt, sind zum

Theil

Theil nicht unverdient, doch hier, ziemlich unerwartet.

Auffallend bleibt es, daß Jean Paul, bey seinem oft eben so fein als tief sich zeigendem Gefühle, manche bildliche Ausdrücke, Anspielungen, Beschreibungen, stehn lassen kann, in welchen man Delikatesse vermißt; z. B. S. 94: „Mein Freund präsentirte mich gehörig, damit ich in dieser Korporazion der Freundschaft kein Ueberbein und hors d'oeuvre bliebe.“ Die Warze unter Madmens Auge und die Operazion mit der Warzenheuschrecke hätt' ich auch mit irgend einer andern Einleitung zur Annäherung an das liebenswürdige Mädchen vertauscht gewünscht. Wie Jean Paul sich Stellen erlauben kann, wie folgende, (S. 78, 79,) ist mir unbegreiflich: „Es ist wahr, ich hatte mich in ihre Netzhäute vertieft; aber es war noch wenig bemerkt worden, daß die Kur nicht zu vollenden sey, wenn ich nicht den Ballen der rechten Hand ein wenig auf ihre Wange aufsetzte und aufstemmte, um mit dem Warzenfresser fester über der Warze zu halten. Jetzt biß er die erforderliche Wunde, und ließ so viel von seinem korrosivischen Aetzmittel hineinlaufen, als er bey sich hatte.“ Rez. hat schon im Eingang gegen den Verdacht des dentis superbi protestirt. Demungeachtet findet er diese Art von Detail — er mag das eigentliche Wort nicht unterdrücken — ekelhaft. Ueberhaupt: ein andres ist die Natur, ein Andres die Kunst. In jener wird ohne die kleinsten Theilchen

chen kein Ganzes; in dieser mit ihnen keins. Dennet ist ein Sklav jener; Rafael ein Meister dieser. Warum will Jean Paul lieber dem Hamburger Kunstmaler sich nähern, als dem Römischen Künstler? Will er's fernerhin, so wird er, kraft seiner bessern Seele, zuweilen vielleicht einen Rafaelischen Zug uns vorzaubern: eine Rafaelische Composizion niemals.

Der Verf. hat ein eignes Talent, einzelnen historischen Datis, die seinem Gegenstande ganz fremd zu liegen scheinen, eine Seite abzugewinnen, an welcher sich dieser an jene überraschend glücklich anschließt. So S. 69.: „An den Obelisk der Unsterblichkeit ist ja das Leben aller unserer Geliebten, wie an Rameses *) seinen (beyläufig: ist dieß wohl deutsch?) gebunden, damit die Gefahr die Kraft verdoppelt, und sie werden zerschmettert, wenn er zurückstürzt." — Eben so S. 103, 104: Wie wir Teufel leichter als Götter malen, Furien leichter als die Venus Urania, die Hölle leichter als den Himmel, so glauben wir auch leichter jene als diese, leichter das größte Unglück als das größte Glück; wie sollte nicht unser an Fehlschlagungen und Erdenketten gewöhnter Geist über ein Utopien stutzen, an dem die Erde scheitert, damit die Lilien derselben wie die Guernsey-Lilien

*) „Rameses ließ seinen Sohn an die Spitze des Obelisks hängen, damit die, welche ihn aufrichteten, ein größeres Leben als ihr eignes zu wagen hätten."

Lilien das Ufer zum Blühen finden *), und das die gequälte Menschheit errettet und befriedigt und erhebt und beglückt."

Der Klage ohne Trost, S. 124 — 127 fehlt nichts als das Metrum, um einer Klopstockschen Trauerode an die Seite gesetzt zu werden. Die Vorstellungen, und ihre lose Verknüpfung, sind wahrhaft lyrisch; die Gesinnungen und Gefühle zum Theil erhaben. Doch ist mir das Ganze zu bunt, und ein und das andre Bild, z. B. S. 125: „Das Menschenblut — zurück," würd' ich sehr gern missen.

Neu und überraschend ist die Anwendung der Montgolfieren, S. 143 f., die dem Verf. Stoff zu ein Paar schönen Situazionen und Gemälden giebt.

Die Erklärung der Holzschnitte, unter den zehn Geboten des Katechismus, ist ein abentheuerliches Gewebe eines bald zum Possirlichen, bald zum Platten herabsinkenden Witzes. Selbst als komische Arabesken und Moresken, (unter diesem Titel empfiehlt der Verf. diesen Kommentar, S. VI. der Nachsicht der Kunstrichter,) möchten ihn wohl äußerst Wenige ganz genießbar finden, und gerade diese beneiden wir nicht um ihren haut Gout. Daß einzelne witzige satirische und sentimentale Stellen darin vorkommen,

*) „Die Guernsey-Lilie aus Japan hat ihren Namen von der Insel Guernsey, auf welche ein scheiterndes Schiff, das damit beladen war, sie ausschüttete und ausstreute."

men, wird nicht geleugnet: aber dem Ganzen fehlt es durchaus an Haltung und Intereſſe. Von jenen erwähnt Rez. einige, die ihn für die aufgewandte Zeit doch einiger Maßen ſchadlos hielten. S. 13. „Gewiſſe Geſichter, wie Luthers I. und Friedrichs II., werden niemals getroffen und niemals unkenntlich gemacht.“ Man ſehe ferner S. 26, 61; das feine Compliment an Thümmel in Form eines Tadels, S. 101, 102; S. 135 über den mühſeligen Kleinigkeitsgeiſt der Deutſchen; S. 181 folgende Stelle über den wohlthätigen Einfluß der Mutterliebe auf den weiblichen Charakter, mit der wir dieſe Anzeige beſchließen: „Die Mutterliebe durchgreift mit tauſend Wurzelzweigen das ganze weibliche Herz, ſie zieht alles Blut, ſogar das verdorbene, in ſich an, und überwächſet und verdrängt jede Nebenpflanze, und blüht endlich ganz allein auf dem umflochtenen Boden. Die weibliche Bruſt, in der ſo viel Haß gegen ſo viel (viele) Mütter iſt, wird doch liebend vom Anblicke der Kinder dieſer Mütter bewegt, und je jünger, d. h. hülfloſer die kleinen Geſtalten ſind, deſto lieber möchte jede ſie an den Buſen drücken und deſto leichter geht die Verwechſelung mit nähern von ſtatten.“

VII.

Mein Schreibtisch. Von Sophie von La Roche. An Herrn G. R. P. in D. Erstes Bändchen. Leipzig, 1799, bey H. Gräff. 384 S. (mit einem in Hinsicht der Figuren ohne Geist gezeichneten Titelkupfer zu S. 297 von Schule, und einer Vignette, die die Verf. an ihrem Schreibtisch vorstellt.) Zweytes Bändchen, 1799. 8.

Die würdige Frau v. L. R. beschreibt hier, wie der Titel schon andeutet, einem Freunde ihren Schreibtisch mit dem, was darauf, darin und daneben ist, mit ihren Papieren und Büchern. Die Hauptidee selbst ist gewiß nicht unglücklich. Wen sollte es nicht interessiren, seltene Menschen, zumal solche, die hauptsächlich durch Schriften sich als solche zeigten, im Innersten ihres Arbeitszimmers, umgeben von ihren Lieblingsgegenständen, durch die sie täglich Leben, Nahrung, Wärme erhalten, aus der Nähe zu betrachten? — Nur wünschte man, jene Idee wäre für das Publikum mit strengerer Auswahl ausgeführt. Doch enthält das Buch manches Interessante. Das Meiste

 ist

ist durch zufällige Ideenassociation an einander gereihet. Man muß daher sich auf einen Spaziergang ohne bestimmtes Ziel gefaß machen. Manches findet sich denn freylich, was dem Belesenern zu unbedeutend, zu alltäglich vorkommen muß; manches auch, was zu lebhaft daran erinnert, daß literarische Bildung der Frauen doch etwas ganz anders ist, als literarische Bildung des Mannes. Naiv vergleicht die Verf. selbst (II. B. S. 116) den Inhalt ihres Kopfes mit dem Kunst- und Naturalienkabinet eines nicht sehr vermögenden, wißbegierigen Mannes, welcher nur kleine Stückchen aller Art Steine, Metalle und Holzarten, Fragmente getrockneter Pflanzen, einige seltne Vögel, Käfer, Schmetterlinge und Mücken sammelte. — Paßt gleich die Vergleichung auf einen beträchtlichen Theil der Sammlung, so finden sich doch auch Stücke von bedeutenderm Gehalte; und willig wendet Rec. auf die ehrwürdige Matrone selbst an, was sie B. II. S. 463 sagt: „Ein mit lauter Ruinen umgebener Garten dünkte mich Sinnbild eines verdienstvollen Alten zu seyn, dessen äußere Hülle die Spuren des Zerfalls (?) der Kräfte trägt, seine (dessen) Seele aber nicht nur tiefgegründete, mit ihm erwachsene Grundsätze und Kenntnisse des Guten und Nützlichen zeigt, sondern auch noch alles neue, täglich emporsprossende Schöne der Wissenschaften faßt."

Erinnerungen aus dem Leben der Verfasserin wechseln mit Auszügen aus Büchern, einzelnen Gedichten, Briefen u. s. w. ab. Gelegentliche

Betrachtungen machen das Band. Rec. hebt aus, was ihm das Interessanteste schien.

B. I. S. 38. heißt es von Montesquieu in einem von der Verf. copirten französischen Aufsatze: Son génie unit l'élévation à la profondeur, comme les Alpes; tout est composé de roc vif et de granit: point de terre, point d'argile à leur pieds. Les idées de Montesquieu sont liées par leur bases, et détachées par leur masse. Von I. I. Rousseau heißt es (p. 36): Il couvre par des vérités du détail le fond des erreurs sur lequel il batit. Ses ouvrages sont des pendules detroquées, mais enrichies d'un carillon magnifique et juste. Il ne faut pas écouter l'heure quelles sonnent, mais l'air qu'elles jouent.

Gern begleitet man die Verf. in Wieland's Gesellschaft nach Warthausen (S. 12) und nach Montbar zu Büffon, S. 38.

Das Fachwerk zu einer Bilanz deutscher Dichter S. 50 ist mannigfaltiger, als ein anderes, das Rec. sonst sah: doch sollt' es geordneter seyn. Was mag aber S. 51 Gründlichkeit des Herzens sagen sollen? Oder ist hier ein Druckfehler?

Hie und da vielleicht ungedruckte, des Druckes werthe Gedichte, wie S. 56 an die Braut des in der Blüthe der Jahre verstorbenen jüngern Sohns der Verfasserin vom Grafen von Solms-Assenheim; S. 217 ein dem Leser willkommenes Gedicht von Fr. Leop. Grafen zu Stolberg an Lavater, als letzterer

leßterer in der Nähe von Eutin war. S. 317 f. eins von demſelben an Angelika Kauffmann. — Das ſonderbare Gedicht des D. Franklin bey einem Blick in die Natur S. 233, aus dem Engl., erinnert ſich Rec. ſonſt auch nicht geleſen zu haben. Es iſt doch voll erhabener, originell ausgedrückter Ideen. S. 67 ſchreibt eine Dame an die Verf.: Je lis actuellement Heſperus de Jean Paul Richter. Quel mélange d'objets ſublimes, de penſées, de ſentimens de la plus grande perfection, et de choſes triviales et dégoutantes! Doch darüber iſt unter Verſtändigen wohl nur Eine Stimme. — S. 76—78 lieſt man einen ſchönen, herzlichen Brief von Schiller, dem die Verf. für ſeine Klagen der Ceres gedankt hatte, weil ſie ihr Troſt am Grabe ihres Sohnes gewährt hatten. — Neu und intereſſant war Rec. S. 155 f. die Notiz von Suſanna Huth in Florenz, Tochter des Stadtconſulenten Huth in Frankfurt am Mayn, einer talentvollen jungen Malerin. Frau v. L. R. wünſcht von ihr eine Situazion aus dem Leben der Porcia und des Brutus nach der geiſtvollen Angabe von Bernardin de St. Pierre dargeſtellt. — Von S. 169 an giebt die Verf. weitläuftig Nachricht von den Büchern, die ſie nicht hat, aber zu haben wünſcht. Wozu alle dieſe Wünſche gedruckt, zumal bey größtentheils allenthalben hohhaften Büchern? — Dafür dankt indeß Rec. der Verf., daß ſie ihn gelegentlich auf manche noch lebende intereſſante

Menschen, vorzüglich geistvolle Frauen, aufmerksam gemacht hat.

Im zweyten Bande zuerst Auszüge aus englischen Gedichten und Aufsätzen. S. 10 ff. des ehemaligen Generalgouverneurs Hastings poetische Nachahmung der Horazischen Ode: Otium divos etc. Daran knüpft die Verf. manche durch feine Empfindung belebte Betrachtungen, z. B. über Naturgenuß S. 38 f. über das Vergnügen an Ruinen, S. 44 ff. — Das Briefchen an J. G. Jacobi und seine Antwort S. 83 ff. wird seine Freunde unterhalten. Was Fr. v. l. R. S. 404 von Herder's zerstreuten Blättern und S. 407 ff. von Ossian sagt, ist wahr und gut. Sprachfehler, wie das öfter vorkommende wegen mit dem Dativ, schreiben wir auf Rechnung des Setzers; doch wird er sie hoffentlich künftig vermeiden.

Bey weitem das Beste des ganzen Buchs, was auch Rec. zur Anzeige desselben bestimmte, steht S. 144 — 365: Die Briefe und Briefragmente von *Julie de Bondely*, einer Tochter des verstorbenen Landvogts zu Berthou; der Freundin Rousseau's, Wieland's, Zimmermann's, des Prinzen Louis von Würtemberg ꝛc. Gern gesteht Rec., daß er nicht leicht etwas Anziehenderes aus der Correspondenz eines Weibes las. Welch ein durchdringender Scharfblick neben so viel feiner, lebendiger Empfindsamkeit, und beydes vereint mit dieser Gewalt über die Sprache! Würde doch der anderwärts schon geäußerte

Wunsch,

Wunsch, alle schriftlichen Reliquien dieses seltnen Wesens gesammelt zu sehn, bald erfüllt!

Hier finden sich zuerst manche interessante Nachrichten über Jean Jacques, S. 144. 161. ff. 178 ff. 189, 190, 196. 214 ff. 231, 232. 236. 252, 253. — S. 150—161. Juliens merkwürdiger Aufsatz über die neue Heloise zu Moulton. Vielleicht ist dieser schon sonst gedruckt; gewiß weiß Rec. es nicht. Doch hebt er deßhalb nichts aus. — S. 180 ff. Juliens Gedanken über die englischen und französischen Romane, viel Wahres enthaltend. U. a. sagt sie: La vertu et le vice sont également gazés dans les romans français; c'est une nature si polie, si conturnée, qu'on ne la rencontre nulle-part; y parle t-on de vertu, ce n'est qu'au travers d'une métaphysique de sentimens alambiqués; y parle t-on de vice, il est si coloré, qu'on ne le trouve que spirituel. De-là cette monotonie de caractères, où personne n'en a un à soi. — Les romans anglais au contraire montrent les playes sales et dégoûtantes du vice. Ces tableaux peuvent répugner à la pudeur, mais seulement à la pudeur factice, et la veritable y trouve son compte. Les scénes de prisons, d'hôteleries de village, de maisons suspectes, tout cela est vilain, oui; mais cela est *vrai*, et quand on doit vivre avec la nature, il faut la voir telle qu'elle est, et si j'avois de filles à elever pour le monde, je leur ferais plutôt

faire un cours d'anatomie theorétique et practique, que de leur laisser lire les ouvrages de Crebillon et de Bibiena. — Ueber alle Gegenstände, über die sie spricht, hört man sie gern, so verschiedenartig auch jene sind. Von Tissot, S. 195, 205, 206; über Neufchatel und das angenehme Leben in diesem Ländchen, S. 200 ff. Eine Anekdote von Voltaire, die ihm nicht zur Ehre gereicht, S. 210. Weiterhin ein Zug des menschenfreundlichen Charakters des Prinzen Louis von Würtemberg. S. 218 ff. Versuche Verschiedener, ihre Kinder vom ersten Anfang an nach Rousseauischen Grundsätzen zu erziehen. Ueber die Pariser Atheisten, S. 247 ff. Nicht gemeine Gedanken über Schwierigkeiten bey der Erziehung S. 268. Ein Beyspiel von Juliens feinem, planmäßigen Benehmen im gesellschaftlichen Umgange, S. 279 ff.: wie sie erst nach und nach die Maske der kalten Analystin fallen ließ, und dem vorher gefürchteten Enthusiasten sich in ihrer wahren Gestalt zeigte. — Ungemein verständige Urtheile über philosophische, historische, poetische Werke; z. B. S. 290, 311 über Hemsterhuys; über Göthe, S. 326 ff. — Selten wird wohl ein Frauenzimmer das Mittel gegen zu feine Reizbarkeit und Empfindsamkeit brauchen, welches Julie wählte. S. 324, 325. Je voudrais bien qu'on ne me demandat aucun jugement sur des poësies. Je ne sais pas, ce qui s'est passé dans ma tête: mais les fibrilles poëtiques semblent

blent avoir contracté une certaine roideur, depuis que j'ai exercé d'avantage le penchant que je ſuis de tout tems pour la groſſe beſogne des calculs. Cela ne donne pas un brin d'eſprit, mais cela devient d'un uſage merveilleux pour *amortir la ſenſibilité* ſouvent trop irritable de l'ame. — Wir erlauben uns nur noch eine Stelle hinzu zu fügen, S. 335: J'ai puiſé, je ne ſais comment, quelques idées ſur le caractère de votre fille dans des propos épars de L. à ſon ſujet, tout à ſes éloges: cela m'eſt reſté par intérêt que je prens à tout ce qui a quelque rapport avec vous. Dites, ma chere Sophie, me tromperai je? et votre fille n'aurait-elle pas cette ſenſibilité trop vaſte, trop étendue pour le bonheur? Cette idée de perfection, qu'on cherche par-tout, chez ſoi-même, dans les autres, et qu'on trouve nulle-part? Combien elle m'intéreſſe par là, mais auſſi combien je la plains! C'eſt du *vrai*, que nous vivons, et non pas du *beau*. Cet axiome eſt dur, mais c'eſt un qu'on ne ſaurait trop répéter à ces jeunes ames honnêtes et ſenſibles, pour l'intérêt même de leur bonheur. — Der Aufſatz: Reflexions ſur le tact im Mercure de Gotha iſt zufolge S. 345 ohne Juliens Wiſſen, auch höchſt fehlerhaft, abgedruckt; überdieß waren es nur, wie ſie ſagt, des réponſes ſeches et laconiques à des queſtions ſeches et laconiques, que Zimmermann faiſait etc. — Ueber

Gabe des Wahrsagens erklärt sie sich auf eine Anfrage der Fr. v. l. R. echt philosophisch. S. 556 ff. Doch man lese sie selbst. Warum starb sie so früh! Warum mußte ein unglücklicher Zufall ihr schönes Leben abkürzen! Im Schlosse zu Montricher gebrauchte der Koch unter der Peterſilie aus Verſehn viel Schierling. Alle Gäſte wurden krank, Julie am meiſten. Zwar wurden Alle durch Tiſſot wieder hergeſtellt; aber Julie behielt die Anlage zu dem Nervenhuſten, der ihre Geſundheit völlig zerſtörte. 1778 bekam Frau v. l. R. einen der längſten Briefe, den ſie ihr jemals ſchrieb, durch die Generalin Sandoz zurück, mit dem Zettelchen: Notre incomparable Iulie eſt depuis 6 jours au tombeau.

VIII.

Ueber den Paſtellmahler Daniel Caſſe.

Unſere Bibliothek, die es ſich immer zur Pflicht machte, auf talentvolle Künſtler die Aufmerkſamkeit zu richten, erwähnt mit Vergnügen eines Mannes, der in ſeiner Art viel leiſtet, und zugleich als Menſch Achtung verdient, in ſo fern er ſich durch viele Schwierigkeiten empor arbeiten mußte. Wir reden von dem den Liebhabern der Malerey, die Leipzig zuweilen beſuchen, gewiß nicht unbekannten dortigen Paſtellmaler Daniel Caſſe. Zuerſt eine kurze Nachricht von ſeinem Leben. Er ward zu Cüſtrin in der Neumark 1750 gebohren. Bis in ſein zwey und dreyßigſtes Jahr war er Bedienter, doch früher ſchon durch unwiderſtehlichen Hang Maler. Dieſer Neigung zu folgen, ging er in ſeinem acht und zwanzigſten Jahre nach Dresden ohne alle Unterſtützung. Da er indeß zu arm war, von eignen Mitteln zu ſtudiren, diente er noch zwey Jahr dem Hofmaler Schmid in Dresden und eben ſo lange der Hofmarſchallin von Schönberg auf Maxen, in der Nähe jener Hauptſtadt. Indeß ſuchte er ſich durch Portraitiren wenigſtens ſo viel zu erwerben, daß er endlich in ſeinem 32.

Jahre

Jahre sich ganz seiner Kunst unter Anleitung des Director Casanova und des Professor Graf widmen konnte. Unter der Führung dieser beyden vortreflichen Lehrer, gelangte er bald auf den rechten Weg. Er studirte nächstdem fleißig nach Mengs, wodurch er auf die rechte Art kam, dauerhaft in Pastell zu malen. Laffe's Manier ist nicht die gewöhnliche. Seine Farben sind fest; sein Auftrag ist dünn oder schwach, und die Vollendung seiner Gemälde geschieht durch fleißiges Schraffiren; besonders bey der Carnation. Durch diese Behandlung wird sein Pergament oder Papier keinesweges mit Farben überhäuft, und seine Bilder verstäuben nicht, wie beym fetten Auftrag der Pastellfarben. Er selbst hält seine Farben für unvergänglich, besonders da äußerst wenige Lacke und Carmine darin gefunden werden; die bekanntlich in Pastell die flüchtigsten Farben sind.

Seine Köpfe sind äußerst fleißig ausgeführt; von überraschend sprechender Aehnlichkeit. Physiognomie und Charakter drückt er meist sehr glücklich aus: besonders gelingen ihm, wie ich bemerkte, Gesichter, in denen sich Züge von Schwermuth zeigen, vielleicht durch Verwandschaft, da in seinem eignen Charakter ein Hang zu Schwermuth und Stille sich offenbart. Sein Kolorit ist, für Pastellfarben, sehr warm und lebhaft. Am liebsten malt er Portraits in natürlicher oder halber Lebensgröße.

Er

Er wagt sich indeß auch an Kniestücke und sogar an Familiengruppen in Lebensgröße: ein in der Pastellmalerey seltner Fall. Ich habe manches von Seiten des Fleißes merkwürdige Stück von dieser Größe bey ihm gesehn. Die Köpfe waren indeß immer das Beste.

Von der Festigkeit und Dauerhaftigkeit seiner Pastellmanier erzählte er selbst mir folgendes Beyspiel. Eine Gesellschaft besah seine Arbeiten. Einer wirft durch unvorsichtiges Anstoßen ein großes Bild, woran er eben arbeitete, von der Staffeley; das Bild wirbelt sich, eh' es zur Erde fällt, im Zimmer. Keiner von der Gesellschaft wollt' es aufheben sehen; er aber hebt lächelnd das gefährlich gefallene Stück auf, mit der Versicherung, es werde keinen Schaden genommen haben, welche auch der Augenschein bestätigte. Ich zweifle an der Wahrheit dieses Vorfalls um so weniger, da mir selbst es begegnete, als der Künstler aus dem Zimmer gegangen war, das unvollendete Portrait einer schönen Griechin aus Wien von der Staffeley zu werfen. Es hatte indeß so wenig Schaden genommen, daß der Künstler selbst erst durch diese Anzeige erfährt, daß es an die Erde fiel. — Auch hat er in seinem Zimmer einige seiner Pastellbilder seit acht Jahren ohne Glas hängen, die noch frisch genug aussehen.

Seine Farben bereitete er sonst sich selbst. Nachher lehrte er ihre Bereitung seinem Bruder Gottfried Caffe', der sie noch vervollkommnete. Sie sind beym letztern in Dresden um sehr billige

Preiße

Preiße zu haben, und ſollen den Lauſanner Farben an Güte gleich kommen. Beſonders iſt ein Grün darunter, das nicht verſchießt. Eine Garnitur beſteht aus mehr als dreyhundert Stiften. Kunſthandlungen verkaufen ſie zuweilen mit beträchtlich erhöhten Preißen unter dem Namen von Engliſchen. Am beſten wendet man ſich daher an den Verfertiger ſelbſt. Dieſer wohnt in Dresden vor dem Pirnaiſchen Thore No. 333.

So eben hat die Presse verlassen:

Anthologia graeca, sive Poetarum graecorum Lusus; ex recensione *Brunckii*. Indices et Commentarium adjecit *Fr. Iacobs*. Tomus IX. Commentarius Tomus IV. Auch für die Besitzer von Brunks Analekten, nach der Strasburger Ausgabe, unter dem Titel:

Animadversiones in Epigrammata Anthologiae graecae, secundum ordinem Analectorum *Brunckii*. Vol. II. pars 2. 8vo maj. auf Schrpp. 2 Thlr. 16 gr.
auf Druckp. 2 Thlr.

Beck (*Christ. Dan.*) Commentarii historici decretorum religionis Christianae et familiae *Lutheri*. 8vo maj. 3 Thlr.

In einigen Wochen erscheint:

Abriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in Sprüchen, mit Erläuterungen. Zunächst für die Kinder in der Wendlerischen Freyschule, 8., auf Schrpp. und auf Druckpapier.

Angehängt sind Aufsätze: vom Ursprung des Bösen, von der Taufe, Confirmation, Beichte, über die Stiftung des Abendmahls, das Glaubensbekenntniß der Christen, eine neue Uebersetzung des Gebets des Herrn nebst der Auslegung, und Schulgebete. Voran steht eine Ermahnung an Kinder, welche die Schule verlassen. Die Sprüche sind unter Rubriken gebracht, die Erklärungen beygefügt, die Erläuterungen stehen gleich darunter mit kleinerer Schrift. Man kann dieses Spruch-Buch zu jedem Lehrbuche gebrauchen. In der Wendlerischen Freyschule wird es mit dem Rosenmüllerischen Lehrbuche und dem beygefügten Leitfaden verbunden. Für

diese

diese Schule wird auch nächstens ein Lesebuch in zwey Theilen herauskommen.

Die Gesellschaftskunst, aus dem Französischen des Hrn. von Saint-Lambert, 2ter und letzter Theil. gr. 8. Beyde Theile 2 Thlr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte, 19ten Bandes 3tes Stück. gr. 8. 9 gr.

Von des Hrn. Doctor und Professor Kochs Concentrirung dieses Werks ist der 6te Theil unter der Presse, welcher den 15ten, 17ten und 18ten Band des größern Werks in sich faßt. Durch die Zusammenziehung geht nichts im Wesentlichen verloren; blos der Styl wird abgekürzt; daher auch die Register für den Auszug und für das größere Werk passen. Bis zur Michaelmesse kann man auf den 6ten Theil 1 Thlr. 12 gr. pränumeriren, und bis dahin sind wir erbötig, denjenigen, die sich mit frankirten Briefen unmittelbar an uns wenden, alle 6 Theile für 9 Thlr. in sächs. Gelde zu überlassen: der nachherige Preiß ist 12 Thlr., nämlich für jeden Band 2 Thlr.

Dykische Buchhandlung
in Leipzig.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Vier und sechzigsten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1801.

IX.

Ueber Natur- und Kunst-Schönheit.

Wenn Kant (Kritik der Urtheilskraft, S. 166.) sagt: „daß ein unmittelbares Interesse an der Schönheit der Natur zu nehmen jederzeit ein Kennzeichen einer guten Seele sey, und daß derjenige, der einsam die schöne Gestalt einer wilden Blume, eines Vogels, eines Insekts ꝛc. betrachte, um sie zu bewundern, zu lieben, und sie nicht gern in der Natur überhaupt missen zu wollen, ein unmittelbares, und zwar intellectuelles Interesse an der Schönheit der Natur nehme:" so kann man ihm dieses wohl einräumen, obgleich nicht ohne Einschränkung; aber wenn er sagt: „der Vorzug der Naturschönheit vor der Kunstschönheit, wenn jene gleich durch diese der Form nach so gar übertroffen würde, dennoch allein ein unmittelbares Interesse zu erwecken, stimmt mit der geläuterten und gründlichen Denkungsart aller Menschen überein, die ihr sittliches Gefühl cultivirt haben:" so setzt er einmahl die Naturschönheit zu weit hinauf, indem er sie mit der

Kunstschönheit vergleicht, da beyde doch ganz verschiedener Natur sind: denn die Naturschönheit reflektirt mir eine bewußte Thätigkeit, indem sie nach einem Zwecke zu produciren scheint, also eine endliche Thätigkeit; sie ist also nicht nothwendig schön; denn das Schöne geht nur aus dem Widerspruche der unendlichen, ideellen, bewußtlosen und objektiven mit der endlichen, subjektiven, reellen und bewußten Thätigkeit hervor, und beruht auf dem Gefühle der Auflösung der ins Unendliche hin getrennter Thätigkeiten in absolute Harmonie, d. h., auf dem Gefühle der unendlichen Befriedigung; das Kunstwerk strahlt daher eine unendliche Thätigkeit zurück, und die Natur reflektirt eine endliche, bewußte, indem sie nach einem Zwecke zu produciren scheint; wann sie daher schön ist, so ist sie es zufällig, und der Zauber, der in den schönen Productionen der Natur liegt, ist darauf gegründet, daß uns ihre Schönheit überrascht, oder, um eigentlich zu sprechen, die Natur kann nur der Form nach schön seyn.

Der Bewunderer der Naturschönheit ist ein leerer Bewunderer; das Gefühl, welches ihn begleitet, ist weit entfernt, daß es das wahre Gefühl des Schönen sey, ohnmächtig, und hat keine Bedeutung in Vergleichung mit dem wahrhaft poetischen Gefühle; es kann mit dem Sittlichen verwandt seyn, indem seine Quelle Frömmigkeit ist, und der Bewunderer in jedem Produkte die weise Einrichtung Gottes erhebt: aber eben darum steht es weit unter dem wahrhaft göttlichen Gefühle

des

des Schönen. Die Naturschönheit erhält nämlich ihr wahres Interesse fast einzig durch Anschließung an religiöse oder sittliche Ideen. (s. Jenisch über Wilh. Meisters Lehrj. S. 120.) Ein solches Interesse aber ist nicht rein ästhetisch, weil es bloß mit dem Verstande begriffen werden kann, das Aesthetische aber den ganzen Geist harmonisch beschäftigt, auf einer Thätigkeit des Geistes beruht, die ideell (sinnlich) und reell (vernünftig) zugleich ist; das Schöne kann daher nicht mit dem Verstande bloß aufgefaßt werden, sondern der ganze Geist muß es auffassen; die Naturschönheit, die bloß durch ihre Bestimmung, ihren Zweck interessant ist, kann daher nicht eigentlich schön oder ästhetisch seyn, weil sie ihr Interesse erst durch den Verstand erhält, der ihren Zweck begreift.

Die Natur ist schön der Form nach, hat aber keinen bestimmten Gehalt, so wie die gemeine Tanzkunst, die Baukunst ꝛc. keine Andeutung von Vorstellungen und Empfindungen haben; unsere Einbildungskraft und die Thätigkeiten unseres Geistes haben nicht einmahl bey Naturprodukten ein freyes Spiel, weil kein Zwang und Gegensatz in ihnen statt findet: denn Freyheit ist nur durch den Gegensatz des Zwangs und der Nothwendigkeit möglich und statthaft; wenn ich z. B. frey handeln soll, muß mir etwas gegeben seyn, wogegen ich handle, das durch mein freyes Handeln nicht erst hervorgebracht wird, sondern vor ihm reell und unabhängig von ihm existirt: denn sonst

könnte ich nicht auf dasselbe handeln; Freyheit ist ohne Zwang gar nicht möglich: denn meinem freyen Willen gemäß kann ich alles wollen; wäre nun meine Freyheit durch die Sinnen- und Geister-Welt nicht gebunden und mannichfaltig eingeschränkt, so würde ich aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit übergehen, und dann hätte auch der Begriff Freyheit keinen Gehalt. — Das Schöne in der Natur hat daher keine Bestimmung, da es das Produkt einer blinden Thätigkeit ist, in welche die bewußte bloß eingreift; denn der Geist allein, nicht die Natur, erfindet und bringt mit Absicht hervor; er allein dichtet und trachtet; das Hervorbringen der Natur allein ist ein blindes, vernunftloses, nothwendiges, bloß mechanisches Hervorbringen, ohne Vorsehung, Entwurf, freye Wahl und Absicht, wie Jacobi an Fichte sagt, S. 68. Die Natur ist das Produkt der bewußtlosen blinden Thätigkeit, und hat, da sie von der bewußten Thätigkeit, die allein mit Absicht und Plan producirt, und allen ihren Produktionen einen bestimmten Zweck unterlegt, nicht anhebt, keine Bestimmung; sie erscheint daher zweckmäßig, weil die bewußte Thätigkeit in die bewußtlose eingreift, ohne einen Zweck zu haben; den Zweck und die Bestimmungen muß man ihr erst unterlegen; daher die teleologischen Betrachtungen, die man gewöhnlich mit der Naturanschauung verbindet, um ihre anscheinende Zweckmäßigkeit zu erklären; die Natur hat aber keinen Zweck; sie ist so, weil sie so ist; sie hat ihren

Zweck,

Zweck, ihre Bestimmung in sich selbst; sie scheint nur einen Zweck zu haben, weil die Thätigkeit, die bey der Naturanschauung beschäftigt ist, in eine bewußte übergeht. Die Schönheit der Natur ist demnach leer, ohne bestimmten Gehalt. Daher die Griechen, welche ein reiner Geschmack und Kunstsinn beseelte, nie die Natur darstellten, sondern immer nur Kunstschönheiten (s. Recens. in der Allgem. Litt. Zeit. 1794. Nr. 299.) Bloß die Kunst kann das eigentlich Schöne darstellen, indem sie der schönen Form des Mannichfaltigen einen bestimmten Gehalt unterlegt, dem freyen Spiele der Thätigkeiten eine bestimmte Richtung giebt — denn Freyheit kann ohne Zwang nicht gedacht werden. — Das Bestimmende kann aber bloß in der Menschennatur liegen: denn alle Bestimmung, in so fern sie wahr und reell seyn soll, begleitet ein Gefühl der Nothwendigkeit; alle Begränztheit äußert sich als solche nur durch ein Gefühl, die Gefühle liegen aber bloß in uns; sie sind das subjektivste, individuellste, was es geben kann, das, eben wegen seiner bloß subjektiven Natur, keine Erklärung zuläßt, weil ich es nicht objektiviren kann. Daher die beschreibenden Gedichte keine eigentlichen Kunstwerke sind, wenn man ihnen nicht eine bestimmte Empfindung unterlegt, der schönen Masse des Mannichfaltigen einen bestimmten Gehalt giebt, wie es Matthisson gethan hat; eine bloße Beschreibung der Natur hat nur die Form des Schönen, ist nicht wahrhaft schön; denn das Schöne beruht eben auf dem freyen Spiele

meiner Thätigkeiten; dieses ist aber ohne bestimmten Gehalt, ohne eine bestimmte Richtung nicht möglich; ein solches Gedicht versetzt nur in eine beynahe ohnmächtige Empfindung; und legt man ihm teleologische Empfindungen und Betrachtungen unter, so dreht sich alles um einen Punkt herum — um die Weisheit und Güte des Schöpfers — wie in Kleist's Frühling; auch dieß erweckt ein beynahe ohnmächtiges, ermüdendes und durchaus nicht poetisches Gefühl.

Ein Gedicht muß Einheit haben, in eine bestimmte Empfindung versetzen, wenn es ein freyes Spiel unserer Thätigkeiten erwecken soll; dieß ist durch den Gegensatz nothwendig: denn ein Mannichfaltiges kann nicht ohne Einheit statt finden; ich erkenne das Mannichfaltige und die Freyheit erst durch den Gegensatz von Freyheit und Gebundenheit. Das Schöne ist das Produkt der harmonischen Zusammenwirkung der ideellen, unendlichen, bewußtlosen und der reellen, endlichen und bewußten Thätigkeit; letztere schreibt der erstern Thätigkeit oder unserm sinnlichen Vermögen eine bestimmte Richtung vor — denn der Dichter fängt mit Bewußtseyn zu produciren an. — Da dieses aber in der Natur nicht statt findet, da sie sich nicht selbst bestimmen kann — denn dazu gehört Vernunft und Gefühl —: so kann sie auch nicht eigentlich schön zu nennen seyn; sie hat bloß die Form des Schönen. Daher sagt der Verfasser von Diderot's Versuch über die Mahlerey in Göthe's Propyläen, II. St. I. B. 1799. S. 10.

die

die Natur organisirt ein lebendiges gleichgültiges Wesen, der Künstler ein todtes, aber ein bedeutendes; die Natur ein wirkliches, der Künstler ein scheinbares. Zu den Werken der Natur muß der Beschauer erst Bedeutsamkeit, Gefühl, Gedanken, Effekt, Wirkung auf das Gemüth selbst hinbringen; im Kunstwerke will und muß er das alles schon finden." Siehe auch S. 37. 58. in demselben Stücke, wo sich überall Belege zu meinen Behauptungen finden.

So kann der eine, bey der Anschauung einer blühenden Rose, an die purpurnen Wangen seines Mädchens oder an ihren blühenden, süßduftenden Busen denken; beym Veilchen an ihre stille Sittsamkeit und Bescheidenheit; der andere, dessen Brust nicht von Liebe glüht, kann teleologische Betrachtungen anstellen: wie hat doch der liebe Gott alles so schön und weise eingerichtet, daß er eine solche Blume, wie die Rose, erzeugen ließ, um mein Auge und meine Nase zu ergötzen! Und sagt er sich auch dieses nicht, so wird er doch, ohne darum zu wissen, unwillkührlich in eine solche religiöse Stimmung versetzt werden; denn diese Stimmung beschleicht den Menschen unvermerkt, vorzüglich den, der etwas schwärmerisch ist; und wahrscheinlich begleitete auch Kanten, da er jenes schrieb, ein solches heiliges und religiöses Gefühl, ohne daß er sich desselben bewußt war; dieß bestätigt eine Anmerkung zu S. 478. in der Kritik der Urtheilskraft. Jeder wird nach der individuellen Richtung und Stimmung seines Geistes an-

dere Vorstellungen und Empfindungen bey der Naturanschauung haben; jeder wird mit andern Augen, aus einem andern Gesichtspunkte die Natur betrachten; selbst bey verschiedenen Dichtern wird sie verschiedene Deutungen erhalten, je nachdem ihre Gemüthsstimmung entweder traurig oder freudig, schön oder erhaben ist. S. die Fragmente über Klopstock S. 44. und so singt Matthisson:

Ihr Birkenhöh'n, ihr Wiesengründe lachtet
Einst holder mir, als Geßner's Hirtenwelt!
Da glüht am See, die Schwermuth öd' umnachtet,
Der Zauberschein, so Lethe's Blumen hellt;
Gebirge! Thäler! Au'n! ihr bleibt dieselben:
Doch dem Verirrten von des Friedens Spur
Wird jeder See zur Lamp' in Sarggewölben,
Zum Grabmahl jede Flur!

Daher kann die Einbildungskraft bey Betrachtung der Naturschönheiten ausschweifen, und nicht selten geschieht es, weil eben die Natur keinen bestimmten Gehalt und Zweck hat, daß sich die Einbildungskraft in die ohnmächtige, leidige Ideenassociation verliert. Wer wird aber ein so regelloses Spiel der Einbildungskraft ein schönes Spiel nennen wollen, und es dem freyen Spiele unserer Thätigkeiten, in welches uns ein Kunstwerk versetzt, gleich setzen? Ja, der müßte keinen Kunstsinn haben! Und was hindert uns, der Natur so verschiedene Ansichten zu leihen? Wer giebt

uns

uns hierin Gesetze, und schreibt unserer herumschweifenden Einbildungskraft eine bestimmte Richtung vor? Die Natur kann es nicht, weil sie keinen Zweck hat, und man ihr alle Zwecke unterlegen kann; dieß ist nur in der Kunst möglich, wo die Menschennatur zur Anschauung kommt! Legt nicht erst dadurch der Künstler einen bestimmten Sinn, einen bestimmten Gehalt in seine Naturgemählde, daß er sie durch Menschenfiguren beseelt und fixirt?

Ich gebe zwar gern zu, daß jene teleologisch-religiöse Stimmung dem Geiste wohlthue, indem sich ihr etwas vom Erhabenen zugesellt — denn von der weisen Einrichtung in der Natur wird man leicht auf einen unendlichen, allmächtigen Urheber derselben geführt — ob sie gleich für mich, der ich anderer Ueberzeugung bin, keine Bedeutung hat: aber sie ist doch kein eigentliches Schönheitsgefühl, wie das, in welches uns ein Kunstwerk versetzt; sondern die Quellen jenes teleologischen Gefühls sind trübe und zusammengesetzt. *)

Jena.

Fr. Ast.

*) Der Herausgeber behält sich vor, über diesen ihm zugesandten Aufsatz seine Meynung ein andermal zu sagen. Die Natur hat allerdings einen Zweck, obschon nicht den eines menschlichen Künstlers.

X.

Frid. Iacobs Animadverſiones in epigrammata Anthologiae graecae ſecundum ordinem analectorum Baunckii. Vol. I. P. I. Praef. et prolegg. CLXXXIV S. Animadverſiones 438 S. Pars II. 515. S. 1798. Vol. II Pars I. 420. S. 1799. Pars II. Praef. XVI. Animadverſſ. 412. S. 1800. Leipzig, bey Dyk. gr. 8.

Analecta critica in Anthologiam graecam cum ſupplemento epigrammatum maximam partem ineditorum. Collegit Imm. G. Huſchke. Jena und Leipzig, b. Frommann 1800. XXIV. und 310. Seit. gr. 8.

Σκολια, h. e. carmina convivalia Graecorum metris ſuis reſtituta et animadverſionibus illuſtrata, praemiſſa diſquiſitione de hoc genere carminis edidit Car. Dav. Ilgen. Jena, bey Cröker 1798. CCVIII. u. 288 Seit. 8.

Nachdem die griechiſche Anthologie von jeher durch ſo viel gute und böſe Gerüchte gegangen und ſo ſonderbare Schickſale erfahren hat, iſt ihr in der neueſten Zeit auf einmal ein glücklicher Stern auf-

aufgegangen, indem de Boſch in Holland, Chardon de la Rochette in Frankreich und Jacobs in Deutſchland dieſen unſchätzbaren Reſten der griechiſchen Muſe ihre Talente gewidmet haben. Auch Ilgen, Huſchke, und ganz zuletzt Fiorillo (in ſeiner Bearbeitung des Herodes Atticus) nehmen durch Bearbeitung einzelner Stücke der Anthologie Antheil an dieſem Verdienſt.

Von de Boſch's Ausgabe der Anthologie iſt bis jetzt nur der Text mit Hugo Groot's unübertroffner Ueberſetzung abgedruckt, Chardon iſt noch mit den Vorbereitungen zu ſeinem Unternehmen beſchäftigt, hat aber durch einzelne Aufſätze und Recenſionen im Magaſin Encyclopedique große Erwartungen erregt. Jacobs wird das Ziel zuerſt erreichen, indem er ſchon den gröſsern Theil ſeiner Laufbahn zurückgelegt hat, an deren Ende ihm auch der Neid den wohlverdienten Kranz zuerkennen muß. Er hat zuerſt Licht in die Geſchichte der Anthologie gebracht, hat Tauſende von Stellen verbeſſert, und den Weg zum Verſtändniß jener Dichter und zum Genuß ihrer Schönheiten geebnet.

Als Jacobs das Werk begann, ließ ihn der Mangel handſchriftlicher Hülfsmittel, und beſonders einer treuen und vollſtändigen Collation der Vaticaniſchen Handſchrift der Anthologie des Cephalas, nicht an eine neue Recenſion des Textes denken. Er ſchränkte ſich auf einen berüchtigten Abdruck der Brunkſchen Analecta (jedoch mit Uebergehung der Gedichte des Solon, Tyrtäus, Mimnermus, der Jamben des Simonides, der lyriſchen Gedichte

dichte des Anakreon, der Sappho und Erinna, der Hymnen des Callimachus, der Bukoliſchen Gedichte, der Sillen des Timon und der Parodien des Matron, die nicht in dieſe Sammlung gehören) ein, der mit den Regiſtern in 5 Theilen in den Jahren 1794 und 1795 erſchien. Dieſen ſollte ein bloß kritiſcher Commentar begleiten, in welchem der Her. vorzüglich über die Beſchaffenheit des Brunkſchen Textes, und in wie fern ſich deſſen ſo weit vom gemeinen Text abweichende Lesarten auf Handſchriften oder auf eigne und andrer Gelehrten Verbeſſerungen gründen, Rechenſchaft ablegen wollte. Dieſen Plan zeichnete der Her. in einer eignen Schrift: Emendationes in Epigrammata Anthologiae graecae auctore Fr. Iacobſio. Leipz. bey Dyk 1793. XVIII. und 60 S. gr. 8. vor, worin er auch Brunks kritiſches Verdienſt mit Einſicht würdigte, und dem Mann, den man damals für todt achtete, eine ſeiner würdige Parentation hielt. Indeß ſo groß auch der Fleiß und die Sorgfalt des Her. war, den Quellen der Lesarten nachzuforſchen, ſo hätte er doch an unzähligen Stellen keine Auskunft geben können, hätte ihm ſein gutes Geſchick nicht eine authentiſche Abſchrift der Vaticaniſchen Handſchrift zugeführt. So ängſtlich die Vaticaniſche Handſchrift ſelbſt bis dahin von den Argusaugen der Bibliothekare des Vatican bewacht worden war: ſo wurden ſie doch durch einen Merkur, ich weiß nicht wie, eingeſchläfert. Der preuß. Geſandſchaftsſekretair Uhden in Rom collatio-

lationirte dieſe wichtige Handſchrift für Jacobs und ſchickte ihm die noch unedirten Epigramme derſelben, aus welchen letztrer 19 Stück auf Kunſtwerke im Tempel der Apollonis in Cyzikus mit einem gelehrten kritiſch-philologiſchen Commentar im zweyten Band ſeiner Exercitationes criticae in ſcriptores veteres. Leipz. bey Dyk 1797. S. 137 — 204 *) herausgab. Noch mehr, durch Uhdens Vermittlung brachte der Herzog von Gotha eine diplomatiſch genau abgeſchriebene, oder vielmehr nachgemahlte, Copie der Vaticana, welche ſich Spaletti, Scrittore des Vatican, gemacht hatte, käuflich an ſich, und überließ ſie dem Herausgeber zum freyen Gebrauch. So konnte ſich allmählig der Plan des Her. erweitern, und er beſchloß nun auch, nach dem Wunſche des Publikums, die Erklärung der ſchwerſten Stellen mit hineinzuziehen. Nach und nach und zum Theil erſt, nachdem ſchon ein Theil des Commentars erſchienen war, wurde der gelehrte Vorrath des Her. durch die kräftige Unterſtützung der Heyne, Schneider, Suhm, de Boſch u. a. immer anſehnlicher und wichtiger. Er hat vier mehr oder weniger vollſtändige Abſchriften der Anthologie, die aus Guyet's und Voſſe'ns Handſchriften gefloſſen ſind, außerdem noch einige Bruchſtücke aus Handſchriften der Anthologie. Die wichtigſten alten Ausgaben, vorzüglich die Venetianiſche

1550

*) Vergl. Chardons gelehrte Recenſion im Magaſin encyclop. T. 5. An. 5. p. 259. ff.

1550 ſtehen ihm zu Gebote. Von handſchriftlichen Anmerkungen der Gelehrten beſitzt er einen groſſen Schatz, und zwar von Iſaac Caſauboni, Joſeph Scaliger, Guyet, Saumaiſe, Corn. de Paum, Reiske, Schneider. Auch Heyne hat dem Her. Bemerkungen über manche Stelle mitgetheilt. Im Beſitz ſolcher Hülfsmittel konnte ein Mann, dem Deutſchland den erſten oder zweyten Platz unter ſeinen Kritikern einräumt, die Kritik des Textes mit dem Erfolg bearbeiten, den wir in den Animadverſionibus finden. Es bleibt nun verhältnißmäßig nur noch eine kleinere Zahl von Stellen übrig, in welchen der Her. nicht nachweiſen konnte, aus welchen Quellen Brunks Lesarten entſprungen ſind. Dem erſten Herausgeber der Analecten käme es zu, hierüber ſelbſt die nöthigen Aufklärungen zu geben, und nicht bey den vereinigten Bemühungen ſo vieler um ein Werk, um welches er ſelbſt ſo viel Verdienſt hat, itzt allein unthätig zu ſeyn.

Das bis jetzt verworrne Chaos der Geſchichte der griechiſch. Anthologie erhält in den meiſterhaften Prolegomenen die erwünſchteſte Aufklärung. Wo noch Dunkelheit herrſcht, ſind wenigſtens Winke und Data zur künftigen Aufhellung angegeben. Die erſte Grundlage unſrer Anthologie war der liebliche Dichterkranz, den der Cyniker Meleager aus Gadara bereits vor Chriſtus, zur Zeit des letzten Seleucus, aus den ſüßeſten und reizendſten Dichtern der ältern und ſeiner Zeit flocht und in welchen er ſeine eignen Gedichtchen einreihte. Eine wun-

wunderliche Grille war es, daß er die Folge der Epigrammen nach der Ordnung der Anfangsbuchstaben bestimmte. Nach ihm besorgte Philippus aus Thessalonich, ungefähr gegen das Ende des ersten Jahrhunderts, eine Blumenlese von geringerm Umfang aus neuern Dichtern. Eine Sammlung eines Diogenianus unter Hadrian wird zwar erwähnt, ist uns aber nicht weiter bekannt. Die sogenannte Musa des Strato, im 2ten Jahrhundert, umfaßte nur aus Meleagers und Philippus Sammlung die Epigrammen, die sich auf Knabenliebe beziehen. Zu Justinians Zeit, gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts, suchte Agathias Scholasticus in seinem Cyclus die duftendsten Blüthen der Versificatoren seiner Zeit zu erhalten; er vertheilte die Epigrammen nach der Verwandtschaft des Inhalts in sieben Bücher. Agathias Proömium dazu hat der Her. hier zum erstenmal vollständig aus der Vaticanischen Handschrift abdrucken lassen, und mit Anmerkungen begleitet. Aus diesen sämmtlichen Sammlungen haben wir nur noch so viel übrig als in die vielumfassende Anthologie des Constantinus Cephalas, die wahrscheinlich in das zehnte Jahrhundert zu setzen ist, daraus theils unmittelbar theils mittelbar verpflanzt worden. Sie ist, wie die des Agathias, nach dem Inhalt geordnet, und enthält eine Auswahl von Epigrammen aus den Sammlungen des Meleager, Philippus und Agathias, nebst vielen andern in jener Blumenlese nicht befindlich gewesenen Gedichtchen. Sie hat

ſich in der einzigen oft erwähnten Handſchrift, die einſt von Heidelberg in den Vatican und aus dieſem jüngſt nach Paris wanderte, erhalten; aber auch hier nicht einmal ganz vollſtändig, indem die poetiſchen Inſchriften auf Werke der Kunſt fehlen. Der Her. hat hier mit großer Genauigkeit den Vaticaniſchen Codex beſchrieben. Er iſt zum Theil unmittelbar oder mittelbar aus einer Handſchrift eines gewiſſen Michael Maximus, der ſie vom Original des Cephalas eigenhändig abgeſchrieben hatte, copirt. Voran ſteht in der Vaticana ein Inhalts-Verzeichniß, welches der Abſchreiber vielleicht ſo im Codex des Michael Maximus vorfand; aber von dem er in der Anordnung der Epigrammen nachher abgewichen ſeyn muß. Soviel iſt aus der Beſchaffenheit des Vaticaniſchen Codex wahrſcheinlich, daß in den Handſchriften der Conſtantiniſchen Anthologie ſchon damals bedeutende Verſchiedenheiten und in der einen mehr, in der andern weniger Epigramme waren. Und daraus ließe es ſich denn auch begreifen, wie im vierzehnten Jahrhundert der Mönch Maximus Planudes in ſeiner aus dem Conſtantinus compilirten Anthologie zu der beträchtlichen Anzahl von Epigrammen auf Kunſtwerke gekommen, die wir doch nicht in der Vaticaniſchen Handſchrift der Anthologie des Cephalas finden. Sie ſind nach der Vermuthung des Her. aus einer vollſtändigeren Handſchrift derſelben entlehnt, und wer weiß, ob nicht der gottesfürchtige Mönch dieſes etwa damals noch einzig vorhandne vollſtändige Exemplar ver-

nich-

nichtete, nachdem er seine castrirte in Mönchsgestalt umgeschaffne und unschädlich gemachte Ausgabe der Anthologie vollendet hatte!

Auf die Geschichte der Entstehung der verschiednen Epigrammen-Sammlungen läßt der Her. die kritische Geschichte der Bearbeitung und der Ausgaben der Anthologie des Constantinus und des Planudes folgen. Zuerst handelt er von den Ausgaben und Bearbeitungen der Planudeischen Anthologie, dann von Saumaise's Verdiensten um die Anthologie des Cephalas, ferner von Lucas Langermann, von den Abschriften der Vatikanischen Handschrift, von den neuern Gelehrten, d'Orville, Jens, Leich, Reiske, Klotz und Schneider, die sich um die Anthologie des Cephalas verdient gemacht, von Brunks Analekten, deren Herausgeber hier, seinem kritischen Charakter nach, gründlich geschätzt wird, endlich von den Gelehrten, die sich nach Brunk mit der Anthologie mehr oder weniger beschäftigt haben, nämlich Wyttenbach, Heyne, Wakefield, Manso, Ilgen und Meinecke. Auf die Prolegomenen folgt der philologisch-kritische Commentar, der bey aller gedrungenen haushälterischen Kürze eine Fundgrube für Kritik und für Erläuterung der Dichtergelehrsamkeit und Dichtersprache ist. Manche Epigramme erhalten eine ausführlichere, mehr mit verschwenderischer Gelehrsamkeit ausgestattete Erläuterung und Bearbeitung in Ilgens und noch mehr in Huschke's Schriften.

Im ersten Bande des Jacobsischen Commen-

tars nimmt die Bearbeitung der Scolien nur einen kleinen Raum von S. 291 — 310 ein, denen Ilgen eine eigne Schrift gewidmet hat, die ſich vorzüglich durch eine trefliche Abhandlung über die Scolien und durch metriſche Erörterungen und Bemerkungen in derſelben und in den Anmerkungen, welche ganz des Lehrers von dem Metriker Hermann würdig ſind, und deſſen Grundſätze und Anſichten bald unterſtützen, bald beſtreiten, auszeichnet. Die Abhandlung verdient es, daß wir die ihr gewidmete Aufmerkſamkeit beweiſen. Sie iſt aber ſo reich an Gelehrſamkeit, daß wir nur die Hauptdata ausheben können. Sie umfaßt die Tiſchlieder der Alten überhaupt und giebt S. 85 ff. die Hauptſtellen über dieſelben und namentlich über die Scolien aus dem Dicäarchus beym Suidas und einem Scholiaſten des Lucian, aus dem Artemon beym Athenäus, aus dem Ariſtoxenus und Phyles beym Suidas und aus dem Plutarch an, bey welchen jedoch noch einiges anzumerken iſt. Ob es gleich daraus deutlich hervorgeht, daß man ſich dreyer Arten von Tiſchliedern hinter einander bedient, wovon die erſtern von der Tiſchgeſellſchaft gemeinſchaftlich, die zweyten von jedem einzelnen nach einander und die dritte, die eigentlichen Scolien, nur von den Geſchickteren geſungen worden: ſo herrſcht doch noch in der Stelle des Suidas und Athenäus eine kleine Dunkelheit, welche aber durch Kritik leicht gehoben wird. Dicäarchus ſagt beym Suidas und anderwärts, auch bey einem Scholiaſten des Plato in Siebenkees Anecdota graeca S. 29 ff.

29. ff., es gebe drey Gattungen von Tischliedern, aber in der Aufzählung spricht er nur von zweyen: τὸ μὲν ὑπὸ πάντων ᾀδόμενον καθ' ἕνα ἐξῆς, τὸ δ' ὑπὸ τῶν συνετωτάτων. (Ilgen S. 153.) Der Rez. von Siebenkees in der Allg. L. Z. 1799. N. 28. vermuthet mit Recht, der Fehler müsse sich schon in einem Codex des Dicäarchus gefunden haben, und aus demselben von den mechanisch nachschreibenden Compilatoren fortgepflanzt worden seyn, da die Siebenkeesische Verbesserung so nahe liegt: τὸ μ. ὑπ. π. ᾀδόμενον, τὸ δὲ ὑπὸ πάντων μέν, οὐδ' ὁμοῦ, ἀλλὰ καθ' ἕνα ἐξῆς u. s. w. So ist auch bey der Charakterisirung der zweyten Art von Liedern im Athenäus 15 S. 694. das bestimmende Wort ἅμα ausgefallen und man muß lesen: τὸ δὲ δεύτερον, ὃ δὴ πάντες μὲν ᾖδον, οὐ μὴν ἅμα, ἀλλά γε ꝛc. wie schon die folgenden Worte, welche sich hierauf beziehen, zeigen: τὸ μηθ' ἅμα, μηθ' ἑξῆς γενόμενον. Athenäus und Plutarch nennen, nicht so genau wie Dicäarchus, nur die letzte oder dritte Gattung der Tischgesänge Scolien, sondern sie brauchen diesen Namen für Tafellieder überhaupt, und diese Nachläßigkeit theilt mit ihnen eine von Ilgen übersehene und aus dem Plutarch entlehnte merkwürdige Stelle des Clemens von Alexandria 2 S. 168. D. Sylburg: ἐν τοῖς παλαιοῖς Ἕλλησι παρὰ τὰς συμποτικὰς εὐωχίας καὶ τὰς ἐπιψαλλούσας κύλικας, (eine Floskel des Gorgias, Athenäus 11 S. 504 D.) Ἑβραϊκῶν κατ' εἰκόνα ψαλμῶν, ᾆσμα τὸ καλούμενον σκολιὸν ᾖδετο. κοινῶς ἁπάντων

ἅμα φωνῇ παιανιζόντων. ἐσθ' ὅτε δὲ καὶ ἐν μέσῃ περιελιττόντων τὰς προπόσεις τῆς ᾠδῆς. οἱ δὲ μουσικώτεροι αὐτῶν καὶ πρὸς λύραν ᾖδον. Die erſte Gattung der Tiſchlieder, womit man gleichſam den erſten Akt des Geſangs begann, waren Päane oder Loblieder auf irgend eine Gottheit (Ilgen S. 152. 187.), welche gemeinſchaftlich geſungen wurden. War dieſes vorbey, ſo reichte der Wirth dem oberſten Gaſt eine Cither, und einen Myrtenzweig, und dieſer begann nun mit der Cither, oder wenn er derſelben nicht kundig war, bloß mit der Myrthe in der Hand, ein Lied irgend eines griechiſchen Dichters, des Simonides, Steſichorus, Anakreons, auch wohl der Tragiker zu ſingen. Hörte er auf, ſo übergab er das Inſtrument dem nächſten, und ſo ſang und ſpielte oder ſang wenigſtens ein jeder der Gäſte ohne Ausnahme, nach der Reihe, in welcher ſie ſaßen, ein Lied. Aehnlich war die Sitte bey den Spartanern, wo, nach dem Athenäus 14, 7 S. 630 F. das Heer bey ſeinen Gaſtmälern und Päanen auch die Lieder des Tyrtäus Mann für Mann (καθ' ἕνα) ſang; der Polemarch erkannte dem beſten Sänger ein Stück Fleiſch zu, wie bey den Scolien dem Sieger ein Becher mit Wein zur Belohnung überreicht worden zu ſeyn ſcheint. (Ilgen S. 162.) Wenn Ilgen S. 157 vermuthet, daß man bey dieſem zweiten Akt auch Homeriſche Rhapſodien geſungen haben möge, ſo hat dieſe Vermuthung nichts unwahrſcheinliches; nur dürfte ſie nicht aus dem Scholiaſten von Ariſtophanes Wolken V. 1367. zu erweiſen ſeyn, deſſen Worte gewiß

wiß nur ſo viel ſagen: Man ſang mit dem Myrtenzweig in der Hand Geſänge des Aeſchylus, wie die Rhapſoden mit dem Lorbeer in der Hand Homeriſche Gedichte ſangen. Dieſe Aehnlichkeit mit den Rhapſoden, auch in Abſicht des Zweiges, den ſie hielten, würde vom Verf. vielleicht weiter verfolgt worden ſeyn, hätte er genauer die von ihm ſelbſt angeführten Worte des Scholiaſten zu Ariſtophanes Weſpen 1217 beachtet, welcher zwar offenbar hier die zweyte Art der Tiſchgeſänge mit der dritten, oder den Scolien verwirrt, aus deſſen Worten aber doch ſo viel zu erhellen ſcheint, daß der Sänger eines Liedes vom Steſichorus ꝛc. ſo weit ſang, als ihm beliebte, und daß der folgende da fortfuhr, wo jener ſtehen geblieben war. Und von dieſer Art zu ſingen möchten wir auch die Worte des Athenäus 15 S. 694: ſie ſangen in einem beſtimmten Umlauf ἐξ ὑποδοχῆς, nehmen, welches uns gleichbedeutend zu ſeyn ſcheint mit dem, was von den Homeriſchen Rhapſoden geſagt wird: ſie hätten ἐξ ὑπολήψεως rhapſodirt, welches Leo Allatius in Wolfs Prolegg. Homer. p. CXL. ſo erklärt: ita ut alius alii ſuecederet, ſeu, ubi unus deſiiſſet canere, alter inde, quod ſequeretur, auſpicaretur. Jetzt folgt die dritte und merkwürdigſte Gattung des Tiſchliedes, Scolion, welches zur Cither und Myrte, oder wenigſtens zur letztern, nur von den Gebildetern in der Geſellſchaft geſungen wurde. Es hatte Aehnlichkeit mit den aus dem Stegreif geſungenen amoibäiſchen oder Wechſelliedern der Buko-

liſchen Dichtkunſt, wie wir ſie beym Theokrit und Virgil finden. Einer fing an in einem Verſe einen Gott oder Menſchen zu preiſen, eine Lehre der Weisheit einzukleiden oder von Liebe und Wein zu ſingen. Drauf überreichte er Cither und Myrte wem er wollte, oder wem er die Geſchicklichkeit zutraute aus der Geſellſchaft, ohne Beobachtung der Ordnung, jedoch, wie es nach einer Stelle des Ariſtophanes ſcheint, ſo, daß ſie jeder rechts weiter gab, und die wahrſcheinlichſte Meinung iſt, daß dieſe Gattung des Geſangs von dieſem unordentlichen Umgehen den Namen Scolion, gleichſam ein Schlangen- oder Zickzacklied erhalten habe. Wer nicht für ungebildet gelten wollte, empfieng die Inſtrumente des Geſanges, und fügte zu dem Vers ſeines Vormannes einen andern, wo möglich in demſelben Versmaaße, worin er denſelben Gedanken weiter ausſchmückte oder ausſpann. Eben ſo machten es die folgenden. Der letztre ſcheint wieder einen neuen Gegenſtand angefangen zu haben, und ſo ſcheint die Reihe oft mehr als einmal an jeden dieſer Auserwählten gekommen zu ſeyn. Der Verf. macht dieſe ganze Einrichtung vorzüglich durch eine Stelle in Ariſtophanes Weſpen V. 1217 ff. wahrſcheinlich, und wendet ſie ſehr ſcharfſinnig auf verſchiedne der noch vorhandnen Scolien an. Das berühmte Scolion auf den Harmodius und Ariſtogiton wird in vier abgetheilt, und wurde von vier Sängern geſungen; das Scolion auf den Ajas Telamons Sohn wird in zwey zerſchnitten, und die zwey Scolien: die Wünſche,

(17.

(17. 18.) als zuſammengehörig, das letztre als Antwort oder Fortführung des erſtern, betrachtet. Schade, daß die ſo wahrſcheinliche Hypotheſe ſich nicht an den übrigen Scolien bewähren ließ, deren Anzahl der Verf. über Gebühr gehäuft zu haben ſcheint, indem er zu den 23 Scolien, die in den Analekten beyſammen ſtehen, noch eine beträchtliche Anzahl hinzugefügt hat, die bey Brunk zerſtreut unter den Gedichten des Simonides vorkommen, gewiß nicht alle in dieſe Klaſſe gehören, und zum Theil Bruchſtücke größerer Gedichte ſind. Damit ſeine Hypotheſe an mehreren dieſer Scolien nicht ſcheitere, ſah er ſich genöthigt anzunehmen, daß wir von mehreren nur den Anfang, nicht die Gegenſtücke oder Fortſetzungen noch beſitzen. (Warum der Verf. keinen Gebrauch von Pindars Scolien Heyn. Pindar. T. 3. p. 18 — 27. gemacht haben mag, aus denen er für ſeine Anſicht von der Beſchaffenheit der Scolien vielleicht einige Beſtätigung gewonnen hätte?) Für die älteſte Art von Scolien hält der Verf. S. 115. die Spottlieder (ſ. die Scholien zum Vatican. Codex in Jacobs Prolegg. p. 72.), die aus jambiſchen Versarten beſtanden. Terpander ſoll ihnen zuerſt eine beſtimmte Melodie gegeben haben. Die Sache, oder dieſe Gattung des Liedes, war wohl ſchon früh da, viel eher als der Name. Zuerſt wurden ſie vermuthlich in Dichter-Zirkeln von den ausgezeichnetſten Barden theils zum Vergnügen, theils in poetiſchem Wettſtreit bey Gaſtmählern aus dem Stegreif geſungen. Glückliche

Liederchen der Art behielt man auf, und ſie kamen zum Theil mit den Namen ihrer erſten Urheber auf die Nachkommen. Man behielt die alte Dichterweiſe bey den Gaſtmälern bey: aber vielleicht machten nur Wenige Scolien aus dem Stegreif; ſondern ſie hatten eine Menge alter Scolien einſtudirt und auswendig gelernt, und mit dieſem Vorrath verſehen, ſuchten ſie denn ihre Verſe den von ihren Vormännern angefangnen Scolien anzupaſſen. So finden wir beym Theophraſt Charakt. C. 27 (10 bey Schneider) einen ſechzigjährigen Greis, der noch Scolien (ῥήσεις, vgl. C. 15 (23) gegen das Ende u. daſ. Caſaubon Obſſ. p. 172 f. Fiſcher) auswendig gelernt hat, aber ſtecken bleibt, indem er ſie beym Trinkgelag ſingen will. In dieſe Zeit, wo ſich in gemiſchten Geſellſchaften nicht jedermann Scolien zu ſingen getraute, gehört vermuthlich der Name der Scolien, der darauf hinwies, daß die Leyer nur dem und jenem ohne Ordnung überreicht wurde. Dieſen Namen finden wir erſt beym Pindar und Ariſtophanes. Der Verf. hat bewieſen, daß ſowohl bey der zweyten Gattung der Tiſchlieder, als bey den Scolien, Cither und Myrte gebraucht wurde; Plutarch und Clemens dürfen daher nicht gehört werden, wenn ſie angeben, daß die Leyer erſt bey den Scolien hereingebracht worden. Ein andrer Umſtand iſt aber der Aufmerkſamkeit des Verf. entgangen, daß zu den Scolien auch die Flöte bisweilen von einer Flötenſpielerin geblaſen worden zu ſeyn ſcheint. Bdelycleon ſagt in Ariſtoph. Weſpen V. 1214 ff.

zum

zum Philocleon: „Die Flötenspielerin bläst; die Gäste sind da; schicke dich an, die Scolien auf eine geziemende Weise fortzusetzen", und Cratinus sagt beym Scholiasten z. Aristoph. Wespen V. 1231. „das Scolion auf die Clitagora singen, wenn die Weise des Scolions auf den Admet geflötet wird." Noch fügt der Verf. den drey Arten von Tischliedern die sogenannten κώμους bey, die beym Schmause junger Leute gebräuchlich waren. Sie wurden am Schlusse des Trinkgelags nach der Flöte zur Ehre ihrer Mädchen gesungen, und endigten sich gewöhnlich mit einem wilden Ständchen (κῶμος), das die von Lust und Wein Trunknen in der Nacht ihren Freundinnen brachten. Noch glauben wir hier der Tischlieder der Römer gedenken zu müssen, über welche der Verf., nicht ohne sich zu widersprechen, S. 48 und S. 62 — 64. redet. Wie konnte er S. 48 behaupten, die Sitte dieser Tischgesänge, worin Thaten der Vorfahren, nach dem Cato, zur Flöte, nach Quintilian zur Flöte oder zum Saitenspiel, gesungen worden, a Romanis turpem habitum et a majorum institutis abhorrentem, da ja Cicero an zwey vom Verf. angezognen Stellen dem Cato in seinen Originibus diese Sitte der Vorfahren nacherzählt, daß die Gäste nacheinander die Thaten und Tugenden berühmter Männer nach der Flöte gesungen hätten? Und wenn Cicero hinzusetzt: honorem tamen huic generi (den Dichtern überhaupt) non fuisse declarat oratio Catonis, in qua objecit, ut probrum

M. Nobiliori, quod is in provinciam poëtas duxiſſet: ſo widerſpricht dieß ja dem obigen nicht. Denn erſtens kann des ſtrengen, finſtern Cato individuelles Urtheil nicht als allgemeines Urtheil der Römer gelten, und zweytens konnte man ja Lieder der Dichter ſingen, und diejenigen, welche Profeſſion von der Poeſie machten, doch geringſchätzen, wie man in Rom das Vergnügen der Schauſpiele ſchätzte, und den Schauſpieler doch ſelbſt gering achtete. Sicher hatten die Römer dieſe Sitte der Tiſchlieder nicht von den Griechen, ſondern von den Etruriern, mit den Etruriſchen Pfeifern, erhalten, und, wenn ſich Quintilian 1, 10, 20 nicht irrt, ſo war ſie ſchon zu Numa's Zeiten in Rom eingeführt: Quae, ſagt er, cum omnia ſint a Numa rege inſtituta, faciunt manifeſtum, ne illis quidem, qui rudes ac bellicoſi videntur, curam muſices, quantam illa recipiebat aetas, defuiſſe. Und dieſes Urtheil ſcheint uns richtiger zu ſeyn als das von Böttiger zum Horaz S. 271: der alte Cato habe vielleicht gemeint, die Römer hätten die Scolien der Griechen geſungen; da eigenthümliche Lieder der Römer zu ihrer frühern Uncultur nicht zu paſſen ſcheinen. Es waren natürlich kurze, rauhe Lieder, wie ſie faſt jede rohe Nation hat. Wie wäre es glaublich, daß man in den erſten Jahrhunderten Roms die griechiſchen Scolien geſungen hätte! Der patriotiſche Horaz wünſchte jene alte Sitte der Verherrlichung der Ahnen durch Tiſchgeſänge zurückzurufen. Er ſingt 4, 15, 25 ff.

Nos-

Nosque et profestis lucibus et sacris,
Inter jocosi munera Liberi,
Cum prole matronisque nostris,
Rite deos prius adprecati,
Virtute functos, more patrum, duces,
Lydis remixto carmine tibiis,
Trojamque et Anchisen et almae
Progeniem Veneris canemus.

Wie ähnlich der griechischen Sitte! Die Päane gehen voraus; zuletzt folgen die Lieder auf die National-Helden. Unter der lydischen Flöte könnte man zwar die Etruriſche verstehen, da die Römer diese und vermuthlich mit ihr auch den Gebrauch der Tischlieder aus Etrurien überkommen haben: indeß wären wir geneigter an die eigentlich sogenannte lydische Flöte zu denken und zu glauben, daß der gräcisirende Horaz an die Tonart, welche μιξολυδιστὶ genannt wurde, gedacht habe, wiewohl Mitscherlich diese Erklärung für zu gesucht hält. Auch würden wir dabey nicht sowohl mit Mitscherlich an die Sappho denken, welche von einigen für die Erfinderin des tonus mixolydius angesehen wird, als an den Cither- und Flötencomponisten Terpander aus Lesbus, dem dieselbe Erfindung beym Plutarch de musica p. 1140 E. zugeschrieben, und der eben daselbst der Erfinder der Melodie der Scolien genannt wird. Diese Scolien-Weise hätte also Horaz andeuten wollen. Auf ähnliche Art, wie er, sagt Plutarch a. O. p. 1132 D. vom Terpander: νόμους ἐν ἔπεσι διαμιγνύων. Die Uebersicht der Abhandlung über die

Sco-

Scolien hat uns so viel Raum weggenommen, daß uns keiner mehr für den kritisch-metrischen Commentar zu den Scolien selbst übrig bleibt. Der Verf. hatte anfangs Jacobs Commentar zu den Analekten noch nicht, erhielt ihn aber noch zeitig genug, um in Nachträgen das Wichtigste daraus nachzuholen. Beide scharfsinnige Kritiker treffen oft zusammen, oft ergänzen oder berichtigen sie einander. In dem Commentar beobachtet Ilgen kein gleiches Maas, er ist bisweilen sehr kurz, meist aber sehr ausführlich. Der Bestimmung der Versmaaße hat er eine besondre Aufmerksamkeit gewidmet, und der bescheidne Jacobs ist gewiß der erste, der ihm wegen dieses Verdienstes die Palme darreichen wird. An kritischem Scharfsinn weicht dagegen der letztre dem erstern, wiewohl sich Ilgen auch hier, wie in andern Erzeugnissen seines Geistes, als einen nicht unglücklichen Kritiker bewährt hat.

Bey der Jacobsischen Bearbeitung des ersten Bandes der Anthologie erregten unter andern die Aristotelischen Epigramme unsre Aufmerksamkeit. Zwischen dem schönen Scolium auf die Tugend und den trocknen Grabschriften auf die Homerischen Heroen ist ein so großer Abstich, daß sich vermuthlich dadurch einige, besonders Tzeza, bewogen fühlten, die letztern dem Stagiriten abzusprechen. Allein aus der verschiednen Art dieser Gedichtchen erklärt sich hinlänglich der verschiedne Ton derselben. Ein Lobgedicht auf die Tugend und auf einen tugendhaften Freund, bestimmt zum Gesang und

zur

zur Musik, muß mehr Poesie enthalten als Epitaphien, bey denen man nichts als eine schlichte, einfache Darstellung verlangte. Es ist bekannt, daß sich Aristoteles sehr viel mit dem Homer beschäftigte; daß man von ihm eine Bearbeitung der Ilias, ferner Aporemata und Problemata Homerica (Wolf prolegg. Hom. p. 183. f.) und außerdem einen sogenannten Peplos (Tzeza z. Hesiod. p. 13 zum Lycophron V. 488. citirt es οἱ πέπλοι) hatte, welcher vermischte Geschichtchen enthalten haben soll, unter andern, nach dem Eustathius, Genealogien der Homerischen Helden und Epigrammen auf dieselben, und ein Verzeichniß der griechischen Flotte vor Troja. Die Epigrammen auf die Helden nahm Porphyr in seine Schriften über den Homer auf und durch ihn haben sie sich wahrscheinlich bis auf uns erhalten. Ob das ganze Werk des Aristoteles, seine Genealogien, sein Schiffs-Verzeichniß, so wie die Grabinschriften, in Versen oder in Prosa war, wissen wir nicht. Aristoteles trat vermuthlich in die Fußtapfen so vieler Dichter und Historiker, die in weitläuftigen Werken jenen Gegenstand abgehandelt hatten. Der Homerische Schiffs-Catalog selbst ist höchst wahrscheinlich kein Werk des Homer, der schwerlich eine so umfassende und ins Einzelne gehende Kenntniß der Geographie Griechenlands hatte; aber doch ein sehr altes Werk. Indeß war es nicht das einzige Gedicht über diesen Gegenstand. Auch in den cyprischen Gedichten kam ein ähnliches Verzeichniß vor. Ein Dichter und Rhe-

tor

tor, Polus (dem auch eine Tragödie die Troades zugeſchrieben wird) ſchrieb, nach dem Suidas, eine Genealogie der Hellenen und Barbaren, welche am Trojaniſchen Kriege Theil nahmen; vom Simonides Caryſtius hatte man, nach dem Suidas, ein epiſches Gedicht: die Verſammlung der Achäer in Aulis. Damaſtes aus Sigeum, ein Geſchichtſchreiber und Zeitgenoſſe des Herodotus, dem Suidas zufolge, ſchrieb von den Eltern und Voreltern der Helden, die gen Troja zogen; mit welchem Werk vielleicht eins war, was der Lexicograph unter dem Titel: Verzeichniß der Völker und Städte nennt. Vergl. Strabo S. 873. B. Aehnliche gelehrte Werke hatte man vom Apollodor, Menegenes, Apollonius und Demetrius. Was die Grabinſchriften des Ariſtoteles anlangt, ſo folgen ſie der Ordnung, in welcher die Helden im Homeriſchen Schiffsverzeichniſſe aufgeführt ſind. Die Epigrammen auf die griechiſchen Helden ſtehen in der Sammlung der Anthologie, die aus einer mediceiſchen Handſchrift gefloſſen iſt, faſt vollſtändig: aber auf die Bundsgenoſſen der Troer finden ſich hier nur einige Epigrammen; welche Lücke aber, zwar nicht ganz ausgefüllt, doch einigermaßen aus den Scholien des Tzeza zu ſeinen Homericis (in Jacobſens Ausgabe) ergänzt werden kann, wo einige von den Ariſtoteliſchen Epigrammen angeführt werden, die nicht in der Anthologie ſtehen. Nach N. 41. in der Anthologie ſetzen wir das Epigramm auf den Dolon Schol. Tzez. V. 190. Nach N. 42. das auf den Pandarus

V. 69;

V. 69; dann auf die Thracier Prothous und Acamas V. 42. auf den Rheſus V. 190, zwey Epigrammen auf den Glaucus und Sarpedon V. 220. Beym Auſonius finden ſich Epitaphia heroum, qui bello Troico interfuerunt, deren griechiſche Originale er ſeiner Angabe nach bey einem Philologen fand und ins lateiniſche überſetzte. Aus ihnen ſieht man, daß es verſchiedne ſolche Sammlungen gab, und daß unter der, welche Auſonius vor ſich hatte, nur einige Ariſtoteliſche waren, indem nur Auſonius Epigramm 1. 2. 3. 7 und 11 mit Ariſtoteliſchen übereinſtimmt, andre gänzlich von dieſen abweichen, die meiſten aber wenigſtens nicht in der Sammlung der Ariſtoteliſchen Epigramme, die wir beſitzen, vorkommen. Die erſten 12 Epigrammen des Auſonius ſind den griechiſchen Helden, die übrigen von N. 13 — 26 den Troiſchen und ihren Mitſtreitern gewidmet. Sie weichen viel mehr vom Homer ab als die Ariſtoteliſchen.

Offenbar legte Ariſtoteles das Homeriſche Schiffs-Verzeichniß ſeinen Epitaphien zum Grunde, er ſtellte die Helden deſſelben in der nemlichen Ordnung auf, er ahmte ſogar einzelne Ausdrücke und Verſe des Homer nach, aber er benützte auch Nachhomeriſche Dichter und Sagen, vornehmlich in den Angaben von dem Tod der Helden. Daß nach N. 1. Peneleus in Böotien begraben, nach dem Homer aber 17, 597 bey Troja gefallen, iſt wohl nur ein Schein-Widerſpruch. Man brachte vermuthlich ſeine Gebeine mit in das Vaterland

zurück, wie, nach N. 2, die des Aſcalaphus und Jalmenus. Der Cephiſſus wird in N. 1 zu Böotien gerechnet, der im Homer V. 523. bey den Phocenſern genannt wird. Zwiſchen N. 2 und 3 muß ein Epigramm auf die Phocenſer Schedius und Epiſtrophus ausgefallen ſeyn. N. 4. wird auch vom Tzeza zu den Homericis V. 38 angeführt. N. 6 auf Ajas den Telamonier weicht ſo ganz von dem Ton der übrigen Epigrammen ab, iſt ſo ſchön, iſt auch das einzige, was aus zwey Diſtichen beſteht, daß wir uns kaum überzeugen können, daß es in dieſe Reihe gehöre. Das folgende Epigr. N. 7 betrifft den Teucer, der im Schiffs-Verzeichniß nicht ausdrücklich vorkommt, man müßte denn annehmen, daß V. 557 bey Erwähnung des Salaminiſchen Ajas ein oder ein paar Verſe ausgefallen wären, welche den Teucer erwähnt hätten, da es ohnedem auffallend iſt (ſ. Euſtathius), daß dem Telamoniſchen Ajas im Catalog ein einziger Vers gewidmet iſt. Allein auf dieſe Vermuthung rechnen wir nichts, da auf gleiche Weiſe nach dem Epigramm auf den Neſtor in N. 15 eine Inſchrift auf Neſtors Sohn, Antilochus, vorkommt, der auch nicht beſonders im Catalog vorkommt. Eben ſo in N 17. 18. Dem Diomedes, Sthenelus und Euryalus, die bey Homer zuſammen erwähnt werden, werden in N. 8 und 9 zwey Epigrammen gewidmet. Hier ſcheint auch ein Epigramm auf die Mutter des Diomedes eingeſchaltet werden zu müſſen, welches Tzeza zu den Homer. V. 113 anführt. Einige

Hel-

Helden beehrt Aristoteles mit zwey Epigrammen, wie den Agamemnon N. 10. 11 den Nestor 13. 14 den Ulysses 20. 21. Auffallend ist, daß der Arcadier Agapenor N. 16 König der Taphier genannt wird. Kam etwa unter der Menge alter Sagen auch die vor, daß Agapenor auf der Rückkehr von Troja an die Taphischen Inseln verschlagen worden und daselbst geherrscht habe? Allein es ist uns wahrscheinlicher, daß statt Ταφίων gelesen werden müsse: Παφίων, weil er wirklich als Herrscher von Paphos vorkommt. S. Heyne z. Apollod. 3. S. 724. Nach N. 24 auf den Anführer der Rhodier Tlepolemus folgt noch ein besondres Epigramm auf einen sonst nicht bekannten Deipylus, Sohn des Tlepolemus, dessen Namen Aristoteles anderswoher als aus dem Homer entlehnt zu haben scheint. Auffallend ist, daß N. 27. vom Phidippus und Antiphus gesagt wird: Γαῖα πατρὶς κώμη τ' Ἐφύρα κατέχει. Beyde waren, nach Homers Catalog v. 677. (und das. die Scholien) aus der Insel Cos, Enkel des Herkules, der Cos erobert und daselbst mit der Chalciope, des Königs Eurypylus Tochter, den Thessalus, Vater des Phidippus und Antiphus, erzeugt hatte. Wie kommt nun Ephyra (welcher von den Oertern dieses Namens auch gemeint seyn mag) dazu, ihr väterlicher oder Geburtsort zu heißen? Will man die Stelle mit dem Homer ausgleichen, so müßte man lesen: Γαῖα πατρὶς Κώη Εὐρυπύλου κατέχει. Der Catalog 677 nennt Κῶν, Εὐρυπύλοιο πόλιν. Allein das Gewagte dieser Ver-

änderung abgerechnet, scheint uns κώμη ächt und mit Nachdruck vom Dichter gesetzt zu seyn. Die Helden, welche das berühmte Troja zerstörten (Τροίην πέρσαντες), deckt jetzt ein kleiner Flecken. Vielleicht wurde in irgend einem Nachhomerischen Gedicht diesen beyden vorzüglich die Zerstörung Troja's zugeschrieben. Vielleicht war eine Sage, daß der Vater derselben, Thessalus, den Thessalischen Ort Ephyra erbaut habe, von da etwa seine Söhne in ihr großväterliches Land auswanderten, deren Gebeine aber nach Ephyra zurückgebracht wurden. In N. 31 auf den Podarkes befremdet es, daß dieser Sohn des Actor genannt wird (s. Jacobs), da er doch beym Homer V. 705 ein Sohn des Iphiclus heißt. An einen andern Actor aber als an diesen Homerischen darf hier nicht gedacht werden. N. 32 auf den Philokter muß, der Homerischen Anordnung zufolge, erst nach N. 33 auf den Eumelus gesetzt werden. N. 38 würden wir nicht wie Brunk ändern. Eustathius, auf welchen sich seine Verbesserung gründet, scheint hier Ausdrücke aus zwey Epigrammen N. 37 und 38 in Eins verschmolzen zu haben.

Eben so lehrreich als anziehend ist die Vergleichung der Verbesserungen und Bemerkungen zweyer scharfsinniger Kritiker, eines Jacobs und Huschke, über dieselben Stellen der Anthologie. Huschke beschäftigte sich während seines Aufenthalts in Holland viel mit der Anthologie, und nahm thätigen Antheil an de Boschs Ausgabe der Planudeischen Anthologie. Seine Analecta bestehen

theils

theils aus kritiſchen Erörterungen und Verbeſſerungen über viele Epigrammen der Brunkiſchen Analekten, theils aus einer mit Anmerkungen begleiteten Sammlung noch ungedruckter Epigrammen, die ihm Jacobs mit derſelben Freygebigkeit und Uneigennützigkeit, mit welcher Letzterer ſelbſt von einem de Boſch u. a. bey ſeinem Unternehmen unterſtützt worden, aus der Gothaiſchen Abſchrift der Vaticaniſchen Handſchrift zum beliebigen Gebrauch mitgetheilt hat. In den Anmerkungen zu den ſchon gedruckten Epigrammen bedient ſich der Her. aller der Freyheit, welche die Form ſolcher Obſervationsbücher giebt, um ſich von einem Gegenſtand auf verwandte, von der Verbeſſerung eines Epigramms auf die Verbeſſerung andrer Dichterſtellen, mit einem Wort, zu manchen Kreuz- und Queerzügen im Gebiet der Kritik und Philologie führen zu laſſen. Ermüdet kommt man vielleicht von manchen dieſer Irrgänge zurück, aber von keinem unbelehrt. Ueberdem hat ſich der Verf. einer guten geſchmackvollen Einkleidung bemächtigt, und dadurch den gewöhnlich ſo ſpröden, dürren Vortrag des Kritikus veredelt,

— — — — ἔτι τρίβολον πατέοντα,
Πρίνινον, ἐς χρύσεον σχῆμα μεθηρμόσατο,

um dem Dioscorides ein Diſtichon aus ſeinem Epigramm auf Sophokles Grabmahl abzuborgen, mit welchem ſich das erſte Kapitel der Huſchkiſchen Analekten, jedoch unter manchen Abſchweifungen, beſchäftigt.

Mit den Bemerkungen des Verf. über dieſes ſo oft mißverſtandne Epigramm muß man deſſen Abhandlung über das Grabmahl des Sophokles und die Keledonen im N. T. Merkur 1800. St. 5 S. 38 ff. vergleichen. Man weiß nichts Zuverläßiges von der Beſchaffenheit dieſes Grabmahls, und vermuthlich beruht nur auf ältere Sagen und Epigramme (die vielleicht bloße Wißſpiele ſeyn konnten *) die einzige Angabe des ungenannten Lebensbeſchreibers des Sophokles: „Einige ſagen, man habe auf ſein Grabmahl eine Sirene geſtellt; nach andern war es eine Schwalbe von Erz". Vielleicht gründete ſich die erſtere Angabe bloß auf eine mißverſtandne Sage, deren Pauſanias 1, 21, S. 76 Facius gedenkt. Dem Feldherrn der Lacedämonier, die ins Attiſche Gebiet eingefallen waren, ſoll Dionyſus im Traum erſchienen ſeyn, und befohlen haben, der neuen Sirene die Ehre zu erzeigen, die den Todten gebühre, worunter er den Sophokles verſtand, der damals geſtorben war. Wie wenig eine Schwalbe, Chelidon, auf das Grabmahl des Tragikers paſſe, macht Huſchke einleuchtend, und ſeine Meinung, der Anonymus habe Keledon geſchrieben, hat ſehr viel

*) Mit Recht ſagt Huſchke S. 52: Hic enim campum nacti, in quo ingenium oſtentare poſſent, poëtae ſeriores, ſaepe numero opera expoſuerunt, aut quae nunquam vidiſſent, aut quorum exempla nullibi extarent. Vgl. S. 195 oben.

viel für sich. Um die Aufklärung dieses letztern, schon dem Eustathius nicht recht deutlichen Fabelwesens hat sich H. sehr verdient gemacht. Pindar soll der Schöpfer derselben gewesen seyn. Denn wenn dieser in seinem Päan auf Delphi sagte, goldne Keledonen hätten auf dem Hyperoon oder an dem Fronton (ἀετός nach Huschke's Verbesserung Merkur S. 43 praef. Analector. p. IX.) des Delphischen Tempels gesungen: so scheint der Vf. zu glauben, daß sie bloß in der Einbildungskraft des Dichters existirt, und von ihm nach der Weise der Homerischen Sirenen, wie die Alten selbst sagen, als eine Art von Musen oder vielmehr musikalische Zauberinnen gebildet worden wären. Wirkliche Reliefs zu Delphi mußten dem Pindar wohl vorschweben, da er seinen Päan für die Einwohner von Delphi schrieb, die ihn sonst der Unwahrheit würden geziehen haben. Irren wir nicht, so waren es Homerische Sirenen, die er im Tempel sah; nur den Namen vertauscht der Lyriker, und nennt sie Keledonos, die Zauberinnen, welches durch seine Autorität nachher zu einem Dichternamen für Zaubersängerinnen oder für weibliche Repräsentanten des Reizes der Musik wurde. Zwar sagt der Verf. im Merkur: „Casaubonus sah wohl ein, daß sie von den Sirenen unterschieden werden müßten, aus dem einfachen Grunde, weil beide mit einander verglichen würden. Zwey ähnliche Gegenstände können nicht ein und derselbe Gegenstand seyn.“ Allein wenn Pausanias sagt: „Pindar scheint mir seine Keledonen nach dem Muster

der Homeriſchen Sirenen gebildet zu haben," und Athenäus: „Er legt ihnen die Eigenſchaften bey, die Homer den Sirenen giebt," ſo iſt dieß gewiß eher für als wider uns. Sagt der Verf. doch ſelbſt an einer andern Stelle: „Die Sirenen waren von den Keledonen eigentlich nur dem Namen nach verſchieden, wie ſich aus den Nachrichten des Pauſanias, Athenäus und Euſtathius deutlich ergiebt." Er geſteht daher auch, daß ſie als Kunſtwerk ungefähr dieſelbe Geſtalt und Attribute gehabt haben mögen, daß beyde als Jungfrauen mit einem Saiten-Inſtrument vorgeſtellt worden, und daß höchſtens der Unterſchied ſtatt gefunden haben könne, daß die Sirenen in frühern Zeiten mit Flügeln, die Keledonen ohne dieſelben abgebildet worden. Auch das letztre iſt bloße Vermuthung, und überhaupt iſt noch kein Kunſtwerk gefunden worden, von dem man mit Sicherheit ſagen könnte: Hier iſt eine Keledon! Die lorifche, vom Verf. aufgeſtellte Vaſe ſtellt vermuthlich eine Sirene dar, und die corrupte Umſchrift καλεδονες hat wahrſcheinlich einen ganz andern Sinn. Vielleicht bezog ſie ſich auf ein ſchönes Mädchen: καλη δωρις oder ähnlich. Vgl. Böttiger griech. Vasengemälde, Heft 3 S. 66 ff. Neuen Zweifel über die Bedeutung der Keledonen zu Delphi hat Philoſtratus veranlaßt, welcher im Tempel zu Delphi goldne Jyngen, begabt mit der Suade der Sirenen, aufgehängt ſeyn läßt. Huſchke will hier nichts von dem kleinen Wendehals (Jynx) wiſſen, ſondern er glaubt, Philoſtratus habe ſich

des

des Ausdrucks figürlich mit Rücksicht auf die Zauberkraft, die man dem Wendehals beylegte, bedient, und die Keledonen unter seinen Iyngen verstanden. Denken wir an Philostratus gezierte und geschmückte Schreibart, so kommt uns das sehr wahrscheinlich vor. Indeß nahm sich Böttiger, in einem Nachtrag zu der Huschkischen Abh. im Merkur, der Iyngen im eigentlichen Sinne in jener Stelle des Philostratus an, entwickelte mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Fabeln von der Iynx und zeigte, wie häufig sie auf alten Kunstwerken vorkommen. Wie Huschke diese freundlichen Bemerkungen seines Freundes aufgenommen, ist wohl noch aus dem Intelligenzblatt der A. L. Z. im Andenken! Daß die Iyngen auf geschnittnen Steinen, Vasen und Reliefs oft vorkamen, wird man nicht befremdlich finden, nur glaubt Huschke, daß dieser kleine Vogel über dem Grabmahl des Sophokles eine schlechte Figur gespielt haben würde. Eine Sirene oder Keledon in Huschke's Sinn würde sich allerdings besser ausgenommen haben. Diese sucht er denn auch mit Brodäus im zweyten Vers von Dioscorides Epigramm, von dem seine Untersuchung ausgeht, wo er unter der ἰὴ παρθενίη oder παρθενικὴ seine Keledon versteht, so daß das, was der Anonymus von der Sirene oder Keledon auf Sophokles Grabmahl sagt, dadurch bestätigt, und das Epigramm hinwiederum aus dem Anonymus erläutert würde. Nun macht sich zwar der Verf. selbst den Einwurf, es gehe ja aus dem Epigramm offenbar hervor, daß Bacchus

oder irgend eine Perſon aus der Tragödie auf dem Grabe geſtanden habe; allein er findet es nicht unwahrſcheinlich, daß zwey Figuren, die tragiſche Figur und die Keledon, hier neben einander ihren Platz gehabt haben könnten. Dagegen haben wir nur folgende Bedenken. 1) Wie undeutlich hätte ſich der Dichter ausgedrückt, wenn er hätte ſagen wollen, daß zwey Perſonen auf dem Grabe geſtanden! 2) Warum hätte er die Keledon, die noch dazu ſo wenig charakteriſirt und kenntlich gemacht iſt; (Wäre von zwey Figuren die Rede, ſo würden wir daher eher zu leſen vorſchlagen: ὃν παρὰ Μουσῶν Σειρὴν παρθενικὴ, ἱερὸν ὄντ', ἔλαχεν. Hedyle beym Athenäus 7. p 297. ſagt: Σειρὴν παρθένος) ſo unverhältnißmäßig kurz, mit zwey Verſen, abgefertigt, da er doch der andern Perſon acht Zeilen von V. 3 an widmete? 3) iſt ja offenbar V. 7 ἀγαθὴν ἔλαχες στάσιν die Antwort auf V. 1, wo die Lesart die richtigere ſcheint: ὃν π. Μουσῶν — ἔλαχον. A. ſagt, ihm ſey von den Muſen das Geſchäft, Sophokles Grab zu bewahren, aufgetragen worden, und B. preißt ihn deshalb glücklich. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß, nach dem Epigramm, auf dem Grabmahl einzig und allein ein Repräſentant des tragiſchen Chors (kein Bacchus) oder ein Satyr vorgeſtellt war, worauf auch Jacobs S. 398 zu dem folgenden Epigramm des Dioscorides N. 29 kommt, welches das Seitenſtück zu dem auf Sophokles Grab iſt, und Licht auf das letztre wirft. Nur muß man hier V. 2. nach der leichten Brunkiſchen

kischen Veränderung, statt παρθενην lesen: παρθεσίην so viel als παράθεσις, παραθήκη, Beylage, Unterpfand, ein anvertrautes Gut. Wir versuchen es, das Ganze in diesem Sinne zu übersetzen:

Der Satyr.

Wanderer, dieß ist Sophokles Grab, ich empfing von den Musen,
deren Priester ich bin, dieses geweihete Pfand.
Mir, dem Phliasier, der auf rauhen Dornen einherging,
dem einst hölzernen gab jener die goldne Gestalt;
Zog den feinen Purpur mir an; doch da er gestorben,
ruhet mein zierlicher Fuß hier von dem künstlichen Tanz.

Der Wanderer.

Glücklicher, dem dieß Loos gefallen! Doch sage, der Jungfrau
Maske, welche du trägst, wem gehörete sie?

Der Satyr.

Willst du Antigone sie, willst du sie nennen Elektra;
Wirst du nicht fehlen; es sind beyde die Gipfel der Kunst.

Das Seitenstück auf den Sositheus N. 29 fängt, nach einer kleinen nöthigen Aenderung von Brunk, so an:

Ich

Ich auch bewahre Soſitheus Reſt, wie ein andrer der meinen
in der erhabenen Stadt Sophokles Aſche bewahrt;
Ich, der rothbärtige Tänzer. Beym Chor der phliaſiſchen Satyrn
ſchwör' ich, des Dichters Stirn ſchmückte der Epheu mit Recht.

Dioscorides ſcheint ſich die Grabmähler beyder Dichter neben einander gedacht zu haben. Daher die letzte Inſchrift auf die vorhergehende zurückweiſt. Auf dem letzten wie auf dem erſten läßt er einen Satyr als Sinnbild der Tragödie ſtehen. Das Wort σκίρτος von dem rothbärtigen Satyr, ſehen wir nicht mit Brunk und Jacobs für einen Eigennamen eines Satyrs an, ſondern es iſt ein paſſendes Prädicat, gleichbedeutend mit σκιρτητής, der Tänzer, wie er auch im vorhergehenden Epigramm als zierlicher Tänzer geſchildert wird. Ueber beyde Epigrammen macht übrigens Jacobs intereſſante Bemerkungen. Die Satyrn werden, nach ihm, vermuthlich Phliaſiſche vom Pratinas aus Phlius, der ſich als Dichter, wo nicht Erfinder, des Satyrſpiels auszeichnete, (vgl. Fiorillo z. Herodes Atticus S. 102 ff.) genannt, und daher wurde vielleicht auch das Trauerſpiel, welches von den Satyrſpielen ausging und in früheſten Zeiten ſo nahe an daſſelbe gränzte, für eine Phliaſiſche Erfindung gehalten. Wenn Sophokles ſelbſt vom Iſter ein Phliaſier genannt wird, ſo ſcheint das auf einem Mißverſtand zu beruhen. Ein Dichter,

So-

Sositheus, führt, nach dem letztern Epigramm, die alte Dorische Sprache (man kann hinzusetzen, die Dorische Tonweise) wieder in die Satyrspiele (es könnte freylich hier auch, eben so gut wie im vorhergehenden Epigramm, die Rede vom Trauerspiel seyn) ein, die vermuthlich durch die Attische Sprache aus ihrem Besitzthum verdrängt worden war. Der Komiker und Verf. der komischen Satyrspiele Sositheus kann hier nicht gemeint seyn, sondern vielmehr, da hier von Tragödien oder tragischen satyrischen Dramen die Rede ist, der Tragiker dieses Namens, wie auch Jacobs annimmt, der jedoch, wenn wir ihn nicht falsch verstehen, diesem Sositheus irrig für einen Dichter zu Alexandria in Aegypten zu halten scheint, da er nach dem Suid. das aus Alexandria Troas gebürtig war.

Das zweyte Kapitel in Huschke's Analekten, welches von einem Epigramm Meleagers auf das Grabmahl desselben handelt, ist voll von den ausgesuchtesten und feinsten Bemerkungen. Mit Recht spricht Jacobs dieses Produkt sophistischen Afterwitzes dem Meleager ab. Auf dem Grabmahl soll, so dichtet der Verf. des Epigramms, ein Jüngling mit allen Attributen des Jägers Meleager, aber zugleich mit einem zweyschneidigen Schwert und Flügeln vorgestellt gewesen seyn. Jene Jäger-Attribute sollen nur anzeigen, daß dieß Grab einem Namens-Verwandten des Calydonischen Meleager gehöre, das zweyschneidige Schwert, das der Inhaber des Grabmahls ein zweyseitiges Werk (die Charitinnen), gewebt aus

Scherz

Scherz und Ernſt, und die Flügel der liebenden Seele (dann hätten es ja aber wohl Pſyche's und nicht Amors-Flügel ſeyn müſſen?), daß er erotiſche Gedichte geſchrieben. Eben darauf zielt das letzte Diſtichon, daß er die Muſe mit dem Amor (Lieder der Liebe) und die Charitinnen mit der Weisheit (ſein Werk: Charites) in Eins verbunden habe. S. Jacobs zu Meleager Ep. 126, 3. 4. Huſchke verbeſſert glücklich das ſinnloſe ἀλίῳ αἰδ' ἀμφῆκες im 9ten Vers in: Ἄλλως οὐδ' ἀμφῆκες ἔχεις γέρας:' nicht ohne Abſicht hat dir der Künſtler dieſes Attribut gegeben, und vergleicht ſowohl griechiſche Stellen über den Gebrauch von οὐ μάχην, οὐκ ἄλλως, als beſonders eine Stelle des Properz, 2, 12, die er für eine Nachahmung des Meleager hält:

Quicunque ille fuit, puerum qui pinxit Amorem,
Nonne putas miras hunc habuiſſe manus?

. . . .

Idem non fruſtra ventoſas addidit alas,
Fecit et humano corde volare deum.

Das letztere Diſtichon des Properz führt eine gelehrte Unterſuchung über den Amor als ein Mittelweſen zwiſchen Gott und Menſch herbey, einen Dämon, wie ihn Diotima dem Sokrates ſchilderte. Daraus erhält der Platoniſche Mythus von den Eltern des Amor, dem Porus und der Penia, ſein Licht. Der Vater bedeutet den Nus oder Logos,

die

die Mutter die Psyche, ihr Sohn ist der Ἔρως μαινομένης καρδίας in Euripides Hippolytus 1274. Aus dieser Verbindung beyder Naturen entstand auch die Fabel von der Vermählung des Eros mit der Psyche. Die Griechen nannten die menschliche Seele, in so fern sie Leidenschaften unterworfen ist, Psyche. Daher das schöne Epigramm 58 des Meleager von den Qualen der liebenden Seele, deren Flügel Eros gebunden hat, und daher die dem Meleager nachgebildete Stelle des Properz 1, 9, 23 f., welche vom Verf. so glücklich gegen alle Verbesserungsversuche vertheidigt wird:

Nullus Amor cuiquam faciles ita praebuit alas,
Ut non alterna pressserit ille manu.

dessen Sinn wir etwa so ausdrücken würden:

Keinen ließ Amor so leicht mit Schwingen der Liebe sich regen,
dessen Flug er nicht oft, wechselnd die Laune, gehemmt.

Das Prädicat des Amor beym Euripides: der geflügelte Gott mit wühlendem Herzen, (μαινομένης καρδίας) nimmt Huschke mit Recht gegen Valckenaer in Schutz, vergleicht es mit den bekannten Beywörtern des Amor: crudelis, saevus, ferus und vorzüglich mit Catull 63, 94. Heu misere exagitans immiti corde furores, Sancte puer, und zeigt, daß es vorzüglich da passend sey, wo nicht von der Eintracht der Wechselliebe, sondern vielmehr von der Liebe als Mutter der

Zwie-

Zwietracht und vieler Uebel die Rede ſey. Hier wird auch vom Verf. die Fabel vom Eros und Anteros berührt. Im zehnten Vers von dem Epigramm auf Meleagers Grabmahl deutet Huſchke ſehr gut μέτρον ἱμοτογράφου, welches ſich Jacobs nicht recht zu erklären wußte, auf die Flügel des Jünglings. Es iſt: menſura, ratio operis Amorem referentis. Daß in der Poeſie den Dichtern Flügel und ein geflügelter Geſang zugeſchrieben werden, iſt bekannt. Vgl. z. B. Voß in den mythol. Briefen und Fiorillo zum Herodes Atticus S. 94 f. Aber eigen und ungewöhnlich bleibt immer in der Kunſt die Vorſtellung, daß der Dichter der Liebe durch Flügel verſinnbildert wird; doch gefiel ſich gerade darin vermuthlich der Epigrammatiſt, daß er auf eine ſo geſuchte Art die Flügel, welche dem Amor und bisweilen der liebenden Seele zugeſchrieben werden, auf ſein Kunſtwerk übertrug. Der Ausdruck kann übrigens verglichen werden, mit Philoſtratus Icon. 1. 26 μεμέτρηται ὁ γέλως. Hier noch zur Ueberſicht eine Ueberſetzung des Epigramms:

Jüngling mit Flügeln, warum gefiel dir des borſtigen Ebers
Haut und die Lanze, wer biſt du und weſſen Symbol?
Eros nenn' ich dich nicht; wie käm zu den Gräbern die Liebe?
Klagetöne verſteht Eros der Grauſame nicht
Auch vergleich' ich dich nicht dem eilenden Kronos; denn dieſer

altert.

altert, aber es blüht frische Jugend in dir.
Doch ich errathe es schon, du bist der Dichter im Hades,
und du Geflügelter zeigst seinen Namen mir an.
Weislich führst du ein Schwert mit zwey Schneiden, den Ernst und die Scherze
einigend, weislich gab man dir des Eros Gestalt.
Ja, ich erkenne ihn nun, Meleager den Namens-Verwandten
des Oeniden, ihn zeigt mir das erlegete Wild.
Heil auch im Schattenreich dir; du hast die Muse mit Eros
und die Grazien du mit der Weisheit gepaart.

Die gelehrte Untersuchung im siebenten und letzten Kapitel der Analekten über einige verlorne Stücke des Menander können wir nur berühren. Es werden hier die Meinungen verschiedner Gelehrten, unter andern Böttigers in einem Excurs zu dem Specimen Terentii, bestritten, und aus dem Epigramm des Agathias Brunck Anal. T. 3. p. 38 und aus Ovid, Tibull und Properz, welche auf den Menander anzuspielen scheinen und fast eben so wie Agathias sprechen, gezeigt, daß die Περικειρομένη oder das Mädchen mit dem abgeschnittnen Haar, deren Liebhaber in dem Stück Polemon hieß, ein und dasselbe Lustspiel mit der Ῥαπιζομένη, der Geschlagnen war. Den Inhalt bestimmt der Vf. nach zerstreuten Angaben und

Vermuthungen so: Polemo, ein roher Mieth-Offizier, hatte im Kriege ein schönes Mädchen erbeutet und mit sich nach Athen geführt, wo er sich, nach Art dieser Menschen, beym Bacchus und der Venus von seinen militärischen Großthaten erholen wollte. Da er einst seine Geliebte nicht zu Hause fand, eilte der Eifersüchtige sogleich in das Haus, wo sie vermuthlich zu Gaste war, erbrach die Thüre, schlug das Mädchen, zerriß ihre Kleider und rauste ihre Haare aus. Bald darnach, als er sich von ihrer Unschuld überzeugte, warf er sich der Weinenden zu Füßen, weinte und wollte sich denselben Mißhandlungen, die er ausgeübt hatte, unterwerfen, bis Friede und Eintracht zurückkehrte. Endlich zeigt noch der Vf., daß die Meinung des Fabrizius, daß die Glycera des Menander einerley Stück mit dem eben geschilderten sey, sich bloß auf eine unwahre Conjectur Scaligers in Agathias Epigramm gründe, und durch eine Stelle im Alciphron widerlegt werde.

Die andere Hälfte der Huschkischen Analekten enthält Epigrammata anthologiae graecae maximam partem inedita, wovon nur einige wenige ungefähr zu gleicher Zeit mit dem Abdruck dieses Werkes theils im neuesten Theile der Jacobsischen Animadversionen zu der Anthologie, theils, mit Chardons Anmerkungen, in dem Magasin encyclopedique erschienen sind. Diese Sammlung von zum Theil sehr verdorbenen oder sehr zerbröckelten Anekdotis, giebt einen Vorschmack von dem trefflichen ungedruckten Epigrammen-Reichthum,

thum, den Jacobs noch zu Tage fördern wird. Sehr gelehrt hat er an der Spitze das Epigramm des Ungenannten auf den Argiviſchen Coröbus, den Tödter einer Ker oder Pöna, und die Fabel von demſelben, erläutert. Voran gehn einige Bemerkungen über drey Coröbi, welche bey den Alten vorkommen, vorzüglich über den Phrygier dieſes Namens, den Euphorion zuerſt als einfältig geſchildert haben ſoll. Auf dieſen gehen die Worte des Suidas: Coröbus ſey ein Narr geweſen, der die Wellen zu zählen verſucht habe. Dieſe Art Narrheit legt der Schollaſt des Lucian Philopſeud. 3 T. 7. p. 251. Zweybr. vielmehr dem Margites bey, und weiß von Coröbus Einfalt ein Pröbchen anderer Art zu geben, das aber Suidas vom Amphiſtides erzählt. In Callimachus Gedicht von den Urſachen (Αἴτια) ſcheint eine ganze Liſte von Einfältigen vorgekommen zu ſeyn, weil Suidas aus ihm den Vers anführt: τὸν ἄγδοον ὥστε Κόροιβον und gleich hinzuſetzt, daß Butalion, Coröbus und Melitides ihrer Dummheit wegen berüchtigt geweſen. In der That bringen wir leicht, wie Callimachus, acht Narren zuſammen, deren Namen zum Theil zum Sprichwort geworden ſind, Margites, Butalion, Coröbus, Melitides, Melitianus (Suidas h. v.), Mammacuthus (Schol. Ariſtoph. Fröſche), Amphiſtides und Myrmecides (Suid. v. γελοῖος). — Ein Epigramm des Crinagoras oder vielmehr des Diogenes von Laerte, wie der Vf. aus dieſem Schriftſteller zeigt, auf den Eudoxus iſt hier S. 214 aus der Vaticani-

ſchen Handſchrift, aber ſehr verdorben, und ſo, daß nicht einmal das Versmaaß deutlich iſt, abgedruckt und damit die Planudeiſche Umarbeitung in Hexameter verglichen worden. Uns ſcheint noch immer in dem Epigramm, wie es in der Vaticana lautet, das elegiſche Sylbenmaas durchzuſchimmern, und wir wollen hier einen noch rohen Verſuch, deſſen Fehle leicht ein andrer ausbeſſern wird, es aus beiden, den Vaticaniſchen und den Planudeiſchen Lesarten herzuſtellen, mittheilen:

Ἐν Μέμφει λόγος ἐστὶ μαθεῖν ἰδίην ποτὲ μοίρην
Εὐδοξον παρὰ τοῦ καλλικέρω Ἄπιδος.
Κ' οὐδὲν ἔλεξε. Πόθεν; Βοὶ γὰρ λόγον οὐ πόρε φύτλη,
οὐδὲ λάλον μόσχῳ ἦδ' ἀπέδωκε στόμα,
Ἀλλὰ παρ' αὐτὸν λέχρια στὰς λιχμήσατο λώπην,
Δηλῶν τοῦτο σαφῶς, ὡς ἀπολεῖ βιοτόν
Ὄσσον οὔπω. Διὸ ταχέως ἐπελήλυθε πότμον,
ἠελίους δεκάκις πέντ' ἐπὶ τρεῖς ἔσιδών.

Fein iſt Huſchke's Bemerkung zum Epigramm des Lucillius S. 242, daß Sophokles die Geſchichte des Nauplius in zwey Stücken bearbeitet zu haben ſcheine, im Nauplius καταπλέων und im Nauplius πυρκαεύς. — Iſt im Ep. 26. S. 247 vielleicht zu leſen: Πᾶσα γυνὴ Φιλέει πέος ἀνέρος für πλέον? Oder drückt letzteres die Unerſättlichkeit aus? In dem Ep. 40. auf das Bad in Smyrna könnte doch wohl πᾶσι Θεωδορίας, ὡς ἐτεὸν δὴ, welches H. verdächtig macht, ächt ſeyn. Der Erbauer des Bades hieß

hieß Theodorias und ſo würde auf dieſen Namen angeſpielt: qui omnibus re vera munus divinum ſ. benefactor divinus eſt, weil er das Bad für Alle beſtimmt hatte. Doch dadurch wird das corrupte Φρενοοφηος im Anfang dieſes Verſes, nicht verbeſſert. Wie wenn aber der ganze Vers ſo zu leſen wäre: Ῥουφῖνος πᾶσι Θεοδῶρος u. ſ. w. Rufinus toti Aſiae divinitus datus. Wenn gleich Rufinus die Peſt des Morgenlandes war, ſo ſuchten ihn doch die kriechenden Schmeichler durch ſolche Lobeserhebungen zu gewinnen und zu verſöhnen. Am Schluſſe ſind einige Gryphen oder Räthſel angehängt. N. 68 verſtehen wir ſo wenig ganz wie der Vf. Doch ſcheinen die Augen, welche Sonne und Mond auslöſchten, auf Blindheit zu gehen, herbeygeführt durch die Zeit; κούρη ſcheint der Augapfel, die beyden Ströme die Thränen, welche aus den erblindeten Augen hervorquellen, und über die Wangen herabfließen, ὀφρύσεις κόλπος die Stirn mit den Augenbraunen zu ſeyn. N. 74 geht vielleicht auf Oedipus Söhne, N. 77 auf die Träume.

Kehren wir noch einmal zu dem Jacobſiſchen Commentar zurück. Wir können ihn nicht verlaſſen, ohne wenigſtens einige Beyſpiele leichter und glücklicher Kritik gegeben zu haben, die wir aus dem letzten Theil, deſſen Lectüre uns noch im friſcheſten Andenken iſt, ausheben. Ein paar Proben von Verbeſſerungen einzelner Worte in den Epigrammen des Antiphilus. In einem artigen Epigramm auf die Ilias und Odyſſee N. 11. T. 2.

p. 157 des Jacobſ. Textes, werden dieſe beyden Gedichte als Töchter des Mäoniden angeſehen und gleicher Ehre mit den Muſen gewürdigt. Es ſchließt ſich ſo: μετ' ὑμετέρας γὰρ ἀοιδὰς Εἶπεν ἔχειν αἰὼν ἑνδεκα Πιερίδας. Wie ſonderbar wird es der Zeit zugeſchrieben, daß ſie itzt eilf Muſen habe! Mit richtigem Gefühl lieſt Jacobs, Ἑλικὼν ſtatt αἰών:

Seyd mir hold mit den Muſen; ſeit eure Geſänge ertönten,
legte der Helikon eilf Pieriden ſich bey.

Mit derſelben leichten Hand verbeſſert er ein Wort in dem folgenden Epigramm auf eine große, Schatten gebende Eiche, deren Zweige οἰκία φωτῶν, οἰκία τεττίγων genannt werden. Schon Brunk bemerkt das Abgeſchmackte, daß die Aeſte die Wohnungen der Cicaden und der Menſchen genannt werden, und glaubt, daß der Name eines Vogels hier geſtanden habe. Dieſen ſtellt Jacobs her, indem er φαττῶν lieſt. Die Eiche iſt der Sitz der Waldtauben! Beym 15ten Ep. auf den Diogenes bemerken wir, daß es im Cod. Lugd. des Suidas, welchen Gronov verglichen hat, mit einigen Abweichungen ſteht. Im erſten Vers ſteht Γηράσκει καὶ χρυσὸς ὑπὸ χρόνον f. χαλκὸς ὑ. χρόνου; im letzten: οἷς ζωῆς οἶμος ἐλαφροτάτη f. καὶ ζ. οἶμον ἐλαφροτάταν. Im 41ſten Ep. heißt ein alter Fährmann: Γλαῦκος ὁ νησαίοισι διαπλώουσιν ὁδηγὸς Ποσ-ειδῶνος. Aus dem, was unmittelbar folgt, ſieht man, er wohnte an der Küſte von Thaſus; dieſe

In-

Inſel liegt aber an der Mündung des Fluſſes Neſſus oder Neſtus, und daher ruft J. mit Recht die Lesart der Planudeiſchen Anthologie: Νεσσαίοις — πορθμοῦ, freti Neſſaei inter Thaſum et Thraciam, zurück. Der Dichter lobt die Geſchicklichkeit des alten Glaucus im Schiffen; ja ſogar wenn er ſchlief (ἠδ' ὅτ' ἔκνωσσε, nach der Lesart der Vatic.), wußte er das Steuer mit ſchwankender Hand zu führen." Welch' ein ſeltſames Lob! Jacobs lieſt: οὐδ', ὅτ' ἔκνωσσε ϱ. und dieß giebt den paſſenden Sinn: Glaucus, vel per ſomnum, gubernaculum certa dirigebat manu. Schneider ſtimmt mit ihm überein und Groot muß ebenfalls hier und im erſten Vs. ſo wie Jacobs geleſen haben. Als der Fährmann geſtorben war, heißt es im letzten Diſtichon: τοὶ δὲ κέλυφος ἔκλεισαν ἐπ' ἀνέρι, damit er in ſeinem eignen Fahrzeug in den Orcus käme. Für ἔκλεισαν hat die Vaticana ἔκλυσαν. Daraus ſtellt J. die ächte Lesart bloß durch Austauſchung des Λ gegen das A her: ἔκαυσαν, und führt mehr Beyſpiele aus der Anthologie an, daß man Schiffer und Fiſcher zugleich mit ihren Fahrzeugen verbrannt habe. Im 36ſten Ep. des Alexandriniſchen Leonidas T. 2. p. 182 werden Stiere redend eingeführt: Wir pflügen nicht nur das Feld, ſondern wir ziehen auch Schiffe aus dem Meere: Ἔργα γὰϱ εἰϱήνης δεδαήμεθα. Warum das Schiffziehen als ein Werk des Friedens im Gegenſatz mit dem Ackern, das ſonſt vorzüglich als ein Geſchäft des Friedens geſchildert wird, dargeſtellt werde, iſt gar nicht ab-

zuſehen. Dennoch fiel Niemanden bisher dieſe Stelle auf; Jacobs entdeckte, wo der Fehler lag und las zuverläſſig richtig: εἰρεσίης anſtatt εἰρήνης, d. h. jam enim rem nauticam didicimus. In Antiphanes 8ten Ep. Γ. 2 p. 189 klagt ein halbverdorrter Baum, daß ihm ein Inſect ſeine einzige Frucht verzehrt habe. Das letzte Diſtichon iſt ganz verdorben: ὁ φθόνος εἰς πολὺν ὄχλον ἀπέβλεπεν· ὃς δὲ τὰ μικρὰ Πορθεῖ καὶ τούτους γηρὼν ἀεί μ' ἔλεγεν. Da Brunk nichts mit den letzten verſtümmelten Worten anzufangen wußte, ſo ſetzte er in die Analekten einen ganz willkührlich gemachten Pentameter, der mit der angegebenen Lesart der Vatic. nicht das mindeſte gemein hat. Deſto treuer blieb J. auf der Spur der Handſchrift, und folgende leichte Verbeſſerung macht ihn zum Reſtaurator dieſer Stelle:

Ὁ φθόνος εἰς πολὺν ὄγκον ἀπέβλεπεν· ὃς δὲ τὰ μικρὰ
πορθεῖ, καὶ τοῦτον Κῆρα καλεῖν ἔπρεπε.

Den Sinn wollen wir mit des Vf. Worten umſchreiben: Invidia copias et amplitudinem luſcis oculis limare ſolet: qui autem ne egenis quidem et exiguis parcit, nae illum non invidioſum quod lenius, ſed peſtem et perniciem appellare fas eſt.

Nach dem Hohen trachtet der Neid; doch wer auch das Niedre
nicht verſchonet, dem ziemt warlich der Name der Peſt!

Auf

Auf jeden Fall muß man dem Vf. zugeſtehen, den wahren Sinn errathen zu haben, und in ſeiner Verbeſſerung den Zügen der Handſchr. ſehr nahe gekommen zu ſeyn. Der Sinn wäre derſelbe, wenn man auch leſen wollte: καὶ τοῦτον Κῆρ' ἐπέοικε λέγειν. Das 2te Diſtichon im zweyten Ep. des Automedon von Cyzicus T. 2. p. 190 iſt eine von den Stellen, in welchen J. ſeinen kritiſchen Scharfſinn dadurch bewährt hat, daß ſeine ehemals ſchon bekannt gemachte Verbeſſerung nunmehr mit der Vaticaniſchen Handſchrift übereinſtimmend befunden wird. Brunck hatte hier den Text verfälſcht. J. hat ihn in ſeiner Reinigkeit hergeſtellt:

Οὐκ ἔλεγον; μὴ πάντα βαρὺς θέλε, μηδὲ βάναυσος
εἶναι. καὶ κάλλους εἰσί τινες Νεμέσεις.

Sagt ich dir nicht? ſey weder zu ſpröde noch zu gefällig;
ſelbſt die Schönheit trifft Nemeſis ſtrafende Macht.

Aus den gelehrten Anmerkungen zu den zwey Marmorn auf das Triopium, über welches der Vf. noch nach Visconti und Eichſtädt neue ſchätzbare Bemerkungen macht, heben wir nur noch eine emendatio palmaria aus. In der Inſchrift des Marcellus auf die Bildſäule der Regilla, welche im Triopium des Herodes Atticus aufgerichtet war, kommt nach dem Bruncksſchen Text

T. 3 p. 17 Jacobs Ausgabe V. 40 folgende Stelle vor, die nichts weniger als klar iſt:

ὦ δὴ φίλον ἱερὰ ῥέξαι,
καὶ θῦσαι· θυέων ἀτὰρ οὐκ ἀέκοντος ἀνάγκη.
εἴδεται εὐσεβέεσσι καὶ ἡρώων ἀλεγίζειν.

Wie klar und paſſend iſt aber alles in folgender ſo einfacher Verbeſſerung:

σὺ δ' εἰ φίλον ἱερὰ ῥέξαι
καὶ θῦσαι, (θυέων ἀτὰρ οὐκ ἀέκοντος ἀνάγκη)
ἔρδ'· ἐπεὶ εὐσεβὲς ἐστὶ καὶ ἡρώων ἀλεγίζειν.

d. h. Willſt du Opfer und Weihrauch darbringen (Niemand wird aber wider ſeinen Willen dazu gezwungen), ſo thue es: denn es iſt eine fromme Sitte auch die Heroen zu verehren.

Um nicht ganz ohne Beytrag von dieſer reichen, und mit den ausgeſuchteſten Gerichten beſetzten Tafel zu gehen, fügen wir zum Schluſſe unſrer Anzeige noch einige Bemerkungen und Bedenken über einzelne Stellen der Epigrammen, die von J. im neueſten Theile ſeines Commentars bearbeitet worden ſind, bey.

Beym Lentulus Gätulicus Ep. 9 T. 2. p. 153 wird ein dem Trunk ergebnes Weib geſchildert.

Τετρακὶς ἀμφορέως περὶ χείλεσι χείλεα θεῖσα
Σιληνὶς πάσας ἐξεροφησε τρύγας.

Dieß iſt nicht ſo zu verſtehen, als wenn ſie durch viermaliges Anſetzen oder in vier Zügen die Amphora

phora ausleerte, sondern sie trank viermal eine Amphora des ungegohrnen Weines mit allen Hefen aus. Dieß erhellt aus der Schilderung einer ähnlichen Trinkschwester beym Hedylus 7 T. 1 p. 235 und beym Satyrius Thyillus 7, 3 f. T. 2 p. 253 ἡ τρὶς ἐφεξῆς Εἰδυῖ' ἀχρήτου χειλοποτεῖν κύλικα, wo Jacobs noch eine Parallele anführt. Χειλοποτεῖν in der letzten Stelle möchten wir schon um seiner Seltenheit willen nicht verdrängt wissen, zumal da es durch das ἀμφ. π. χείλεσι χείλεα θεῖσα im Gätulicus erklärt zu werden und wie ἔλκειν, σπᾶν ligurire, von dem wollüstigen Einschlürfen oder Einsaugen des Weines mit geschloßnen oder fest am Rand des Bechers anliegenden Lippen gebraucht zu seyn scheint. „Nie, fährt Gätulicus fort, entweihte Silenis dich, o schöngelockter Dionysos, mit Wasser, sondern wie du vom Weinberg kamst,

Τοῖόν σε προὔπινεν, ἀφειδὲς ἄγγος ἔχουσα,
εἰσότε καὶ νεκύων ἦλθεν ἐπὶ ψάμαθον.

Brunk hält ἀφειδὲες als Neutrum für ἀφειδὲς nicht für griechisch und Jacobs liest schön: τοῖον σε προὔπινεν ἀφειδέα, wie Alcäus in der bekannten Stelle sagt: χέρναις οἶνον ἀφειδέως, benignius, nach Horazens Uebersetzung. Allein dann scheint uns doch das ἄγγος ἔχουσα gar zu einsam da zu stehen, dagegen ἀφειδὲς ἄγγος, non parcum i. e. largum, capax sehr passend ist. Im letzten Vers bekennen wir nicht zu verstehen, was der Ψάμαθος νεκύων eigents

eigentlich ſagen wolle. Bis uns dieſes erklärt wird, halten wir es für wahrſcheinlich, daß der Dichter geſchrieben habe:

εἰσόκε καὶ νεκύων ἤλυθεν εἰς ἄκατον.

Ἄκατος war eine größere Art von Bechern, in der Geſtalt eines Fahrzeugs (Athenäus in Caſaub. Animadv. in Ath. 11, 4. p. 782 ποτήριον ἐοικὸς πλοίῳ). Es liegt alſo ein witziges Wortſpiel darin, daß der Dichter ſagt, ſie habe ſo lange aus dem großen Becher (ἀφειδὲς ἄγγος, ἄκατος) getrunken, bis ſie auch zu dem ἄκατος der Todten, dem Nachen des Charon gekommen. Ein ähnliches Wortſpiel auf einen Schiffer hat M. Argentarius Ep. 31, 7 f. T. 2 p. 250.

— — — — — — ἀπὸ νηὸς
ἄλλην παῤ ὀθνείοις εἰσενέβην ἄκατον.

Gätulicus Epigramm erinnert uns an eine ähnliche Grabſchrift des Ariſton auf die Ampelis, eine Freundin der Weinflaſche T. 2 p. 235 n. 3. Dieſes alte Mütterchen

λαθριδίη Βάκχοιο νεοθλιβὲς ἦλθ' ἀπὸ ληνοῦ
πῶμα πιεῖν πύκλῳ πλησαμένη κύλικα.

Weder die Conſtruction, noch der Sinn iſt klar. Da die Vatic. Handſchrift hat: ἠδ' ἀπὸ ληνοῦ Πῶμα κύκλῳ πιεῖν πλ. κ. ſo lieſt Jacobs allerdings nicht unglücklich und mit der ihm eignen Geſchicklichkeit, aus den Spuren der Handſchrift das Wah-

Wahre herauszufinden: ἦλθ' ἐπὶ ληνοῦ πῶμα γλυκύ, κλοπίμην πλ. κ. clam venerat ad dulcem et recens preſſum laticem in Bacchi torculari, ubi furtivum implebat calicem. Die Einwendung, daß es überflüßig geweſen ſey, den verſtohlnen Becher zu nennen, nachdem ſchon geſagt war, ſie ſey heimlich zu der Weinkufe gekommen, möchte von wenig Belang ſeyn; allein auch ſo können wir uns noch nicht ganz überzeugen, daß die gemeine Lesart verdorben ſey. Verſuchen wir wenigſtens ſie zu erklären. Λαθριδίη ἦλθε, ſo ordnen wir die Worte, πιεῖν κύκλῳ νεοθλιβὲς πῶμα Βάκχιο, πλησαμένη κύλικα ἀπὸ ληνοῦ. Sie trinkt den friſchen Moſt von den eben gekelterten Trauben, wie ihre Trinkſchweſter Silenis beym Catulicus a. O. mit den Hefen den ungeklärten Wein trank, οἶος ἦλθεν ἀπ' οἰνοπέδης. Vgl. Theokrit 14, 16 σχεδὸν ὡς ἀπὸ ληνῶ. Aelian Epiſt. 7 τρύγα ἀπὸ ληνῶν. Das Gegentheil ſcheint Archilochus beym Athenäus 11, 10 S. 483 D. zu ſagen: Ἄγχει δ' οἶνον ἐρυθρὸν ἀπὸ τρύγος. Die Redensart κύκλῳ πιεῖν möchten wir darum nicht in Anſpruch nehmen, weil es eine ſolenne Formel beym Trinken war, wo die Becher im Kreiſe herumgingen. Athenäus erläutert dieſe 11, 15 S. 504 A. durch Beyſpiele, und führt unter andern eine ſehr hieher gehörige Stelle aus Menanders Perinthia auf eine alte Frau an:

οὐδὲ μίαν
ἡ γραῦς ὅλως κύλικα παρῆκεν, ἀτὰρ
πίνει τὴν κύκλῳ.

Eine

Eine andre paſſende Stelle aus dem Komiker Antiphanes giebt das Bruchſtück des Athenäus in Caſ. Animadv. 11, 4 p. 781.

Ἄλλοι δὲ καὶ δὴ βακχίου παλαιγενοῦς
ἀφρῷ βρυάζον, χρυσοκόλλητον δέπας,
μεστὸν, κύκλῳ χορεῦον, ἕλκουσιν γνάθοις,
ὄλκοις ἀπαύστοις.

Im 2ten Vers dieſes Dichter-Bruchſtücks ſtand ohne Sinn: ἀφρῷ σκιὰ καὶ, wofür wir ἀφρῷ βρυάζον ſetzen, wie ſich auch Timotheus im Cyclops beym Athenäus 11, 3 S. 465 C. von einem Becher ausdrückt. Vgl. die Stellen des Antiphanes und des Eubulus in den Spielern Athen. 11, 6 S. 471 C. D. Alexis, Ariſtophanes und Theophilus S. 472 A. C. D. Indeß bekennen wir, daß in den zum Beleg für κύκλῳ πίνειν angeführten Stellen der Fall verſchieden von dem in Ariſton's Epigramm iſt. In jenen iſt die Rede von Trinkgelagen, in welchen der Becher unter den Gäſten herumgeht; hier trinkt ein altes Weib verſtohlner Weiſe und für ſich ganz allein. Aber ſollte nicht gerade das ein komiſcher Zug ſeyn, daß die Alte ſo auf ihre eigne Hand ein Symposium zu feyern und gleichſam den Becher kreiſen zu laſſen, ob ſie gleich nur die Geberin und Empfängerin, die Mundſchenkin und die Trinkerin iſt, ſich anſchickt? Die übrigen Verſe dieſes Epigramms ſind vortrefflich von J. verbeſſert, beſonders der letzte. Das Denkmahl, welches Ampelis erhielt, wird nach der Vaticana σῆμα λάϊνον genannt. Wie viel paſ-

ſen-

sender für diese Trinkerin, die ἀπὸ ληνοῦ schöpfte, ist Jacobsens: σῆμα ληνόν, welches der Vf. auch durch Parallelstellen bestätigt hat! Wenn der Dichter sagt, Euterpe (die Muse der Freude) habe ihr dieses Mahl errichtet, so bezieht sich das darauf, daß Ampelis im Dienst des Bacchus und der Freude starb, und bezeichnet nur, daß auf ihrem Grabe ein Symbol der Freude und des Genusses gestanden, σύμβολον εὐφροσύνης, wie dieses von einem ähnlichen Denkmal in dem Epigr. des Ungenannten 668, 4 heißt.

Die Verwandtschaft des Inhalts führt uns noch auf ein paar Epigramme, über die wir einiges anzumerken haben. Beym Antiphilus von Byzanz 7, 2 T. 2 p. 155 heißt eine Amphora Ἀδριακοῦ νέκταρος εἰνοδόκος, welches Jacobs überhaupt auf italischen Wein deutet, wiewohl vielleicht der treffliche Wein von Issa, einer Insel des Adriatischen Meeres bey Illyrien, gemeint seyn könnte, welchem Agatharchides beym Athenäus 1 S. 28 E. das herrliche Zeugniß giebt, ὃν πᾶσι (οἴνοις) συγκρινόμενον καλλίω εὑρίσκεσθαι. Wenn beym Philippus 58, 1 T. p. 211. Ἀδριακοῖο κύτους λαιμὸς vorkommt, so ist wohl nicht, wie J. vermuthet, von besondern irdenen Vasen die Rede, von welchen etwa eine Fabrik in der Stadt Hadria gewesen seyn könnte, sondern nach einem gewöhnlichen Sprachgebrauch heißt die hadriatische Vase diejenige, welche hadriatischen Wein enthält, so wie beym Horaz Od. 1, 9, 7 f. Sabina diota, und 3, 16, 33 Laestrygonia amphora die

Cat-

Gattung des in den Gefäßen enthaltnen Weines bezeichnet. Der abgebrochne Hals der (als mit einem langen Hals verſehen zu denkenden) Weinflaſche beym Philippus ſagt:

νῦν κλασθεὶς κεῖμαι νεοθηλεῖ καρτερὸν ἔρκος
κλήματι, πρὸς τρυφερὴν τεινομένῳ καλύβην.

Itzo dien' ich zerbrochen zum Schirm der zärtlichen Ranke,
welche mit üppigem Wuchs an der Laube ſich dehnt.

Scharfſinnig, wie jede Conjectur des Vf., iſt freylich auch die, nach welcher er τρυφερὸν κάλαμον lieſt, welches ſehr wohl paßt, da man Weinreben an Rohr hinanleitete, aber gewiß nicht ſo gut in den ganzen Zuſammenhang paßt, wie die gewöhnliche Lesart. Man denke ſich unter der καλύβη eine Weinlaube, pergula, hypampelos, die mit üppig rankenden Weinſtöcken umzogen war, und davon τρυφερὸς heißt. In dieſen überließ man ſich der Freude, dem Tanz und dem Trinken (vgl. Heyne z. Tibull 2, 1, 24. 2, 5, 97). Die Zecher in derſelben hatten nach der Gewohnheit (ſ. Fiorillo z. Herodes Atticus S. 164) in fröhlichem Muthe einer Flaſche den Hals gebrochen, und dieſer dient nun auch noch in dieſem Zuſtande dem Bacchus, indem ein Rebe, neben den er hingeworfen worden, durch ihn Haltung bekommt. Auf ähnliche Art wird in der Odyſſee 5, 68 f. ein zarter Rebe geſchildert, der ſich an der Grotte der Calypſo hinaufzieht: ἡ δ' αὐτοῦ τετάνυστο περὶ σπει-

σπείους γλαφυροῖο (welches hier wahrscheinlich gleichbedeutend mit τρυφερὸς ist.) Ἡμερὶς ἠβώωσα. Vgl. Böttiger N. T. Mercur 1800 St. 3 S. 197 f. — Noch berühren wir hier ein Epigramm des Antiphilus 28 T. 2 p. 162, wo ein kleines, Weinstöcke hervorbringendes Inselchen genannt wird, umgeben von größern, aber unfruchtbaren. Aus dem ersten Wort: ἡ τερεβινθώδης hat man vermuthlich der Insel den Namen Terebinthus beygelegt, von welchem J. mit Recht sagt, daß er nirgends vorkomme. Aber die Lage des Inselchens hätte sich wenigstens aus dem Lemma, das im Vatic. Cod. vor diesem Epigramme steht, bestimmen lassen: Εἰς νῆσον Τερέβινθον. ἡ Τερέβινθος νησίδιόν ἐστι συνέγγυς πρὸν Κήπου. (So muß statt κήπου geschrieben werden). Sie lag also bey Cepos oder Cepi (Κῆπος, Κῆποι), einer nicht unberühmten Stadt am mäotischen Bosporus. S. Wesseling z. Diodor 20, 24 und war ohne allen Zweifel eine von den 5 — 6 kleinen, durch den Fluß Hypanis bey dieser Stadt gebildeten Inseln, die man z. B. auf d' Anville's Charte deutlich unterscheidet, oder vielmehr, nach dem Epigramm selbst, die kleinste unter ihnen. Schwerlich haben diese kleinen durch Arme des Flusses entstandne Inseln eigne Namen gehabt; höchstens kann man vermuthen, daß diejenige, von welcher die Rede ist, von den Terpentin-Bäumen, die auf ihr standen, denn so ist wahrscheinlich τερεβινθώδης zu verstehen, die Terpentin-Insel im gemeinen Leben genannt worden. Sie brachte also, unsrer Vor-

ſtellung nach, ſowohl Weinſtöcke als Terpentin-Bäume hervor.

Und nun noch einige flüchtige Bemerkungen. Beym Philippus Ep. 55 T. 2 p. 210 ſagt Hermes dem Wanderer: es ſey ein Geſetz, daß man nicht ſtehle. Dieſer, verwundert, ruft aus: ὦ παραδόξου. Μὴ κλέπτειν Ἑρμῆς καινὸν ἔθηκε νόμον. Man ſieht freylich, daß das Paradoxe gerade darin liegt, daß Hermes, dieſer diebiſche Gott, ein ſolches Geſetz giebt. Aber beſſer würde dieſes doch in die Augen ſpringen, wenn man läſe: Μὴ κλέπτειν κλέπτης κ. ε. ν. — Ein Epigramm des Diophanes auf den Eros T. 2. p. 236 nach der Vaticana lautet ſo:

Ψιλητὴς ὁ Ἔρως καλοῖτ' ἂν ὄντως·
ἀγρυπνεῖ, θρασύς ἐστιν, ἐκδιδύσκει.

Jacobs merkt bey dem erſten Worte an: In hac ſcriptura λητὴς latere, nullus dubito: ſed quid priori ſyllabae faciendum ſit, obſcurum eſt. Uns ſcheint es keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn, daß, wie auch Brunck ſchon ſah, φιλητὴς das ächte Wort, das vermuthlich darüber als Gloſſe geſchriebne λητὴς aber Veranlaſſung zu dem monſtröſen Wort gegeben habe. Da nemlich in einer alten Handſchrift ſtand Φι$^{\lambda\eta\tau\tau\eta\varsigma}_{\lambda\eta\tau\eta\varsigma}$, ſo ſah ein unwiſſender Abſchreiber das über der Zeile ſtehende Wort als eine Correctur der letzten Sylben von φιλητὴς an, und ſchrieb nun φιλητὴς, oder, wie denn Φ und Ψ leicht zu verwechſeln ſind, ψιλητὴς. Auf Eros, den kühnen, ſchlafloſen φιλητὴς paßt die

Schil-

Schilderung der nächtlichen Diebe im Homeriſchen H. auf den Mercur 66 f. οἷά τε φῶτες φηληταὶ διέπουσι μελαίνης νυκτὸς ἐν ὥρῃ.

In Oneſtes Ep. 3. T. 3 p. 3 auf einen Freund, der den Gipfel in den Künſten der Muſen erreicht habe, geſtehen wir keine Vergleichung finden zu können, welche J. zwiſchen dem erſten und zweyten Diſtichon annimmt. Im erſten iſt ja nicht im eigentlichen Sinne von einer Wanderung auf den Helikon die Rede, ſondern wie aus dem Zuſatz: „Du haſt deinen Durſt aus dem nektariſchen Waſſer des Pegaſiſchen Quells geſtillt;" erhellt, von dem Studium der Poeſie oder Muſik. Folglich kann nicht erſt im folgenden Diſtichon die Anwendung kommen. Wir glauben, daß in dem οὕτω καὶ des letztern Diſtichons ein Fehler verborgen liege, und hätten ungefähr folgendes erwartet: Πρῶτα μὲν σοφίης πόνος ὄρθιος. Dann würden wir das Ganze ſo faſſen:

Viel erlitteſt du klimmend auf Helikons Höhen; doch ſtärkte
dich der nektariſche Trank aus dem pegaſiſchen Quell.
Sauer iſt anfangs der Pfad zur Weisheit, doch biſt du am Ziele,
wird dein Sehnen geſtillt durch die pieriſche Koſt.

Wenn Wakefield und Jacobs in dem Epigramm des Serapion T. 3 p. 5 auf einen am Strand liegenden Leichnam, eine abgerißne, nicht

gut verbundne Sprache finden: ſo ſcheinen ſie nicht beachtet zu haben, daß hier unſtreitig zwey Perſonen, im erſten Diſtichon der Wandrer, im zweyten der Todte redend eingeführt werden.

Der Wanderer.

Hier liegt eines Betriebſamen Reſt; denn ſicherlich warſt du
Kaufmann oder du warſt Fiſcher auf dunkelem Meer.

Der Todte.

Melde den Sterblichen, daß wir eilend zu anderer Hoffnung
finden in dieſem Port unſerer Hoffnungen Ziel.

Lucillius läßt im 50ſten Ep. T. 3 p. 39 einen dürren, aus Haut und Knochen beſtehenden, aber aufgeblasnen und ſchwülſtigen Rhetor auf einer Ameiſen-Nymphe ſitzen, und dieſe zum himmliſchen Flug anfeuern, wobey der Dichter wahrſcheinlich an den Trygäus in Ariſtophanes Frieden 76. 154 dachte, der auf gleiche Weiſe auf dem Scarabäus ſitzt, ihn ſeinen Pegaſus nennt und Himmelan zu fliegen ermahnt. Fliege, läßt Lucillius ſeinen lächerlichen Redekünſtler ſagen, du haſt deinen Bellerophon, den gröſten der Heroen, das halbtodte Skelet, ἡμιθανῆ σκελετόν. Jacobs ſah ein, wie wenig die letzten Worte im Geiſt des ſtolzen Rhetors ſind, und ſagt daher: Verba, ἡμιθ. σκελ., non Adraſti, ſed poëtae viden-

dentur esse. Aber sie werden ja doch offenbar dem Rhetor in den Mund gelegt. Und es ließe sich nur sagen, der Dichter habe ihn etwas Unpassendes sprechen lassen. Aber wie wenn ἡμιθανὴς hier einen nur halb sterblichen, halb unsterblichen bedeutete? Zwar sagt Tzetza zum Lycophron V. 511 ἡμιθνὴς καὶ ἡμίθνητος διαφέρει. Ἡμιθνὴς (i. q. ἡμιθανὴς) γὰρ λέγεται ὁ ψυχορραγῶν καὶ ἤδη τὸ ἥμισυ θανών· Ἡμίθνητος δὲ, ὁ τὸ ἥμισυ ἔχων θνητὸν, καὶ τὸ ἥμισυ ἀθάνατον, ἤτοι ἡμίθεος· Aber wie ἡμιθνὴς, halbsterblich und halbunsterblich, beym Kallimachus H. auf die Ceres V. 60 für halbentseelt vor Schrecken steht: so ist es uns sehr wahrscheinlich, daß auch umgekehrt ἡμιθανὴς oder ἡμιθνὴς für halbsterblich und halbunsterblich gebraucht werden könne, und darin läge dann ein neuer Zug von thörichtem Eigendünkel des Ameisen-Ritters, daß er sich für einen Halbgott hält, welches ja zu dem vorhergehenden φέρτατον ἡρώων vortrefflich paßt: denn nach dem Homer waren die Heroen ἡμιθέων γένος ἀνδρῶν. Sollte man indeß unsre Erklärung von ἡμιθανὴς für sprachwidrig halten: nun so lese man ἡμίθεον σκελετὸν in demselben Sinne. Das Wort σκελετὸν macht in dieser Verbindung eine komische Wirkung; es soll aber in dem Gedanken des Rhetors seinen dünnen, durchsichtigen Schatten-Körper (vgl. Lucill. 56, 4) bezeichnen, der den Götter-Körpern ähnlich ist, welche weder Fleisch noch Blut haben, daher auch die Cicade beym Anakreon 33, 15 f. deswegen

mit den Göttern verglichen wird ἀναιμόσαρκε. Σχεδὸν εἶ θεοῖς ὅμοιος. Hier noch die Ueberſetzung des Epigramms nach unſrer Erklärung:

Nieder ſich laſſend auf einer Ameiſe geflügeltem Rücken,
ſprach der Rhetor Adraſt folgendermaßen zu ihr:
Fliege, du trägſt, o Pegaſus, deinen Bellerophontes,
trägſt der Heroen Fürſt, trägeſt ein göttlich Skelet.

XI.

XI.

Iscrizioni Greche Triopee ora Borghesiane con Versioni et Osservazioni di Ennio Quirino Visconti. In Roma. nella Stamperia Pagliarini. MDCCXCIV. 104 Seit. fol.

Herodis Attici quae supersunt, adnotationibus illustravit Raphael Fiorillo. Bibliothec. regiae Academ. Georg. Augüst. a Secret. Praefixa est Epistola Chr. G. Heynii ad auctorem. Lipsiae. Sumtibus Caspari Fritsch. 1801. XXVI. und 214 Seit. 8.

Wir verbinden die Anzeige dieser beyden Schriften, von denen die zweyte ein mit zahlreichen und schätzbaren Zusätzen mancherley Art vermehrter Auszug der erstern ist. Auch in ihr nehmen die triopeischen Inschriften des Herodes Atticus den ersten und vornehmsten Platz ein. Von diesen Inschriften, welche durch Visconti's lichtvolle Bearbeitung vielerley Aufklärungen und ein neues Interesse gewonnen haben, wollen wir zuerst einige historische Nachrichten vorausschicken, ehe wir die

einzelnen Bemerkungen berühren, die in diesen, ihrer Erklärung gewidmeten Werken, eine Auszeichnung zu verdienen scheinen.

Die erste dieser Inschriften, ein langes Gedicht von 39 Versen, wurde im J. 1607. in der Nähe von Rom an der appischen Straße ausgegraben. Christoph Du Puits (Puteanus), welcher bey dem Ausgraben gegenwärtig war, schickte eine Abschrift derselben nach Paris, wo sie in demselben Jahre durch Freder. Morellus mit einer lateinischen Uebersetzung an das Licht gestellt wurde. Im nächsten Jahre gab sie Casaubonus mit Anmerkungen heraus. Neun Jahre später entdeckte man, an derselben Stelle, eine andre noch längere Inschrift von 59 Versen, welche Jacob Sirmond in Rom abschrieb, und seinem Freunde Claude Saumaise mittheilte, der sie, zugleich mit der ersten Paris. 1619. 4. mit einem weitläuftigen und gelehrten Commentar edirte. Beyde Inschriften standen lange Zeit in der Villa des Cardinal Borgheſe am Ende einer Allee an einer so hohen Stelle, daß sie nicht mit Bequemlichkeit gelesen werden konnten; bis der Prinz Marco Antonio Borgheſe ihnen einen würdigern Platz anzuweisen beschloß. Nun stehen sie, wie Visconti im Jahr 1794 schrieb, vor einem Tempel von sehr zierlicher Architektur, in die vordere Seite von zwey Altären eingefugt, die auf zwey andern Seiten eine lateinische und italiänische Uebersetzung zeigen. Die erstere ist die wenig veränderte Salmasische: die andere ist die Arbeit des gelehrten Visconti. Was

Was nun den Inhalt dieser beyden Inschriften anbetrift, so haben sie eine sehr genaue Beziehung auf die Stelle, an welcher sie gefunden worden sind. Herodes Atticus, ein reicher Athenienser aus dem Distrikte von Marathon, dem seine Reichthümer, seine Prachtliebe, seine Kenntnisse und Beredsamkeit unter der Regierung der Antoninen großes Ansehn erwarben, hatte in der Nähe von Rom an der Appischen Straße eine ansehnliche Besitzung, die ihm seine Gemahlin Annia Regilla, die Schwester des Consul Appius Annius Atilius Bradua, als Mitgift zugebracht hatte. Diese Besitzung, die, wie aus mehrern Stellen der Inschriften erhellt, aus Aeckern, Obstgärten und Weinbergen, Hainen und Tempeln zusammengesetzt war, und also wahrscheinlich einem englischen Garten glich, hatte Herodes, der ein Liebhaber gelehrter Dunkelheit war, Triopium genannt. Dieser Name wird einem Theile desselben in einer Inschrift beygelegt, die im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ausgegraben, in den farnesinischen Gärten aufgestellt, und nachher vornehmlich als ein Muster der alten attischen Orthographie, unter dem Namen der farnesinischen, oftmals edirt worden ist. Dieses Triopium nun wird in der ersten unserer poetischen Inschriften der Athene und der Nemesis, oder, wie sie hier heißt, der rhamnusischen Upis geweiht. Sie sollen diesen Demos (Distrikt) des cerealischen Triopas beschützen, sie sollen sich durch diesen Schutz den Namen der triopischen Göttinnen verdienen. Auf das nachdrücklichste

werden alle benachbarte Landleute gewarnt, ein neues Grab hier zu graben oder ein altes zu zerstören. Wer die Warnung verachte, den werde die Nemesis zu strafen wissen. „Denn, setzt der Verfasser der Inschrift hinzu, auch der edle mächtige Triopas der Aeolide gewann nichts dabey, daß er der Demeter Heiligthum zerstörte. Daher vermeidet die Strafe und den (bedeutenden) Namen des Ortes, damit euch nicht die triopeische Erinnys folge."

Es würde ganz zweckwidrig seyn, wenn wir alle Versuche, die Ursache und Veranlassung der Benennung eines Triopii zu erklären, hier anführen und beurtheilen wollten. Daß diese Benennung eine Anspielung auf den Triopas, den Vater des Erysichthon enthalte, dessen Frevel gegen die Ceres aus den Erzählungen des Kallimachus und Ovid bekannt genug ist, bemerkte Salmasius, aber durch den Umstand, daß hier dieser Frevel dem Triopas selbst beygelegt wird, in Verlegenheit gesetzt, fand er für gut in dem Anhange zu seinem Commentar zu einer ganz seltsamen und unerweißlichen Erklärung seine Zuflucht zu nehmen. Auch Visconti verirrte sich von dem richtigen Wege. Er fand unter den Königen von Argos einen Triopas, den Sohn des Phorbas, und Vater des Pirasus und Pelasgus, von denen der letztere die Ceres zuerst in Argos aufnahm und ihr einen Tempel erbaute, wo sie unter dem Namen der Pelasgischen verehrt wurde. In diesem Tempel war sein Erbauer Pelasgus begraben. (Pausan. II. 22.

II. 22.) Ohne allen hiſtoriſchen Grund vermuthet **Visconti**, daß hier auch ein Grabmahl des Triopas geweſen ſeyn, oder daß andre argoliſche Geſchichtſchreiber dem Pelasgus den Namen Triopas gegeben haben möchten; kurz, daß aus dem einen oder dem andern Grunde dieſer argiviſche Tempel vielleicht den Namen **Triopium**, und Triopas ſelbſt den Beynamen des Cerealiſchen (Δηωιος), den er im 5 V. unſrer Inſchrift führt, bekommen habe. Herodes, fährt er fort, der in dem griechiſchen Alterthum gründlich bewandert war, gab hiervon ſeinem Demos denſelben Beynamen, weil in demſelben auch ein Tempel der Ceres war (**Inſcr.** II. 6.) und weil er dieſen Ort zu einem Grabmal für ſeine Nachkommen beſtimmt hatte, gerade wie in dem argiviſchen Triopium das Grabmal des Pelasgus oder des Triopas ſelbſt war. Dieſe ganze Reihe künſtlicher Vermuthungen hängt ihr Erfinder an eine Stelle des **Kallimachus**, (Hymn. in Cerer. 31.) von welcher er ſelbſt ſagt, daß ſie die ſtärkſte (und einzige) Stütze ſeiner Meynung ſey. Indem der Dichter hier den Hain der Demeter bey Dotium in Theſſalien beſchreibt, verſichert er, die Göttin habe dieſen Hain nicht weniger geliebt, als Eleuſis, das Triopium und Enna. Es war alſo, ſchließt **Visconti** aus dieſen Worten, zu jener Zeit, als der Vater des Eryſichthon noch zu Dotium herrſchte, irgendwo ein Triopium vorhanden, das von jenem bekanntern in Carien, welches der Vater Eryſichthons erſt ſpäterhin gründete, und von welchem bisher alle

Aus-

Ausleger den Vers des Kallimachus verstanden haben, ganz verschieden war. „Denn, setzt er hinzu, die Annahme, daß hier auf das carische Triopium gedeutet werde, welches Triopas erst nach dem Tode seines Sohnes gründete, und zwar gerade in der Erzählung von diesem Tode und dem Verbrechen, das ihn veranlaßte, welches in der Verletzung des nemlichen Haines bestand, der hier dem Triopium gleichgesetzt wird, beleidigt nicht nur alles gesunde Urtheil, sondern ist auch noch überdieß falsch. Denn in dem carischen Triopium wurde nicht die Ceres, sondern es wurden andere Gottheiten verehrt."

Dieser Vermuthung gemäß behauptet V., daß der Triopas, dessen der Vf. der Inschrift in dem 5ten V. Erwähnung thut, der argivische, der in dem 3ten hingegen genannte Heros der Thessalische sey; und um aller Verwechselung vorzubeugen, gibt er jenem in der italiänischen Uebersetzung den Beynamen Triope Argivo. Das wäre recht gut, wenn nur der griechische Dichter ein gleiches gethan, und dadurch seine Leser und Erklärer aus ihrer großen Verlegenheit gerissen hätte.

Die vornehmste Stütze der Visconti'schen Erklärung fällt sogleich zusammen, wenn man die Stelle des Kallimachus im Zusammenhange liest. Der Dichter gibt hier eine Beschreibung des Haines bey Dotium, er spricht in seiner Person. Für ihn war das carische Triopium so gut vorhanden als jener Hain, wenn es gleich in dem Zeitpunkte, in welchen seine Geschichte fällt, noch

nicht

nicht errichtet war. Was ſoll ihn alſo gehindert haben, dieſen Nahmen bey einer bloßen Vergleichung zu brauchen? Nichts in der Welt. Oder durfte etwa Demeter einen Ort nicht lieben, der dem Vater eines Frevlers ſein Daſeyn verdankte? Aber dieſer Vater war ſelbſt kein Böſewicht. Was iſt alſo hier gegen das geſunde Urtheil? — Aber das cariſche Triopium, ſagt V. ferner, war nicht der Ceres gewidmet. Nicht ihr allein, das geben wir zu; aber daß ſie nicht nebſt mehrern Göttern daran Antheil genommen, woraus beweißt er das? Aus dem Stillſchweigen Herodots 1, 144. und des Scholiaſten zum Theokrit XVII. 69. die unter den dort verehrten Göttern der Ceres keine Erwähnung thun. Aber Herodot nennt überhaupt nur den Apollo, zu dem der Scholiaſt noch den Neptun und die Nymphen ſetzt. Ein dritter Zeuge würde uns vielleicht noch mehrere Gottheiten genannt haben. Und ſoll uns das Zeugniß des Kallimachus nicht ſo viel gelten, als das eines unbekannten Scholiaſten?

Hr. Prof. Eichſtädt hat in der Allgem. Litt. Zeit. 1796. Nr. 61. S. 485. aus dem Schluſſe der Inſchrift unwiderſprechlich dargethan, daß Herodes einer minder gewöhnlichen, und von der Fabel des Kallimachus und Ovid ſehr weſentlich abweichenden Sage gefolgt ſey, der zu folge nicht Eryſichthon, ſondern Triopas der Zerſtörer des Tempels und Haines bey Dotium war. Eben ſo erzählt Diodor V. S. 379. mit dem Zuſatze, daß ſich Triopas nach dieſem Frevel genöthigt geſehen

sehen habe, um dem Hasse der Einwohner zu entgehen, aus Thessalien zu fliehen. Er sey hierauf mit seinen Begleitern nach Knidia gesegelt, wo er das von ihm so genannte Triopium gegründet habe. — Man könnte vermuthen, daß er dieses gethan habe, um ein Vergehen auszubüßen, das er vielleicht nicht einmal mit Vorsatz, sondern aus Irrthum begangen hatte; und es wird dann um desto wahrscheinlicher, daß er unter mehrern Gottheiten auch der versöhnten Demeter einen Platz gewidmet habe.

Noch immer aber ist die Frage nicht aufgelößt, was den attischen Sophisten bewogen haben konnte, einem Theile seiner Villa den Namen Triopium beyzulegen. Der vorhin genannte Gelehrte ist der Meynung, daß er damit nichts weiter beabsichtigt habe, als an die Strafe zu erinnern, die den Verächtern der Götter und vornehmlich denen folge, welche geweihte Orte zu verletzen wagten. Allerdings wird auf diesen Umstand mehr als einmal in dem Gedichte angespielt; aber doch auf eine solche Weise, daß man glauben muß, hier mehr eine schickliche Benutzung des schon vorhandenen Namens, als die erste Ursache der Benennung zu finden. Diese möchte vielleicht in der ganzen Anlage des Gartens zu suchen seyn. Herodes hatte seine Besitzung, wie es scheint, in mehrere Distrikte abgetheilt, die er, mit Anspielung auf die Eintheilung von Attika, Demus nannte. Eine derselben hieß ihm Triopium. Visconti meynt, daß dieß ein Dorf gewesen sey, und zwar

zwar ein gut bewohntes, wie er aus dem Beynamen Φιλόξενος schließt (V. 5.) aber mit Unrecht, denn dieses Beywort muß wohl auf die gastfreundlichen Gesinnungen des Herodes bezogen werden, der hier auf seiner Villa ohne Zweifel seine römischen Freunde zu bewirthen pflegte. Wenn wir nicht irren, so war es nichts weiter als eine Gartenparthie, welcher Herodes vielleicht eine Aehnlichkeit mit dem berühmten carischen Tropium gegeben, und die er wenigstens, wie wir gewiß wissen, eben so wie jener carische Triopas seinen Hain, mit mancherley Tempeln und geweihten Plätzen ausgeschmückt hatte. Diese Vermuthung ist dem Geiste des überall mit Gelehrsamkeit prangenden Sophisten, und selbst dem Geiste seiner Zeit vollkommen angemessen. Gerade auf die nämliche Weise hatte Hadrian seine tiburtinische Villa angelegt. Auch hier fand man die berühmtesten Namen merkwürdiger Orte wie fremder Gegenden, ein Lyceum, eine Akademie, ein Pözile, ein Prytaneum, ein Tempe. (Aelian. Spartian. Vit. Hadr. c. 26.) Ja, um nichts merkwürdiges zu übergehen, hatte er auch eine Unterwelt angelegt. Sollte dieser Einfall eines Kaisers nicht Nachahmer gefunden haben? Und wem war es wohl eher zuzutrauen als unserm Herodes, eine solche Idee mit einem noch größern Aufwande von Gelehrsamkeit auszuführen?

Die zweyte Inschrift hat den Namen Marcellus zur Ueberschrift, wahrscheinlich der Name ihres Verfassers: wiewohl dies etwas nicht ganz

ge-

gewöhnliches ist. Aber wer war dieser Marcellus? Salmasius gesteht, daß er keine Nachricht von ihm geben könne, und Visconti räth auf den Marcellus aus Side in Pamphilien, einen Zeitgenossen des Herodes und einen damals geachteten Dichter und Arzt. In diesen beyden Eigenschaften war er in einem Gedicht aufgetreten, das in zwey und vierzig Büchern von der Arzneykunde handelte, und der Ehre genoß, vom Hadrian und Antoninus Pius in den öffentlichen Bibliotheken zu Rom aufgestellt zu werden. (s. Küster z. Suidas T. II. 498. und Anal. Veter. Poet. T. III. p. 273. DLXXIX.) Diesem Marcellus legt V. nicht bloß die mit seinem Namen bezeichnete Inschrift bey, sondern auch die erstere, welche ohne Namen ist: indem er annimmt, daß jene den in das Triopium eintretenden zuerst in die Augen fiel, oder daß man sie als die wichtigere ansah. Diese letztere Vermuthung ist von der Art, daß man sie weder mit einiger Zuversicht annehmen, noch mit vollwichtigen Gründen bestreiten kann. Gegen die erstere aber hat Herr Prof. Eichstädt die Verschiedenheit des Styls, der in einem aus dem Ἰατρικοῦ des Marcellus Sidetes erhaltnen Fragmente herrscht, und des Styls der Inschrift geltend zu machen gesucht. Hr. Fiorillo ist hierüber anderer Meinung. Er erinnert an die Verschiedenheit des Colorits, welches ein didaktisches Gedicht und die feyerliche Inschrift nothwendig mache, und glaubt doch auch so noch in dem Tone beyder eine gewisse Uebereinstimmung zu

ver-

vernehmen, welche für die Identität des Vf. spreche. Mit diesem Grunde hatte sich auch schon V. zum voraus gegen einen Angriff geschützt, indem er sagt: Il frammento delle Medicine tratte da' pesci, che delle sue opere latriche quasi solo ci è pervenuto, ci presenta presso a poco il colorito medesimo de' carmi inciſi, *salva* quella differenza che fra la eroica e la poesie didascalica fa d'uopo osservare. Diese Bemerkung scheint uns vollkommen gegründet zu seyn; und man kann noch hinzusetzen, daß so wie, in jenen spätern Zeiten, die genialische Originalität immer seltner erscheint, es auch immer bedenklicher wird, den Styl eines Dichters in verschiedenen Werken zu beurtheilen. Das Muster, welches jeder zu verschiedenen Zeiten vor Augen hatte, muß hier nothwendig einen sehr großen Einfluß gehabt haben und demnach die Entscheidung erschweren. Ob uns nun gleich, bey dem gänzlichen Mangel anderer Gründe, Visconti's Vermuthung keineswegs unbezweifelt scheint, so können wir doch nicht umhin, ihr einen ziemlichen Grad von Wahrscheinlichkeit zuzugestehen.

Diese Inschrift, wer auch immer ihr Verfasser gewesen seyn mag, bezieht sich auf den Tod und die Weihe der Regilla, der Gemahlin des Herodes Atticus. Nicht zufrieden ihrem Andenken zu Athen ein herrliches Odeum erbaut zu haben (Philostrat. Vita Herod. V. p. 551. Vergl. V. 46. der Inschrift) errichtete er ihr in sei-

nem Triopium, in dem Tempel der Faustina, eine Bildsäule, und erhob sie zu dem Range einer Heroine: um auch hierdurch der Beschuldigung zu begegnen, daß er durch Mishandlungen ihren Tod befördert habe. Zur Weihe jener Bildsäule ladet die Inschrift die römischen Matronen ein. Regilla, sagt sie, aus dem Geschlechte des Anchises und der Aphrodite, wird von den Himmlischen, von der neuen und alten Ceres, geehrt: diesen ist ihr Bildniß geweiht: sie selbst aber wohnt unter den Heroinen in den Inseln der Seligen. — Sie ist, heißt es weiter unten, (V. 43. ff.) weder eine Sterbliche, noch eine Göttin: darum hat sie weder Tempel noch Grab. Dieses Bildniß aber ist der Faustina aufgestellt in dem Demos des Triopas, wo sie vordem weite Fruchtfelder, Weinberge und Oelgärten besaß. Sie wird die göttliche Königin der Weiber nicht als Begleiterin und dienende Nymphe verschmähn, und auch des mächtigen Cäsar erhabene Mutter, sie welche den alten Heroinen gebietet, und mit Alkmenen und Semelen die elysischen Tänze lenkt, wird sie nicht verschmähen, wenn sie zu dem Chore der Halbgöttinnen kommt. —

Die größten Schwierigkeiten dieses Gedichtes liegen in den hier ausgehobenen Stellen. Die erste Frage ist: wen der Dichter unter der neuen und alten Ceres verstand? Salmasius fand hier nichts weiter als eine ungewöhnliche Bezeichnung der Ceres und ihrer Tochter; aber Spanheim,

heim, der sich ganz richtig erinnerte, daß die römischen Kaiser ihre Weiber und Kinder unter den Nahmen von alten Gottheiten zu vergöttern pflegten, deutete diese Stelle auf die Gemahlin Hadrians, die Sabina, die den Beynahmen der neuen Ceres zu führen pflegte: eine Vermuthung, welcher Ruhnkenius, (zum Vellej. II. 82. S. 345) gegen seine Gewohnheit, etwas zu rasch beystimmt. Denn es läßt sich kaum zweifeln, daß die neue Ceres des 6ten V. und die Faustina des 48. V eine und dieselbe Person sind. Dieß sah Arnaldus (De Diis Assess. p. 145.) und vor ihm Tristan (Comment. Histor. T. I. p. 581.) vortreflich ein: und Visconti, der keinen von beyden erwähnt, scheint dem letztern seine richtigere Erklärung zu verdanken zu haben. So wie Tristan, zeigt er, daß unter der Faustina die jüngere Kaiserin dieses Namens verstanden werden müsse, und daß die am Ende der Inschrift genannte Mutter des Kaisers nicht, wie Salmasius unbedachtsamer Weise behauptete, die V. 48. genannte Faustina, sondern die Mutter des M. Aurelius, Domitia Cavilla oder Lucilla sey. Auch dieses hat Tristan (l. c. S. 583.) aus denselben Gründen vortreflich dargethan, und man kann, bey der Vergleichung des Raisonnements beyder Gelehrten, kaum zweifeln, daß der italienische Antiquar die Meinung seines französischen Vorgängers gekannt habe. Die Mutter des M. Aurelius war gestorben, ehe ihr Sohn den

Thron bestieg: sie hatte also auf Vergötterung keinen Anspruch machen können. Unser Marcellus entschädigt sie dafür. Er setzt sie als Heroine in die Inseln der Seligen und ertheilt ihr hier, kraft seiner poetischen Machtvollkommenheit, einen Antheil der Herrschaft, die bisher in den Händen der Alcmene und Semele geruht hatte.

In beyden Gedichten sind durch eine sorgfältigere Untersuchung der Inschriften — von denen V. auf zwey Kupfertafeln eine ganz genaue Copie mittheilt — und vorzüglich durch die gewissenhafteste Prüfung der alten Schriftspuren an den verloschenen Stellen mehrere dunkle und verderbte Verse auf das glücklichste geheilt worden. Unter diesen zeichnet sich in der ersten Inschrift V. 30. die Lesart: καὶ γὰρ Ἀθηναίη τε Ἐριχθόνιον βασιλῆα aus, welche V. in den fast erloschenen Buchstaben des Marmors entdeckte, und wofür die ältern Ausgaben περὶ χθόνιον β. lasen. Daß Pluto, denn dieß mußte der unterirdische König seyn, in den Tempel Minervens aufgenommen worden, war eine ganz unerhörte Vorstellung: daß aber Erichthonius in dem Haine dieser Göttin begraben liege, sagt Apollodor III. 14. 7. und Homer Il. β. 547. der diesen nämlichen Heros Erechtheus nennt.

Einige andre ebenfalls höchst treffende Verbesserungen bemerken wir in der zweyten Inschrift. Der Dichter erwähnt des unaussprechlichen Schmer-

Schmerzes, in welchen Regilla's Tod ihren Gemahl gestürzt hatte. In der That betrauerte Herodes, der nichts halb gethan zu haben scheint, diesen Todesfall auf eine ungewöhnliche und in die Augen fallende Weise, indem er sein ganzes Haus schwarz behängen und mit dunkelm lesbischen Marmor bekleiden ließ. (Philostr. Vit. Soph. S. 556.) Diesen bittern Schmerz, fährt der Vf. der Inschrift fort, habe Zeus und der Kaiser zu lindern gesucht. Jener habe die Verstorbene von dem Zephyrus in die elysischen Gefilde tragen lassen; dieser habe dem Sohne des Herodes das Ehrenzeichen der Senatoren, den halben Mond, auf den Schuhen verliehen. Der poetische Ausdruck in dieser Stelle (V. 22.) ist von keinem Ausleger hinlänglich erläutert worden. Daß Homer Od. δ. 563. in der Beschreibung der elysischen Gefilde sagt, der Zephyrus durchwehe sie vom Ocean her und kühle die Luft, reicht hierzu nicht hin. Ohne Zweifel verdankte Marcellus diese anmuthige Fiction einem ältern Dichter, vielleicht dem Callimachus, der in der Elegie auf das Haar der Berenice (Catull. LXVI. 54.) die Locke der Königin von dem Zephyrus in den Schooß der Venus tragen ließ. In der bekannten Fabel von der Psyche (beym Apulejus Metam. IV. fin. V. p. 92.) spielt dieser Gott die Rolle eines Dieners vom Amor, dem er die Psyche und ihre Schwestern zuführt. Zu solchen gefälligen und anmuthigen Diensten also brauchten

die Dichter dieſe leichte Weſen, das ſie auf geflügelten Roſſen reitend oder fahrend dachten. — Ueber das dem Sohne des Herodes, der damals noch ein Kind war, ertheilte Ehrenzeichen gibt Marcellus eine intereſſante Aufklärung, von welcher ſich anderwärts keine Spur findet. „Dieſes Zeichen des Mondes, ſagt er, trug Hermes, als er den Aeneas aus dem Kriege der Achäer entführte durch die finſtre Nacht. Strahlend ruhte die rettende Scheibe des Mondes an ſeinen Füßen. Dieſe nähten die Aeneaden an ihren Schuh als einen Schmuck für die edeln Söhne der Auſonier.“ Ueber dieſe Ableitung des bekannten Zierrathes bringt **Visconti** trefliche Erläuterungen bey. Beym Virgil Aen. II. 693. zeigt ein durch die Luft gleitender Stern dem Aeneas den Weg; auf der Tabula Iliaca aber iſt es wirklich Merkur, welcher den trojaniſchen Helden geleitet, und auf einer Gemme beym **Auguſtino** II. nr. 3. leuchtet ihm das Licht des Mondes vor. Aus einer Stelle beym **Statius** V. Sylvar. II. 28. zeigt derſelbe Gelehrte, daß auch Kinder dieſen Zierrath trugen, und daß daher **Arcudius** unſre Stelle mit Unrecht auf Herodes den Vater deute. Den 29ten V., von welchem die erſte Hälfte bis auf die Sylben να und σον erloſchen, füllte **Salmaſius** ziemlich glücklich ſo aus: σύμβολον Αὐσονίοισιν ἐϋγενέσσι γεφυρόν. Aber auf dem Marmor ſteht γερα, und dieß veranlaßt den italieniſchen Herausgeber zu leſen:

υἱάσιν

υἱάσιν Αὐσονίων εὐγενέεσσι γεραῖα.

welches wir in der Ueberſetzung ausgedrückt haben. In dem nächſten, auch ein wenig verſtümmelten Verſe, iſt ihm die Verbeſſerung noch ſichrer gelungen. Auf dem Marmor fanden ſich die Buchſtaben: ουμινο ... οσσηται και Κεκροπίδην περ ἐόντα — — worin V. ganz richtig die Lesart des Dichters fand:

οὔ μιν ὀνόσσηται καὶ K. π. ἐ.

„Jener alte Fußſchmuck tyrheniſcher Männer wird ſich ſeiner nicht ſchämen, ob er gleich ein Cecropide iſt.“ Mit dieſen Worten bahnt ſich der Dichter den Weg zu der lobpreiſenden Empfehlung des Geſchlechtes und der Würde des Herodes. „Er war, ſagt er, aus dem Blute des Hermes und der Herſe entſprungen: hat zu Rom die Würde eines Conſuls begleitet, und hat in Hellas an Adel ſeines Gleichen nicht.“ Hier ſtoßen wir von neuem auf eine Stelle, welche die Ausleger in die größte Verlegenheit geſetzt hat. Indem ſie mit fehlerhafter Interpunction laſen:

Ἑλλάδι δ' οὔτε γένος βασιλεύτερος, οὔτ' ἔτι φωνὴν
Ἡρώδεω γλῶσσαν δέ τε μιν καλέουσιν Ἀθηνῶν.

erklärten ſie die ganze Stelle von dem Sohne des Herodes, den wir aus dem Philoſtratus als einen äußerſt ſchwachköpfigen Knaben kennen. Daß nun derſelbe hier als ein beredter und in ſo vielen andern Rückſichten ehrenwerther Jüngling aufgeführt werde, ſchien unbegreiflich; und

Salmasius sah keinen andern Ausweg, als den Philostratus mit seiner Nachricht geradezu Lügen zu strafen. Durch eine kleine Veränderung der Interpunktion

οὔτ' ἔτι φωνὴν
Ἡρώδεω γλῶσσαν δέ τε μιν καλέουσιν Ἀθηνέων,

wird der Geschichtschreiber gerettet und alles in die beste Ordnung gebracht. „Niemand in Hellas ist dem Herodes an Herkunft und Beredsamkeit vorzuziehn; und sie nennen ihn die Zunge Athens." Die Beredsamkeit des Herodes Atticus ist bekannt genug, auch daß man ihn deshalb die Zunge der Hellenen und den König der Redekunst nannte (Philostr. Vit. Soph. II. 17, S. 598.) — Von dem Lobe des Sophisten kömmt der Dichter auf die Regilla zurück, deren Stamm er von dem ältesten trojanischen Adel ableitet, und er ladet von neuem ein, ihr als einer Heroine zu opfern. Ein kleiner Irthum des Steinmetzen im 40. V., wo σὺ δὲ φίλον steht, (Spon und andere glaubten σὺδὲ φ. zu lesen) hat einen nachtheiligen Einfluß auch auf die nächsten Verse gehabt. Visconti verbessert σὺ δ' εἰ φίλον — und diese Verbesserung ist keinem Zweifel unterworfen; aber ein andrer noch nicht gehobener Fehler im 42. V. wo der Marmor εἰ δε τοι ευσεβεσσι darbietet, läßt doch noch eine Dunkelheit in dieser Stelle zurück, die durch Erklärung nicht zu heben scheint. Vielleicht schrieb Marcellus:

σὺ

εὐ δ', εἰ φίλον ἐσὰ ἔρξαι
καὶ θῦσαι, (θυέων ἀνὰξ οὐκ ἀέκοντος ἀνάγκη)
ἔρδ'. ἐστὶ εὐσεβές ἐστι καὶ ἡρώων ἀλογίζειν.

„Wenn du Luſt haſt, Opfer zu bringen — denn kein Zwang nöthigt dem Nichtwollenden Opfer ab — ſo thue es. Denn es iſt fromm, auch der Heroen zu denken.“ Dieſe Verbeſſerung beſteht mehr in einer andern Abtheilung als in einer weſentlichen Veränderung der Buchſtaben. — Ganz ohne Veränderung der Steinſchrift verbeſſert Visconti den 49. V. wo nicht τρισπεω ναοι παροι, wie Sirmonds Abſchrift lautete, ſondern τρισπεω ἵνα οἱ παρ. s. gefunden wird.

Dieſes ſind die vorzüglichſten kritiſchen Bemerkungen, die ſich in Viscontis ſchätzbarem Werke finden, in welchem, außer den von uns angeführten antiquariſchen und archäologiſchen Erläuterungen, noch manche andre ſchätzbare Notiz aus dem reichhaltigen Vorrathe dieſes Gelehrten angebracht iſt. Herr Fiorillo hat, wie wir ſchon oben bemerkt haben, alles dieſes benutzt und zugleich die beyden Gedichte zu einem Mittel gebraucht, eine Menge eigner philologiſchen Bemerkungen und Verbeſſerungen anzureihen. Dieſes letztere ſcheint ſein vornehmſter Zweck geweſen zu ſeyn. Daher hat er auch dem Inhalte der Gedichte nur eine verhältnißmäßig geringe Aufmerkſamkeit gewidmet und die hiſtoriſchen Unterſuchungen Viscontis ins kurze zuſammengezogen. Viele Leſer aber würden es ihm gewiß Dank gewußt haben, wenn er ihnen durch

eine zusammengedrängte Uebersetzung des ganzen V. Commentars, nebst den Einleitungen, dieses so seltne, und, unsers Wissens, gar nicht käufliche Werk ganz entbehrlich gemacht hätte. Minder nothwendig war die Einleitung De Herodis Vita et Scriptis, ein an sich vortrefflicher, von Hrn. Prof. Eichstädt bearbeiteter Artikel der Fabrizischen Bibliothek, dem Hr. F. einige Anmerkungen beygesetzt hat. Von seinen übrigen Bemerkungen wollen wir in einem der nächsten Stücke Rechenschaft geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

XII.

XII.

Die Furienmaske, im Trauerspiel und auf den Bildwerken der alten Griechen. Eine archäologische Untersuchung von C. A. Böttiger. Mit 3 Kupfertafeln. Weimar in der Hoffmannischen Buchhandlung 1801. 145 S. gr. 8.

Der Verf. schrieb vor einigen Jahren eine Abh. über die Masken der Alten überhaupt. Jetzt ist es eine besondre Gattung von Masken, die seinen Scharfsinn beschäftigt und die er in einer der reichsten, gelehrtesten archäologischen Monographien, die je auf deutschem Grund und Boden hervorgebracht worden, erschöpfend abgehandelt hat. Aeschylus war der erste, welcher Furien in seinen Eumeniden auf die Bühne brachte. In welcher Gestalt und in welchem Costum, ist also die erste Aufgabe, deren Auflösung der Verf. in Schrift und Bild versucht. Vorher hätte noch vielleicht die Frage aufgeworfen werden mögen: War Aeschylus der Schöpfer der Furien-Maske, oder entlehnte er sie nur und brachte sie zuerst auf das Theater? Wo Zeugnisse fehlen, müssen wir uns mit Vermuthungen behelfen. Der Verf. findet es selbst in

einer

einer beyläufigen Bemerkung S. 27. wahrscheinlich, daß dem Aeschylus bey der Costumirung seiner tragischen Chöre die Prunkgewänder der Hierophanten in den Mysterien der Ceres zum Muster gedient, und wiewohl die von ihm zum Beleg angeführte Stelle des Athenäus gerade das Gegentheil sagt, nämlich daß die Hierophanten ihr Costum nach der Aeschyleischen Theater-Garderobe gebildet, so scheint doch der ehrliche Compilator hier ein wahres Hysteron Proteron begangen zu haben. Warum verfolgte Hr. B. den Gedanken an die Hierophanten nicht weiter, bis zu der Hypothese, daß Aeschylus nicht bloß die Kleidung der Hierophanten, sondern überhaupt einen Theil des Costums der Götter und Heroen, wie sie in den geheimen Weihungen zu Eleusis dargestellt wurden, auf die Bühne übergetragen habe, wodurch er sich den Vorwurf entweihter Mysterien, dessen der Verf. selbst gedenkt, zugezogen haben mag? Was insonderheit die Furien-Maske betrifft, so weiß man ja, daß in jenen nächtlichen Repräsentationen zu Eleusis der Tartarus mit allen seinen Schrecken vorgestellt wurde, und man kann sich vorstellen, daß hier gewiß die Furien in der schrecklichsten und grausendsten Gestalt aufgeführt wurden. Hier hatte also Aeschylus ein Vorbild, wie er es nur für seine Zwecke wünschen konnte. Nimmt Hr. B. doch selbst S. 57. an, daß die zwey sich über der Stirn der ältesten Furien emporschlängelnden Nattern ihren Grund in einem bey den Mysterien vorkommenden Gebrauch gehabt haben.

Aeschy-

Aeschylus hielt es für nöthig seine Zuschauer auf den Anblick seiner entsetzlichen Furien vorzubereiten. Schon zu Ende der Choephoren, die unmittelbar vor den Eumeniden aufgeführt wurden, erblickt sie Orest, aber nur er allein, in seinem Wahnsinn, und schildert ihre Schreckensgestalten. Noch zu Anfang der Eumeniden werden sie nicht gezeigt, sondern nur von der Pythia geschildert, die über ihren Anblick im Delphischen Tempel sich so entsetzt hatte, daß sie am ganzen Körper gelähmt und in sich zusammengesunken nur auf Händen und Füßen herauskriechen konnte. „Man könnte, bemerkt der Verf. fein, dem Dichter den Vorwurf machen, daß er durch diese vorausgeschickten Schilderungen, wo der empörten Phantasie der Zuschauer ein unendlicher Spielraum gelassen wurde, dem Eindrucke der Wirklichkeit, die kurz darauf eintritt, nothwendig schadete, da dieser hinter den Schreckensphantomen, die aus dem freyen Spiel einer so aufgeregten Einbildungskraft entstanden, unendlich weit zurückbleiben mußte." Dagegen erinnert der Verf., daß bey der Aufführung einer neuen, noch nie gesehnen Charakter-Maske, die Vorbereitung der Zuschauer auf das, was ihren Augen vorgeführt werden sollte, in der Regel gewesen. „Hiezu kommt, fährt er fort, daß der alte Tragiker im voraus seiner Sache gewiß war und wohl wußte, daß seine Furienschaaren, selbst von der gereizten Phantasie seiner Zuschauer nicht grausender gemahlt werden könnten, als seine Kunst sie in der Wirklichkeit darstellte. Das letztre ist ein unrichtiger Gedanke,

danke, dem auch die kurz vorher angezognen Worte des Verf. geradezu widersprechen.

Aus den in Aeschylus Eumeniden zerstreuten Zügen zu einem Gemählde der Furien, und, wo diese nicht ausreichten, aus andern Datis, setzt nun der Vf. mit vielem Scharfsinn das Costum der Aeschyleischen Furien fest, und versinnlicht es noch mehr durch eine colorirte Kupfertafel, welche Hr. Prof. Meyer in Weimar nach seinen Angaben entworfen und ausgemahlt hat. Schauder-erregend ist der Anblick dieser Unholdin, und man könnte freylich einwerfen, der Verf. habe vielleicht Aeschylus poetische Schilderung der Eumeniden zu buchstäblich genommen und manches, was jener symbolisch verstanden oder der Einbildungskraft des Zuschauers hinzuzudenken erlaubt habe, in sein Bild aufgenommen. Allein das Gräßliche in demselben darf wenigstens nicht als Grund, an der Wahrheit dieser Darstellung zu zweifeln, geltend gemacht werden, da Aeschylus gewiß, so gut wie die Mystagogen, bey seinen Furien-Masken alles auf den Eindruck des Grausens und Entsetzens anlegte. Verfolgen wir die einzelnen Züge seines Furienbildes. Er setzt ihm ein Gorgonen-Haupt auf mit schlangenartig aus einander gespreißtem Haupthaar, das von zwey Nattern umfaßt wird, deren Köpfe über der Stirn hervorragen. Das Gesicht ist breitgedrückt, die Augen sind mit einem blutrothen Rand umgeben; die Zunge hängt aus dem grinzend geöffneten Mund heraus. Nicht streng bewiesen oder zu beweisen, aber scharfsinnig durchgeführt ist die Meinung

nung des Verf., daß man die Furien-Gesichter nach den Gorgonen-Köpfen gebildet habe, mit denen auch Aeschylus seine Furien, aber wie es scheint, nicht sowohl wegen völliger Gleichheit der Züge, als um recht sprechende Bilder des Schrecklichen zu geben, oder um ihr schwarzes Gewand und ihre Schlangen-Windungen zu paralleliſiren, (vgl. Choeph. v. 1045. f.) vergleicht. Wegen der nur zu wahrscheinlichen Verwandtschaft der Gorgo-Maske mit der Furien-Maske hat daher der Verf. die Geschichte der Medusen-Maske und ihrer stufenweisen Veredlung und Milderung in drey Abbildungen nach den verschiednen Behandlungen dieses Kopfes in der Antike auf dem Titel dargestellt. Was uns am meisten an der Furien-Maske widersteht, die häßlich heraushängende Zunge, darf uns doch um so weniger befremden, da man denselben ekelhaften Anblick sogar auf den ältern Kunstvorstellungen der Medusa ertrug. Gleichwohl tragen wir Bedenken diesen Charakter der Gorgone auf die Furie überzutragen, da er nirgends als Abzeichen der letztern bey den Alten vorkommt. Dem übrigen Körper der Aeschyleiſchen Furie giebt der Verf. eine widrige Magerkeit und gedehnte Länge. Die langgestreckten Finger sind mit krallenartig eingebognen Nägeln versehen, um die Aehnlichkeit mit den Harpyien anzudeuten, mit denen Aeschylus auch die Furien vergleicht. Der Körper hat eine braune, lederartige Farbe, mit welcher der schwarze Leibrock besser abſticht, als wenn jener auch als ganz schwarz angenommen wurde. Da indeß der

Verf.

Verf. selbst eine ganz schwarze Furie auf einem alten Vasen-Gemählde (S. 29.) anführt: so möchten wir doch die Worte des Aeschylus: „Sie sind ganz und gar schwarz" buchstäblich und ganz eigentlich nehmen. Das eigentliche Kleidungsstück ist ein eng anliegendes langes schwarzes Gewand, in Schnitt und Form der altdorischen Tracht, mit einem breiten blutrothen Gürtel, an welchem, statt der Franzen und Troddeln, Schlangen herabhängen, welche letztre doch erst in späterer Zeit zur Umgürtung der Furien gehörten, ob man gleich dem Verf. zugeben kann, daß der persische Furien-Gürtel aus der Ferne ein Schlangen-Ansehen hatte. Der Leibrock hat unten seine Besetzung, die der Verf. aus schwarzem Schaaffell bestehen läßt, welches allerdings dem Furien-Costum zu statten kommt und durch das Orphische Beywort der Thierumkleideten Furien unterstützt werden soll. Ihre Beschuhung ist der rothe kretische Jägerschuh. Sie wird, nach dem Aeschylus, mit weitem Schritt und in schnellem Ansprung vorgestellt und schwingt in der Rechten einen Stab der Züchtigung und Rache, welchen die Alten zu dem Costum der tragischen Furie rechnen. Hier werden manche eine Fackel vermissen; aber ungeachtet der Verf. nicht geradezu leugnet, was alte Grammatiker behaupten, daß Aeschylus seinen Furien Fackeln gegeben, so scheint er doch mit Grund anzunehmen, daß diejenigen Furien, welche beyde Hände zu dem Reihen- oder Fesseltanz fügten, nicht wohl zugleich Fackeln in

der

der Hand halten konnten, daß aber in einem Chor von 50 Furien gewiß mehrere bloße Statisten waren, die zur Seite stehen blieben, während die andern herum tanzten, und daß diese anders bewaffnet seyn konnten, theils mit Beilen (S. 80), theils mit Fackeln. (Wir wissen nicht, warum sich der Verf. S. 54 so darüber ausdrückt: „Diesen gab man in der Folge Fackeln in die Hände.")

So wie der gräßliche Gorgonenkopf nach und nach zum Ideal der ernsteren weiblichen Schönheit veredelt wurde: so verwarf auch der verfeinerte Geschmack die Schreckensgestalten der Furien auf der tragischen Szene, und die Kunst bildete, nach Lessings und des Vf. Ueberzeugung, nie eigentliche Furien *), sondern bloß ins Schöne idealisirte Eumeniden. Eine solche, bisher noch nicht bekannte, stellt der Verf. auf der zweyten durch Hrn. Pr. Meyer entworfenen colorirten Kupfertafel nach einer Vase des Bürgers Parois in Paris vor, von welcher Br. Millin dem Verf. einen farbenlosen Umriß mittheilte. Schade, daß die Farben des Vasengemäldes nicht mit bezeichnet waren: denn nun mußten Böttiger und Meyer die Farbengebung, theils nach andern alten Bildwerken, theils nach Angaben der Alten, sehr mühsam aus-

*) Vor der Zeit des gebildeten Geschmackes, wo man noch ekelhaft gräßliche Gorgonen in Bildwerken darstellte, hat man doch wahrscheinlich auch eigentliche Furien gebildet.

auszumitteln ſuchen. Die ſchöne, jugendliche Eumenide erſcheint hier im hochgeſchürzten, nur bis auf die Knie reichenden Gewand, und in geſchnürten Cothurnen, mit großen Fittigen, die durch ein kreuzweis auf der Bruſt ſich durchſchneidendes, mit goldnen Buckeln beſetztes Purpurband an die Schultern befeſtigt ſind. Die Gewänder, ſowohl das obere mit weit vorgehenden Ermeln, als das untere, ſind mit geſtickten Verbrämungen eingefaßt, und überdieß durch Purpurſtreifen und goldne Flittern geſchmückt. Das einzige Furchtbare an ihr iſt der Drache, der ſich um ihren Leib windet, und unter dem rechten Arm ſich hervorhebend bis über den Kopf der Furie mit zähnefletſchendem Rachen ſteigt. Zwey Nattern dienen ihr zum Haarband. Die dieſer Eumenide in die linke Hand gegebene Fackel befindet ſich in dem Original nicht, und wir ſehen keinen hinreichenden Grund zu dieſem Zuſatz, da Fackeln kein unumgänglich nothwendiges Attribut der Furien ſind.

Um den Kunſt-Euphemismus in der Behandlung der Furien noch deutlicher darzuſtellen, giebt der Verf. auf der dritten Tafel die Vorſtellung des von den Furien verfolgten Oreſt auf einer der ſchönſten, leider mit den übrigen des Hamiltonſchen Schatzes auf einem Schiffe untergegangenen Vaſen der zweyten Hamiltonſchen Sammlung. Zwey Furien dringen rechts und links auf den Oreſt ein. Jede ängſtet ihn mit zwey Schlangen, die ſich um ihre nackten Arme male-

riſch

risch winden und von da gegen den Muttermörder erheben. Die Furien sind als schöne, ernste Jungfrauen im aufgeschürzten Jagdgewande mit geschnürten Cothurnen gebildet. Wie viel oder wie wenig Antheil an den schönen Formen und Zügen dieser Vasenzeichnung Tischbeins nachhelfende und verschönernde Manier, deren selbst Böttiger im 3ten Heft seiner griech. Vasengemälde S. 180 f. gedenkt, habe, bleibt dahin gestellt.

Die trockne Angabe des Hauptinhaltes dieser Abhandl. hat so viel Raum weggenommen. Wie viel würden wir noch brauchen, um alle die fruchtbaren Erörterungen und Aufklärungen aus der alten Fabel und Kunst auszuheben? Der Verf. hat den Ueberfluß seines Reichthums in viele Seiten-Canäle von Anmerkungen und Excursen abgeleitet, in deren jedem Stoff zu neuen Abhandlungen liegt.

XIII.

Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften, nach dessen Tode aus den hinterlassenen Papieren gesammmelt und herausgegeben von Ludw. Chr. Lichtenberg, Goth. Legationsrathe, und Fr. Kries, Prof. am Goth. Gymnasium. Erster Band. Göttingen, bey Joh. Christ. Dieterich. 1800. XXIV. S. Vorb. 408 S. 8.

Sind dem wahren Kunstliebhaber und Künstler Studien und Skizzen des Meisters willkommener und belehrender, als noch so fleißig ausgeführte Arbeiten der Modefabrikanten: so war unfehlbar auch dieser Nachlaß eine vorzüglich angenehme Erscheinung für jeden Freund der Literatur, der in Lichtenberg die seltene Vereinigung von wissenschaftlichem Scharfsinn mit gesundem Menschenverstand und immer regem Beobachtungsgeist, von Witz und Laune mit Wärme für Moralität und mit eignem redlichen Streben nach höherm moralischen Werth, von Feinheit mit Kraft in der Darstellung bey einer seltnen Gewalt über die Sprache, die seinen Combinationen weit entlegner Dinge manche Bereicherung verdankt, aufrichtig liebte und schätzte.

Wir

Wir haben ohnehin keinen Ueberfluß an Schriften der Art, wo der Verfaſſer ohne Rückſicht auf ein Publikum ſich ſeinen Ideen, oft auch den Empfindungen und Einfällen des Augenblicks überläßt, und um ſo häufiger die Gegenſtände aus eignen Standpunkten betrachtet. Wie reich ſind dagegen andere Nazionen in dieſer Gattung, z. B. die Franzoſen an den Eſſais, Penſées, Maximes, Mélanges etc. ihrer beſten Schriftſteller.

Kein Vernünftiger alſo wird die Herausgeber tadeln, daß ſie dieſe fragmentariſchen Aufſätze und Gedanken eines berühmten Mannes, die größten Theils, wenigſtens in dieſer Geſtalt, nicht zum Druck beſtimmt waren, bekannt machen: zumal, da Lichtenberg bey aller Offenheit, womit er von ſich und ſeinen Schwächen ſpricht, ganz in dem ſchönen moraliſchen Lichte erſcheint, in welchem ihn bis dahin nur ſeine vertrauten Freunde ſahen. Mannichfaltig ſind die Gegenſtände, die hier behandelt oder nur berührt werden. Warnungen vor zwey Hauptabwegen guter Köpfe, abſprechendem Dogmatismus bey einer, und leſeſüchtiger Vielwiſſerey bey einer andern Claſſe der Gelehrten; Spöttereyen über Originalitätsſucht, Empfindeley und Schwärmerey; dagegen Empfehlungen der Aufrichtigkeit gegen ſich und Andere, des Natürlichen in jeder Art der Darſtellung ſeiner ſelbſt, ſey's im Leben oder im Schreiben, wechſeln mit glücklichen Blicken über große und kleine Gegenſtände des menſchlichen Denkens, Thuns und Treibens, gewürzt mit witzigen und

satirischen Einfällen, Bildern, Vergleichungen. Das hier Gelieferte ist aus Papieren der sechziger und siebziger Jahre gezogen, mit Ausnahme des ersten Hauptartikels, der aus allem, was unter dem Nachlaß dahin einschlug, zusammengesetzt wurde. Einem zweyten Bande, der enthalten wird, was Lichtenberg vom Jahr achtzig bis an seinen Tod des Aufschreibens werth fand, sehen wir mit Verlangen entgegen.

Den Anfang machen Nachrichten und Bemerkungen des Verfassers von und über sich selbst. S. 3—48. Man darf hier nichts weniger suchen, als eine Biographie; auch keine zusammenhängende Charakterschilderung; sondern nur zerstreuete, in verschiedenen Zeiten seines Lebens flüchtig angemerkte Beobachtungen über sich selbst, die ihn zur genauen Selbstkenntniß führen, vielleicht auch als Materialien bey einer mit der größten Offenherzigkeit erzählten Geschichte seines Lebens dienen sollten, welche er laut Vorberichts der Herausgeber S. X. XI. noch zu schreiben willens war. Psychologisch merkwürdig schienen mir bey einem Manne von so kühler Besonnenheit die Andeutungen seines Aberglaubens, z. B. in Absicht auf Vorbedeutungen (S. 26) und in andern Stücken (S. 11, 12). Großen Theils erklärt sich dieser aus einem sehr lebhaften religiösen Gefühl, wovon in diesen Blättern sehr deutliche Spuren sich finden; überhaupt aus seiner seltnen Reizbarkeit bey einer ungemeinen, zuletzt an Schwäche grenzenden Feinheit der Nerven, die auch von

noch

noch so unmerklichen Veranlassungen lebhaft afficirt wurde. Gerade diese ausnehmende Reizbarkeit und Zartheit des Nervensystems macht das Band zwischen selten verbundenen Eigenschaften, einem kalten Beobachtungsgeist, entschiedener Abneigung sowohl von allem Phantastischen, als von allem gemachten Sentimentalen, und auf der andern Seite, jener hie und da an Aberglauben und Schwärmerey gränzenden Religiosität. Beyspiele S. 12: „Ich hielt mir ein Zettelchen, worauf ich gewöhnlich schrieb, was ich für eine besondere mir von Gott erwiesene Gnade ansah, und nicht anders erklären zu können glaubte. Bey meinem inbrünstigsten Gebete sagte ich zuweilen: o lieber Gott, etwas aufs Zettelchen!" — S. 46! „Ich kann nicht vergessen, daß ich in meiner Jugend einmal die Frage: was ist das Nordlicht? auf einen Zettel mit der Addresse an einen Geist schrieb, und jenen des Abends auf den obersten Boden im Hause legte. O wäre da ein Schelm gewesen, der mir die Frage beantwortet hätte!" — Sonderbar bleibt die Erscheinung immer, daß in den Selbstbekenntnissen des launigsten Widersachers von Lavater sich manche Aeußerungen finden, die man eher von Lavater selbst erwartet hätte. Beyläufig erinnert Rec., daß der sel. Lichtenberg ihm in einem Gespräch einmal zu verstehn gab, daß er Lavater'n bey persönlicher Bekanntschaft gut geworden sey, wobey er noch von der Vorsicht sprach, die ein Satiriker haben sollte, wenn er jemanden nicht persönlich kenne.

In vielen Stellen jener Bemerkungen über sich selbst sieht man mit Bedauern den durch Hypochondrie gequälten Mann. Wer jemals an ähnlichen Zufällen litt, versteht ihn auch auf's halbe Wort. Unfehlbar lag der Hauptgrund in seinem Körper. Ich erinnere mich, daß er mir vor ein Paar Jahren erzählte, wie schon ein wenig Butterbrod, Abends genossen, ihm den ganzen folgenden Tag Beängstigung verursache. Auch erwähnte er, Büsch habe gefragt, als von seiner Hypochondrie die Rede war: Freund, haben Sie Nahrungssorgen? — L. selber hielt diese im Allgemeinen für eine Haupturſache der Hypochondrie. Zugegeben, daß bey L. der Grund hauptsächlich in seiner äußerst feinen Organisation bey Schwächlichkeit des Körpers, von dem er selbst freylich kein allzu ökonomischer Besitzer war, und bey rastloser Regsamkeit des Geistes lag: so wäre doch zu wünschen gewesen, daß ein Mann wie L., deren Deutschland nicht Viele hat, eine vortheilhaftere äußere Lage gehabt hätte. Denn seine Besoldung war für einen solchen Mann doch zu mäßig.

Hie und da finden sich Spuren von gerechter Empfindlichkeit über litterarische Nachbarn, die in ihrem geschäftigen Müßiggange, bey mühseligem Compiliren und planlosem Experimentiren einen L. wohl über die Achsel ansahn, wie S. 31, 28. Schade, daß Pusillanimität, wie er's S. 30 selbst nennt, ihn nicht öfter zu dem Selbstvertrauen, zu dem gerechten Gefühle seiner Kraft,

das

das er hier zuweilen blicken läßt, (wie S. 28. 91 *)) kommen ließ. Wir hätten dann gewiß manches vortreffliche Werk mehr. Merkwürdig ist die Aeußerung S. 34: „Ein großer Fehler bey meinem Studiren in der Jugend war, daß ich den Plan zum Gebäude zu groß anlegte. Die Folge war, daß ich die obere Etage nicht ausbauen konnte; ja ich konnte nicht einmal das Dach zubringen. Am Ende sah ich mich genöthigt, mich mit ein paar Dachstübchen zu begnügen, die ich so ziemlich ausbaute; aber verhindern konnte ich doch nicht, daß es mir bey schlimmen Wetter nicht hinein regnete. So geht es gar manchen!" Schwerlich wird dieser eigne Tadel indeß bey denen etwas fruchten, die sich etwa in gleichem Falle befinden. Und mög' er es auch nicht! Was uns Lichtenberg gab, hätt' er nicht in diesem Geiste geben können, wär' er nicht früher auf das contrahere vela bedacht gewesen. Nicht Alle sind wir zum Hüttenbauen da; in der geistigen Welt, wie in der sichtbaren, bedarf's auch der Besteiger der Aetna's und der Besucher von Südseeinseln, auf daß sie den Thalbewohnern von wei-

*) Hier läßt er unter andern merken, wie viel Freude es ihm machte, wenn de Lüc ihm schrieb: „er schreibe ihm keinen Brief, aus dem er nicht etwas lerne." Sollte Hr. de Lüc nicht vielleicht aus Lichtenberg's Correspondenz den Herausgebern für die folgenden Theile manches mittheilen, wenn sie ihn darum ersuchten?

ten Aussichten und neuen Ansichten erzählen. Ohnehin sind dazu nur wenige Sterbliche berufen.

Den Lesern der Lichtenbergschen Erklärungen Hogarth's müssen folgende Stellen in mehreren Beziehungen interessant seyn. S. 42. „Ich fing erst gegen das Ende meines Lebens an zu arbeiten, und mein bischen Witz aufs Prositchen zu stecken. — Ich hätte, was ich jetzt thue und thun will und gern thäte, ehemals viel besser thun können; da hatte ich aber keine Zeit!“ — S. 43: „Wenn ich ehedem in meinem Kopfe nach Gedanken oder Einfällen fischte, so fing ich immer etwas; jetzt kommen die Fische nicht mehr so. Sie fangen an sich auf dem Grunde zu versteinern, und ich muß sie heraushauen. Zuweilen bekomme ich sie auch nur stückweise heraus, wie die Versteinerungen vom Monte Bolca, und flicke daraus etwas zusammen.“

Der zweyte Abschnitt ist unter die Hauptrubrik Fragmente gebracht, und enthält lauter Aufsätze aus frühern Jahren, die sich auf zwey noch nicht vergessene Erscheinungen unserer Litteratur beziehen, welche jetzt, nur unter andern Modificationen, wiederkehren, wenn gleich nicht so weiten Spielraum gewinnen: die Periode der Empfindsamen und der Kraftgenies. Die unter dieser Rubrik befindlichen Aufsätze waren offenbar für das Publikum entworfen; sie sind das am meisten Zusammenhängende und in Absicht auf Vortrag und Sprache am wenigsten Unvollendete

in

in dieſem Bande. Der eigenthümliche Stempel von Lichtenberg's Witz und Laune würde darin auch ohne ſeinen Namen erkannt ſeyn. Man findet hier: 1. Vorrede des Ueberſetzers einer empfindſamen Reiſe nach Laputa S. 51. Ueber Hofſprache. 2. Beyträge zur Geſchichte des ***, Satire auf die Univerſität, wo der Verf. lebte, wenn ich anders das abſichtlich Schwankende in den Umriſſen faſſe. Für die meiſten der heutigen Leſer verliert aber der Aufſatz, eben durch das Unbeſtimmte, an Intereſſe. Reicher an Witz ſcheinen die folgenden vier Nummern. 3. Paraklet oder Troſtgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies ſind, S. 65. An Einſeitigkeit des Standpunkts, an nicht genugſamer Unterſcheidung der wirklich ehrwürdigen, um größere Vielſeitigkeit unſrer Cultur unſterblich verdienten Originalgeiſter und des nur Lächeln und Mitleid erweckenden ſervum pecus, fehlt es freylich nicht. So fand ich ungern den Seitenblick auf einen unſrer erſten Dichter S. 71. Doch dem Satiriker verzeiht man Uebertreibungen noch am erſten. S. 75 eine launige Vergleichung der engliſchen Gelehrten mit den deutſchen in Abſicht auf Wohlhabenheit. — 4. Ueber den deutſchen Roman S. 81. Mit Humor ſind einige Umſtände berührt, wodurch in England die Romanintriguen erleichtert werden. Beſonders iſt das deutſche Poſtweſen im Vergleich mit England eben ſo wahr als drollig geſchildert; ſ. beſonders S. 90 unten. 5. Bittſchrift der Wahnſinnigen S. 93.

Die

Die Bitte selbst betrifft eine Bibliothek für das Tollhaus. Diese Nummer möchte unter dieser Reihe von Aufsätzen wohl den Vorzug verdienen. Bey dem, was von der Bestreichungsmethode schlichter Prosa S. 108 vorkommt, wird manchen Lesern, wie den Herausgebern S. XVI, die Brauchbarkeit für gewisse Transcendentalphilosophen und Aesthetiker unsrer Tage einleuchten. 6. Das Gastmahl der Journalisten S. 112. Die Rezensenten heißen darin Bewahrer jenes großen Siegels, womit die Patente des Ruhms gestempelt werden, und die endlich allein das jus praesentandi bey der Nachwelt aus den Händen der Welt empfangen haben. 7. Ueber die Macht der Liebe S. 115. Ein Paar Briefe an ein Frauenzimmer. In einem andern Ton, als die vorigen Aufsätze. Die Frage: Ist die Macht der Liebe unwiderstehlich, oder kann der Reiz einer Person so stark auf uns wirken, daß wir dadurch unvermeidlich in einen elenden Zustand gerathen müssen, aus welchem uns nichts als der ausschließende Besitz dieser Person zu ziehen im Stande ist? wird in männlichem Tone gereifter Vernunft verneint; s. besonders S. 131 f., wo das zu Unterscheidende unterschieden wird. Es ist ein Aufsatz, der im Philosophen für die Welt eine Stelle verdiente.

In Absicht auf Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Ideen gibt der dritte Hauptabschnitt die meisten Ausbeute: die Bemerkungen vermischten Inhalts S. 137 — 408. Daß

sie

ſie nicht in Einem Zuge geleſen ſeyn wollen, verſteht ſich. Sie enthalten ſo wohl Probleme, als Reſultate, und können für jüngere Leſer zur Anregung der Denkkraft eine treffliche Schule werden. In Lichtenberg's Papieren ſtand alles durch einander; die Herausgeber haben es zur leichtern Ueberſicht unter eilf Rubriken gebracht. 1. Philoſophiſche Bemerkungen. Man findet hier Belege zu der ſkeptiſchen Denkart des Verfaſſers, die er ſelbſt in den Papieren über ſich S. 34 berührt.

Ναφε και μεμνασ' απιστειν·
Αφθεα ταυτα των φρενων.

Mit dieſem Motto würd' ich die Aufſätze bezeichnen. Von allem dogmatiſchen Abſprechen weit entfernt, empfiehlt L. überall Beſcheidenheit in der Philoſophie, zumal in der Pſychologie. Der Mann vom Katheder zeigt ſich nirgends; allenthalben ein Kopf, der einen vorzüglich geſunden Verſtand durch wiſſenſchaftliche Unterſuchungen ſtärkte und ſchärfte, mit einem ſolchen Auge aber beym Ueberblick des menſchlichen Wiſſens um ſo leichter die Schwächen und Mängel unſerer Wiſſenſchaft entdeckte. Von Meinungs- und Syſtemſucht keine Spur. Die Schwierigkeit, Philoſophie zu lehren, wird S. 140 f. artig dargeſtellt. S. 152 findet ſich eine ſinnreiche Hypotheſe der Vegetazion, die wohl einer weitern Ausbildung, und ſelbſt einer Lucreziſchen Darſtellung fähig wäre. — S. 157 fragt L.: „Was iſt Materie, ſo wie ſie ſich der Pſychologe denkt? So etwas giebt es vielleicht in der Natur nicht; er

tödtet

tödtet die Materie, und sagt hernach, daß sie todt sey." Ueberhaupt stehen hier über Materialismus, Immaterialität und Unsterblichkeit der Seele manche einer weitern Beachtung und Prüfung werthe Zweifel und Einfälle. So S. 162.: „Der Mensch ist vielleicht halb Geist und halb Materie, so wie der Polype halb Pflanze und halb Thier. Auf der Grenze liegen immer die seltsamsten Geschöpfe." — Wenn es S. 160. heißt: „Die größten Denker, die mir vorgekommen sind, waren gerade unter allen Gelehrten, die ich habe kennen gelernt, die, welche am wenigsten gelesen hatten:" so dachte L. wohl nicht an Aristoteles und Leibnitz; der Bayle und Lessinge zu geschweigen.

Doch es würde zu weit führen, einzelne Bemerkungen zu prüfen und oft den Revers der Medaille zu zeigen. Natürlich geben dergleichen hingeworfene, im Ausdruck oft nicht genug ausgebildete, wenigstens nicht hinlänglich limitirte Ideen zu Gegenbemerkungen reichlichen Stoff. Uebrigens möge sie das Schicksal für einem künftigen Diogenes Laertius bewahren. Sonst möchte der gute Lichtenberg, wenn's ihm in künftigen Jahrhunderten wie den griechischen Philosophen ginge, wegen mancher Aeußerung in einer Rubrik prangen, unter die er nicht gehört; z. B. wegen der Stelle S. 164: „Ich glaube kaum, daß es möglich seyn wird, zu erweisen, daß wir das Werk eines höchsten Wesens, und nicht vielmehr zum Zeitvertreib von einem sehr unvollkommenen zusammengesetzt

gesetzt worden sind." — Einige gar zu unbedeutende Papierschnitzel, wie z. B. S. 162 die Stelle: Gott schuf u. s. w. und S. 164: Der oft unüberlegten u. s. w. hätten die Herausgeber besser zurückbehalten.

Es folgen S. 178 psychologische Bemerkungen. S. 190 moralische. Hier findet sich S. 198 folgende Stelle, die vielleicht die schönste im ganzen Buche ist: „Wenn jemand in der Welt sich eine Sittenlehre mit Hülfe von Nadelstichen und Schießpulver auf die Hand wollte ätzen lassen, so wollte ich wohl die dazu vorschlagen, die ich in irgend einem Stücke des Zuschauers einmal gelesen habe: The whole man must move together. Die Vergehungen dagegen sind unzählbar, und der Schaden, der daraus entsteht, groß und öfters unersetzlich. Zum Menschen rechne ich Kopf und Herz, Mund und Hände; es ist eine Meisterkunst, diese durch Wind und Wetter unzertrennt bis an das Ende zu treiben, wo alle Bewegung aufhört."

Beobachtungen über den Menschen S. 201. Alle in schlichtem, anspruchlosem Ausdruck. Wer hörte diesen Menschenkenner nicht gern? Hin und wieder treffende Charakterschilderungen. Man sehe z. B. vom Kleinthuer S. 211; auch S. 224.

Pädagogische Bemerkungen S. 226. Sie empfehlen besonders das alte μηδεν αγαν. —

Lite-

Literärische S. 233. Gewisse Eigenheiten in Lord Chesterfield's Briefen werden aus genauerer Bekanntschaft mit dem Charakter des jungen Stanhope erklärt S. 243. Ueber Junius's Letters S. 247. Ueber Geschichtschreibung, beherzigungswerthe Erinnerungen für Deutsche S. 249, 250 f. — Merkmal des allgemeinen Charakters klassischer Bücher. Urtheile über Tacitus in verschiedenen Lebensaltern S. 257, 258. Beschreibung einer Coeur-Dame: eine in ihrer Art glückliche Persiflage des Winkelmannen nachgeahmten Styls S. 261 u. s. w.

Die Sprachbemerkungen S. 272 enthalten einige kleine Fragmente über Sprachphilosophie überhaupt und über einzelne Wörter der deutschen und englischen Sprache. In den ästhetischen Bemerkungen kommen manche beachtungswürdige Winke und Rathschäge für den Schriftsteller vor; aber auch Stellen, wo Lichtenberg durch seine entschiedene Abneigung gegen allen Enthusiasmus irre geführt wird. Dahin rechne ich sein Urtheil über die Bildhauerkunst der Neuern, die er S. 311 nicht übel Willens ist über die der Alten zu setzen. Denn ich müßte mich sehr irren, wenn nicht das Auge des Satirikers, womit er die durch Winkelmann, die durch Klopstock, die durch Lavater in Deutschland veranlaßten Liebhabereyen betrachtete, bey jener Ansicht mitwirkte. Dahin gehört, was er S. 315 von der Sprache unsrer neuern Dichter sagt. Mag er dieß auch

vor

vor zwanzig Jahren und länger geschrieben haben; so zeugt es doch von Mangel an Unbefangenheit, um nicht zu sagen von Mangel an Kenntniß der deutschen Dichter, die allein mit den Alten verglichen zu werden verdienten. Ueberhaupt darf man dem treflichen Mann nach nicht wenigen seiner offenherzigen Aeußerungen, so wie nach der ganzen Anlage und Richtung seiner Geisteskräfte, den wahren Sinn für Dichterwerke, als solche, wohl absprechen. Er suchte in ihnen nur Nahrung für seinen Beobachtungsgeist, nur Bereicherung seiner Menschenkentniß; höchstens noch Belebung seiner religiösen und moralischen Gefühle, wie in den Psalmen. Shakspeare hatte ohne Zweifel nur in der erstern Rücksicht für ihn hohes Interesse; Klopstock gar keins, oder nur ein negatives. Von den alten Dichtern scheint er übrigens nur die Römer gekannt zu haben. Was er von Horaz S. 316 f. sagt, liest man mit Vergnügen. Nur, wenn es S. 306 heißt: „Da Horaz uns so viel Vortreffliches hinterlassen hat, so denke ich immer, wie viel Vortreffliches mag nicht in den Gesellschaften gesprochen seyn:" so darf man fragen: War denn Horaz bloß Dichter? Haben wir nicht Gründe zu glauben, daß Er in jenen Gesellschaften gerade der Trefflichste (es ist von Lebensweisheit die Rede) gewesen? L. setzt hinzu: „Denn schwerlich haben die Wahrheiten den Dichtern mehr als das Kleid zu danken." Er vergißt aber, daß es in Griechenland eine Zeit gab, wo Dichter und Weiser, ja selbst Dichter

und speculativer Philosoph in Einer Person vereinigt war. —

Einen goldnen Spiegel für den, der für alle Zeitalter schreiben will, hält er S. 325, 326 vor. — Ewig schade, daß L. nicht selbst ausgeführt hat, was er S. 301 andeutet: „Was für ein Werk ließe sich nicht über Shakspeare, Hogarth und Garrick schreiben! Es ist etwas ähnliches in ihrem Genie: anschauende Kenntniß des Menschen in allen Ständen, Andern durch Worte, den Grabstichel und Gebehrden verständlich gemacht.“ — Der S. 314 vorgetragenen Behauptung, die guten Schriftsteller der Engländer seyen conciser, als die unsrigen, dürfen wir wohl unsre Haller, Lessinge, Johannes Müller u. s. w. entgegen stellen.

Es folgen zum Schluß noch witzige und satirische Einfälle und Bemerkungen S. 328; witzige und komische Ausdrücke und Vergleichungen S. 373, und Allerhand S. 378. Daß bey weitem die meisten Stellen jene von den Herausgebern gewählte Ueberschriften verdienen, wenn auch hie und da ein frostiger oder zu weit gesuchter Einfall mit unterläuft, davon wird jeder Freund oder Bewundrer des Lichtenbergischen Witzes sich selbst zu überzeugen suchen. Noch macht Rec. unsre Sprach-Berichtiger und Bereicherer zur weitern Prüfung auf einige Wortschöpfungen aufmerksam, die dem geistreichen

Schrift-

Schriftſteller in dieſen Aufſätzen hie und da entſchlüpfen. S. 37 „vieles menſchenbeobachterisch mit Gefühl eigner Superiorität aufzeichnen" im Gegenſatz von „ganz bürgerlich niederſchreiben." — S. 161 unſre Inſularmethode, und S. 51 Inſularuniverſalismus, nach welchem wir Recenſionen leſen ſtatt Bücher, und das Gedächtniß die Haushaltung führen laſſen für Vernunft und Geſchmack. — S. 197 empfindſame Schwermütheley. — Daſ. Mitſcham und Kleinthuer. — S. 268 erſtimulirte Begeiſterung. — S. 27 Candidatenproſe u. ſ. w.

XIV.

L'Homme des Champs ou les Géorgiques françaises. Par Jaques Delille. à Basle, chez Iaques Decker. De l'Inprimerie de Levrault, à Strasbourg. 1800.

Wohl schwerlich ist seit langer Zeit ein Gedicht mit so vielen Ansprüchen vor dem Publikum aufgetreten und mit größern Erwartungen gelesen worden, als diese französischen Georgica. Der Name seines Verfassers, der unter den neuen Versificatoren Frankreichs einen der ersten Plätze behauptet; einzelne glänzende Stellen, welche durch gesellschaftliche Mittheilungen bekannt geworden waren; und selbst die fortgesetzten Bemühungen Frankreichs, den Uebersetzer Virgils in den Schooß seines Vaterlandes zurück zu rufen, das die Ehre, sein neustes Werk an das Licht zu stellen, nur höchst ungern dem Auslande überlassen wollte; endlich die Unfruchtbarkeit des französischen Parnaßes in den neuern Zeiten — alles dieses mußte dazu beytragen, die Erwartung des Publikums zu spannen. Das Gedicht ist nun in einer ungewöhnlichen Anzahl zierlicher Ausgaben erschienen und in den Händen aller Freunde der französischen Litte-

litteratur. Es hat Lob und Tadel erfahren. Einige haben es den Meiſterſtücken des Alterthums gleich geſetzt; andere es nicht einmal der frühern Arbeiten ſeines Verfaſſers würdig geachtet. Wir wollen, unbeſtochen durch dieſe widerſprechenden Entſcheidungen, nur die Reſultate unſers eignen Gefühls geben.

Ein jedes Kunſtwerk fordert Einheit und Vollſtändigkeit. Wir müſſen von einem Theile zu dem andern fortgeleitet werden; jeder muß etwas vorausſetzen und etwas erwarten laſſen; das Ganze muß in ſich ſelbſt vollendet ſeyn. Dieß ſind unnachlaßliche Foderungen. Es iſt eben ſo gewiß, daß das Ganze eines Kunſtwerks einen beſtimmten äſthetiſchen Eindruck zurücklaſſen, und uns mit einem beruhigenden Wohlgefallen erfüllen muß. Die einzelnen Schönheiten müſſen uns anziehn, die Verbindung des Ganzen muß uns befriedigen.

Nach dieſen Grundſätzen beurtheilt, kann Delille's Gedicht vor der Kritik ſchwerlich beſtehn. Ihm fehlt durchaus jene innere Nothwendigkeit, welche das Unterpfand der ſchöpferiſchen Freyheit iſt. Es iſt mehr eine Sammlung glänzender Schilderungen, die durch die Willkühr des Dichters in ein Volumen zuſammengefaßt worden; es ſind ſchöne Glieder mannichfaltiger Art, die nie Einem Körper angehört haben und nie Einen Körper bilden werden. Nie hat der Verfaſſer einen beſtimmten Plan entworfen. Nachdem er, wie es ſcheint, überhaupt den Vorſatz gefaßt hatte, ein

interessantes Gedicht zu schreiben, in welchem er die ganze Kraft seines Talentes zeigen könnte, wählte er das Land zu seinem Stoffe; nicht aber in dem beschränkten Sinne Virgils, sondern in dem weitumfassenden, wo es die freye ungekünstelte Natur bezeichnet. Auf diesem weiten Gebiete verirrten sich seine Blicke. Er ergriff bald diesen, bald jenen Gegenstand, sammelte und pflanzte an, bald hier bald dort. Sein Garten sollte recht reich und üppig seyn. Aber da es darauf ankam, Gränzen zu ziehn, und das Willkührliche des Einzelnen dem Gesetze eines Ganzen zu unterwerfen, sah er sich in Verlegenheit. Es mußte vieles zerstört, vieles aufgeopfert werden, oder man mußte mit einem mangelhaften Plane — oft mit einer gänzlichen Planlosigkeit, zufrieden seyn. Delille wählte das letztere.

Ueberall zeigt sich daher die Verlegenheit des Dichters in der Anordnung, denn ihn beherrscht der einmal vorhandene Stoff. Jeden Augenblick muß er sich ein anderes Ziel setzen. Daher verliehrt er immer seinen Weg; daher eilt er mit ungewissen und schwankendem Schritte von einem Gegenstande zum andern, und kehrt öfters selbst zu dem zurück, den er so eben verlassen hatte.

Der Eingang zum ersten Gesange scheint zwar in der That einen bestimmten Plan zu versprechen; aber wir werden bald gewahr, daß uns der Dichter mit diesem Versprechen täuscht. Er will die Kunst lehren, das Landleben zu genießen; er will ein anmuthiges Bild der Natur aufstellen, und,

mit

mit Vermeidung des didaktiſchen Tons, (des auſteres leçons fuyant le ton ſauvage,) die Menſchen zur Theilnahme an ihrem Genuſſe einladen. Dieſe guten Vorſätze ſind ſehr bald vergeſſen. Schon ein großer Theil des erſten Geſanges enthält nicht etwa Schilderungen des Landes und ländlichen Genuſſes, ſondern ſolcher Vergnügungen, die etwa ein reicher Städter auf ſeinem Schloſſe und in ſeinem Parke genießen möchte. Der zweyte Geſang belehrt über die Verbeſſerungen, welche der Reiche zur Beförderung der Landwirthſchaft und des Verkehrs im Großen vornehmen kann. „Ich handle hier nicht, ſagt der Dichter in der Vorrede, von dem gewöhnlichen Ackerbau, der die Produkte der Natur jedes zu ſeiner Zeit ſäet und ärntet, und den alten Geſetzen, den alten Gewohnheiten folgt; ſondern von jenem wunderbaren Ackerbau, (agriculture merveilleuſe,) der, nicht zufrieden, die Wohlthaten der Natur zu benutzen, über ihre Hinderniſſe ſiegt, die einheimiſchen Produkte und Raſſen veredelt, fremde naturaliſirt; der den Felſen nöthigt, dem Weinberge zu weichen; den Strom, Seide zu haspeln oder Metalle zu bändigen; der den Boden ſchafft oder verbeſſert; Kanäle zur Beförderung des Landbaues und Handels gräbt; die dürreſten Gegenden durch Bewäſſerung befruchtet; die Verwüſtungen oder Uſurpationen der Ströme benutzt; und endlich die Gefilde durchirrt, bald, wie eine Göttin, welche Wohlthaten ausſtreut, bald wie eine Fee, die mit ihrem Zauberſtabe

Wunder über Wunder bewirkt." In dem dritten Gesange lehrt der Dichter, wie man die Natur mit dem Auge des Naturforschers betrachten und ihr dadurch ein neues Interesse geben könne; indem er zugleich nützliche Lehren über die zweckmäßige Anlage naturhistorischer Sammlungen ertheilt. Mit Recht sagt der Dichter, daß der Gegenstand dieses Gesanges von allem der fruchtbarste sey, und daß nie der Dichtkunst eine weitere und neuere Laufbahn eröffnet worden. Aber wie schwach hängt der Gegenstand mit dem Zwecke des Dichters zusammen! Er schildert die Erde und ihre Wunder, nicht das Land mit seinen Annehmlichkeiten: er spricht nicht mit dem gefühlvollen Menschen überhaupt, sondern mit dem Naturforscher, dem Gelehrten, dem Sammler. Im vierten und letzten Gesange hat er es nur mit dem Dichter zu thun. Es ist eine Ars poëtica für den, welcher ländliche Gegenstände besingen will, und enthält zu gleicher Zeit die Lehre und das Beyspiel in einer künstlichen Verbindung. Dieser Gesang enthält die meisten und schönsten Beschreibungen des Landlebens: aber diese haben einen ganz andern Zweck, als den, Liebe zum Lande einzuflößen. Man könnte ihn als eine Kritik ansehn, mit welcher Delille sein eignes Unternehmen beurtheilt; als einen Wegweiser für den, der dereinst mit besserm Erfolge die Kunst lehren wollte, die jener zu lehren versprach; als ein indirektes Bekenntniß dessen, was ihm selbst zur Erreichung eines solchen Zieles gebrach.

Ein

Ein ſolches naives Geſtändniß möchte vielleicht in folgenden Verſen enthalten ſeyn:

— pour les peindre il faut aimer les champs.
Mais ſouvent inſenſible à leurs charmes touchans,
Des rimeurs citadins la muſe peu champêtre
Les peint ſans les aimer, les peint ſans les connaître;
à peine ils ont goûté la paix de leur ſéjour,
La fraîcheur d'un beau ſoir, ou l'aube d'un beau jour.
Auſſi liſez leurs vers: on connaît à leur ſtyle
Dans ces peintres des champs les amis de la ville.

Dieſer Umſtand führt uns auf einen zweyten Punkt unſrer Kritik. Delille iſt ein vortreflicher Verſificator. Mit den Schönheiten der künſtlichſten Dichter bekannt, findet er nicht leicht eine Schwierigkeit zu groß. Er macht ſich ſelbſt die bedenklichſten Aufgaben, und er löſt ſie meiſtentheils mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit auf. Würde daher das Verdienſt eines Dichters nur nach der Menge der überwundenen Schwierigkeiten geſchätzt, und wäre der größte Dichter der, welcher ſeine Leſer am öfterſten mit dem überraſcht, was ſich die wenigſten nachzumachen getrauen, ſo würden gewiß nur ſehr wenige einen Rang vor Delille fordern können. Aber jene Kunſt gehört doch nur einem glücklichen Talente an; und das was das Genie charakteriſirt, iſt die Naivetät. Es würde unbillig ſeyn, dieſe dem Verfaſſer der Géorgiques françaiſes ganz abzuſtreiten. Aber er beſitzt ſie nicht in einem vorzüglichen Grade; ſie iſt nicht mächtig genug in ihm, um ih-

rer größten Feindin, der Eigenliebe und Eitelkeit, das Gleichgewicht zu halten, noch viel weniger, was eigentlich seyn sollte, sie ganz aus dem Gemüthe des Dichters zu verbannen.

Diese dem beschreibenden Dichter unentbehrliche Naivetät besteht in der Liebe zu seinem Gegenstande, nicht in so ferne dieser das Werk seiner Einbildungskraft, sondern in so fern er ein schönes Werk ist. Wenn das Bild der Natur, ja wenn selbst die eignen Empfindungen durch das Prisma der Imagination gegangen sind, muß auch die subjective Theilnahme an ihnen vernichtet seyn; der Dichter darf in ihnen nichts weiter als ein Objekt der Darstellung sehn; und in diesem Objekte verlohren, muß er sich selbst vergessen können. Wir wollen vor allen Dingen den Gegenstand seiner Begeisterung sehn; wir wollen seinen eigen erhöhten Zustand mit ihm theilen; wir wollen uns und den Dichter vergessen. Nichts aber kann für den Schöpfer schmeichelhafter seyn, als dieses Vergessen seiner Person über dem Werke seiner Kraft! Nichts kann ihm selbst eine sichrere Ueberzeugung von dem Gelingen seines Unternehmens und der glücklichen Anwendung seiner Talente verschaffen.

Man darf die Géorgiques françaises nur mit einer mittelmäßigen Aufmerksamkeit gelesen haben, um sich zu überzeugen, daß ihr Verf., weit entfernt sich selbst zu vergessen, von einer ängstlichen Besorgniß beherrscht scheint, von seinen Lesern vergessen zu werden. Vieles in diesem Gedichte scheint nur dazu bestimmt, das Publikum mit den

Nei-

Neigungen und Gesinnungen seines Verfassers bekannt zu machen. Unaufhörlich erinnert er an sich; und wie ein koquettes Weib, mitten in den Augenblicken der Hingebung, doch nur an sich denkt, so unterbricht oft Delille den Flug seiner Begeistrung durch die Erinnrung an seine eigne Person. Mit getheiltem Herzen richtet er ein Auge auf seinen Gegenstand, das andre auf das staunende Publikum, und man sieht es seinen glänzenden Beschreibungen nur allzu oft an, daß er sie selbst nur als tours de force betrachtet, deren Gelingen der beängstigte Zuschauer mit einem freudigen Händeklatschen belohnt.

Nur aus der Feder eines mit dem Publikum koquettirenden Dichters konnte folgende Stelle fließen, in welcher sich die eitelste Bescheidenheit in ihrer ganzen Ziererey mit schönen Versen bekleidet zeigt. Er spricht von Denkmählern ländlicher Dichter in schönen Gegenden, eines Virgil, eines Theokrit:

Hélas, je n'ai point droit d'avoir place auprès d'eux;
Mais si de l'art des vers quelqu' ami généreux
Daigne un jour m'accorder de modestes hommages,
Ah qu'il ne place pas le chantre des bocages
Dans le fracas des cours ou le bruit des cités.
Vallons, que j'ai chéris, coteaux que j'ai chantés,
Souffrez que parmi vous ce monument repose;
Qu'un peplier le couvre et qu'un ruisseau l'arrose!

Mes

Mes voeux ſont exaucés: du ſein de leur repos
Un eſſaim glorieux de belles, de héros,
Qui, ſucceſſeurs polis des Sarmates ſauvages,
De l'antique Viſtule honorent les rivages,
Auprès de Saint-Lambert, de Pope, de Thompſon
Offre dans ſes jardins une place à mon nom.
Que dis-je? tant d'honneur n'eſt pas fait pour ma Muſe;
La gloire de ces noms du mien ſerait confuſe.
Mais, ſi dans un bosquet obscur et retiré
Il eſt un coin déſert, un reduit ignoré,
Au deſſous de Geſsner, et bien loin de Virgile,
Hôtes de ces beaux lieux, gardez-moi cet aſile.

Wir erfahren bey dieſer Gelegenheit in den Anmerkungen, daß die Fürſtin Czatorinska dem Dichter, nebſt mehrern andern Mahlern der Natur, ein Denkmal in ihrem Garten errichtet hat.

Die Schönheit einer andern Stelle, im Anfange des zweyten Geſanges, in welcher der Dichter ſein Schickſal mit dem des Virgil, und die Tendenz ſeines Gedichtes mit der Abſicht der Georgica auf eine gefällige und rührende Art vergleicht, wird gegen das Ende durch eine ſelbſtſüchtige Anwendung geſtört:

Comme lui je n'eus point un champ de mes ayeux
Et le peu que j'avais je l'abandonne aux Dieux;
Mais comme lui fuyant les discordes civiles,
J'échappe dans les bois au tumulte des villes.
Et, content de former quelques ruſtiques ſons,
à nos cultivateurs je dicte des leçons.

So

So weit vortreflich! denn die zufällige Uebereinstimmung in den Schickſalen der beyden ländlichen Dichter, und die Verbindung des Andenkens an die Schreckniſſe der bürgerlichen Kriege mit der harmloſen Beſchäftigung des Poeten, der die Menſchen zu dem unſchuldigen Genuße des Landlebens ruft, hat etwas, das alle Gemüther intereſſirt. Warum erſparte uns nun Delille nicht den egoiſtiſchen Zuſatz, den ihm bloß das Gefühl ſeiner perſönlichen Wichtigkeit eingab, und der zu nichts dienen kann, als ein elendes Intereſſe der Neugierde an die Stelle des reinſten und edelſten zu ſetzen:

Vous donc, qui prétendiez, profanant ma retraite,
En intrigant d'état transformer un poète,
Epargnez à ma Muſe un regard indiscret;
De ſon heureux loiſir reſpectez le ſecret.
Auguſte triomphant pour Virgile fut juſte;
J'imitai le poète, imitez donc Auguſte,
Et laiſſez-moi ſans nom, ſans fortune, et ſans fers,
Rêver au bruit des eaux, de la lyre et des vers.

Bey dieſer alles durchdringenden Eitelkeit, die, da wo ſie am höchſten ſteigt, an die Stelle der poetiſchen Begeiſterung tritt, deren entſchiedenſte Antipodin ſie iſt, darf man ſich nicht wundern, wenn der Dichter einen ſo großen und ausſchließenden Werth auf das Künſtliche legt, und dieſem, ohne Rückſicht auf Verhältniß und Ebenmaaß, ſo vielen Platz einräumt. So lehrt er unter

ter andern im 11ten Geſang einen Berg untergraben, um einem Waſſer Luft zu machen:

Venez, de vos ſapeurs déjà l'armée eſt prête.
Sous leurs coups rédoublés le mont cède en croulant;
La brouette aux longs bras, qui gémit en roulant,
Qui par-tout ſe frayant un facile paſſage,
Sur ſon antique roue agilement voyage,
S'empliſſant, ſe vuidant, allant, venant cent fois,
De débris entaſſés transporte au loin le poid.
Enfin le mont ſuccombe!

In der That: hier verſchwindet der Berg vor dem Bilde des Schiebekarren!

In den ſchönern und ſeltnern Beſchreibungen — und dieſer finden ſich hier nicht wenige — ermüdet Delille doch zuweilen den Leſer durch einförmige Anwendung der belebenden Mittel. Er fängt ſie oft mit der Schilderung eines zögernden, verweilenden Zuſtandes an und überraſcht dann den Leſer mit einer ſchnellen und eilfertigen Folge von Handlungen. Man vergleiche folgende Beſchreibungen, welche aus dem erſten Geſange genommen ſind.

J'entends ce jeu bruyant où, le cornet en main,
L'adroit joueur calcule un haſard incertain.
Chacun ſur le damier fixe, d'un oeil avide,
Les caſes, les couleurs, et le plein et le vuide:
Les disques noirs et blancs volent du blanc au noir;
Leur pile croît, décroît. Par la crainte et l'eſpoir
Battu, chaſſé, repris, de ſa priſon ſonore

Le

Le dez (dé) avec fracas, part, rentre, part encore.
Il court, roule, s'abat; le nombre a prononcé.
— — — — — — — — —
Le chaſſeur prend ſon tube, image du tonnere;
Il l'élève au niveau de l'oeil qui le conduit;
Le coup part, l'éclair brille, et la foudre le ſuit.
— — — — — — — — —
Le cerf fremit, s'étonne et balance long-tems.
Doit-il loin des chaſſeurs prendre ſon vol rapide?
Doit-il leur oppoſer ſon audace intrépide?
De ſon front menacant ou de ſes pièds légers,
à qui ſe fera-t-il dans ces preſſans dangers?
Il héſite longtems. La peur enfin l'emporte;
Il part, il court, il vole: un moment le transporte
Bien loin de la forêt et des chiens et du cor.
— — — — — — — — —
Plus loin, un bois roulant de la main que le guide,
S'élance, cherche, atteint, dans ſa courſe rapide,
Ces cônes alignés — —
Mais c'eſt auprès du temple, au pied du grand ormeau,
Que s'aſſemble la fleur et l'amour du hameau.
L'archer ruſtique part, chacun choiſit ſa belle;
On s'enlace, on s'éléve, on retombe avec elle.

Von mehreren Stellen, die durch eine überraſchend glückliche Beſiegung ſelbſt gewählter Schwierigkeiten gefallen, zeichnen wir folgende des vierten

ten Gesanges aus, wo er den ländlichen Dichter an die Uebereinstimmung des Sylbenmaaßes und Rhythmus mit dem Inhalte des Verses erinnert:

Vous cependant, semez des figures sans nombre;
Mêlez le fort au doux et le riant au sombre.
Quels qu'ils soient, aux objets conformez votre ton;
Ainsi que par les mots, exprimez par le son.
Peignez en vers legers l'amant léger de Flore;
Qu'un doux ruisseau murmure en vers plus doux encore.
Entend-on d'un torrent les ondes bouilloner?
Le vers tumultueux en roulant doit tonner.
Que d'un pas lent et lourd le boeuf fende la plaine;
Chaque syllabe pèse et chaque mot se traîne.
Mais si le daim léger bondit, vole et fend l'air,
Le vers vole et le suit, aussi prompt que l'éclair.

Von einem weit höhern Werthe aber sind diejenigen Stellen, in denen sich Fülle der Einbildungskraft und der Empfindung mit dem idealischen Glanze zeigt, der die wahre Poesie von der versifizirten Declamation unterscheidet. Auch Stellen dieser Art finden sich hier; und sie würden ohne Zweifel noch weit zahlreicher seyn, wenn Delille sich seinem dichterischen Beruf mehr hingegeben, wenn er der Kunst mit reinerem Herzen und einer uneigennützigern Liebe gehuldigt hätte.

Wir wollen hier einige Stellen ausheben, von denen wir hoffen können, daß auch diejenigen unserer Leser, die sie in dem Werke selbst schon gelesen haben,

haben, noch einmal mit Vergnügen zu ihnen zurückkehren werden. In dem zweyten Gesange räth der Dichter, Bäume aus fremden Gegenden anzupflanzen. Es ist ein glücklicher Gedanke, durch diese Fremdlinge die Einbildungskraft zu beleben, und sie in die entferntesten Gegenden zu führen.

Le thuya vous ramène aux plaines de la Chine.
L'arbre heureux de Judée, à la fleur purpurine,
Se montre-t-il à vous? vous vous peignez soudain
Les bords réligieux qu'arrose le Jourdain.
Vous parcourez des bords policés ou sauvages:
Vos plantes sont des pays, vos pensers des voyages,
Et vous changez cent fois de climats et de lieux.

So wie wir hier den letzten, etwas zu schwachen Vers, mit einem andern vertauscht sehen möchten, so wünschten wir auch aus folgender Stelle, in welcher die Liebe des Landmanns zu seinen Anpflanzungen mit vieler Zartheit behandelt ist, einige Zeilen hinweg, in denen die Anwendung auf die moralische Welt etwas zu weit getrieben scheint:

Heureux l'homme entouré de ses nombreux sujets!
Le vulgaire n'y voit que des arbres muets;
Vous, ce sont vos enfans: vous aidez leur faiblesse,
Vous formez leurs beaux ans, vous soignez leur vieillesse;

Vous en étudiez les diverſes humeurs,
Vous leur donnez des lois, vous leurs donnez des moeurs,
Et corrigeant leurs fruits, leurs fleurs et leur feuillage,
De la création vous achevez l'ouvrage.

In einem andern Charakter iſt folgende treffliche Beſchreibung einer Alpengegend, im dritten Geſange, gedichtet:

Ici, modeſte encore au ſortir du berceau,
Gliſſe en minces filets un timide ruiſſeau;
Là s'élance en grondant la cascade écumante;
Là le Zephyr careſſe, ou l'aquilon tourmente.
Vous y voyez unis des volcans, des vergers,
Et l'echo du tonnere, et l'echo des bergers;
Ici des frais vallons, une terre féconde;
Là, des rocs décharnés, vieux oſſemens du monde;
à leur pied le printems, ſur leurs fronts les hivers.
Salut, pompeux Jura! terrible Montanvers!
De neiges, de glaçons, entaſſemens énormes;
Du temple des frimats colonnades informes!
Prismes éblouiſſans, dont les pans azurés,
Défiant le ſoleil, dont ils ſont colorés,
Peignent de pourpre et d'or leur éclatante maſſe;
Tandis que triomphant ſur ſon trône de glace,
L'hiver s'enorguillit de voir l'aſtre du jour
Embellir ſon palais et décorer *ſa cour.*

Gleich darauf beſchreibt der Dichter die furchtbare Wirkung der Lavinen. Wir ſetzen nur den geiſtreichen, rührenden Schluß dieſer Stelle hierher:

Les

Les hameaux ſont detruits, et les bois emportés;
On cherche en vain la place où furent les cités,
Et ſous le vent lointain de ces Alpes qui tombent,
Avant d'être frappés, les voyageurs ſuccombent.
Ainſi quand des excès ſuivis d'excès nouveaux
D'un état par dégrè ont préparé les maux,
De malheur en malheur ſa chûte ſe conſomme:
Tyr n'eſt plus, Thèbes meurt, et les yeux cherchent Rome!
O France, ô ma patrie: ô ſéjour de douleurs!
Mes yeux à ces penſers ſe ſont mouillés de pleurs.

Auch hier iſt der letzte Vers der vorhergehenden keineswegs würdig. Nach einer ſolchen Ausrufung, bey einer ſolchen Aufwallung der Vaterlandsliebe, bey einer Vergleichung, die ſo vieles zu denken giebt, iſt der Leſer weit entfernt, noch eine beſondere Verſicherung von der Rührung des Dichters zu verlangen. Ja, beweiſen ſeine Thränen nicht vielmehr, daß er die furchtbare Erhabenheit des von ihm aufgeſtellten Bildes nicht einmal ganz und innig mit ſeiner Empfindung umfaßt?

Die Beſchreibung der Gegenden von Lima im zweyten Geſange mag den Beſchluß dieſer Blumenleſe machen:

Dans les champs où plus près de l'aſtre ardent du jour,
Au ſein de ſes vallons Lima ſent tour à tour
Par le vent de la mer, par celui des montagnes,
Le ſoir et le matin rafraichir ſes campagnes,

Avec bien moins de frais et bien moins d'art encor,
L'homme ſait des ruiſſeaux diſpoſer le tréſor,
Et, ſuivant qu'il répand ou ſuſpend leur largeſſe,
Rétarde ſa récolte ou hâte ſa richeſſe.
Près du fruit coloré la fleur ſ'épanouit,
L'arbre donne et promet, l'homme eſpère et jouit.
Là le cep obéit au fer qui le façonne;
Ici de grappes d'or la vigne ſe couronne;
Et ſans que l'eau du ciel lui diſpenſe ſes dons,
L'homme au cours des ruiſſeaux aſſervit les ſaiſons.
Lieux charmans, où les cieux ſont féconds ſans nuage,
Et qui ne doivent point leur richeſſe à l'orage!
Tant l'art a de pouvoir! tant l'homme audacieux
Sait vaincre la nature et corriger les cieux!

Ehe wir dieſes Werk verlaſſen, müſſen wir noch einen Blick auf die Vorrede werfen. Sie iſt zum Theil gegen den Ausſpruch des Verfaſſers der Conſidérations ſur l'état de la France (Mr. de Meilhan) gerichtet, daß der Abbé Delille das größte Anſehn genießen würde, wenn er, ſtatt zu überſetzen, eigne Arbeiten geliefert und intereſſantere Gegenſtände gewählt hätte. Wenn es unbillig und übereilt war, der ländlichen und beſchreibenden Poeſie das Intereſſe abzuſtreiten, ſo iſt Delille ſeiner Seits nicht billiger, indem er ſich in ſeiner Vertheidigung bemüht, alle andern Dichtungsarten hinter die ſeinige zurück zu drängen. Da Meilhan bey ſeinem Urtheile die Jardins unſers

unſers Dichters vor Augen hatte, ſo führt dieſer Umſtand eine Vertheidigung jenes Gedichtes herbey; und Delille belehrt endlich ſeinen Gegner, daß eine Ueberſetzung Virgils in Verſen ganz andere Schwierigkeiten habe, als eine Ueberſetzung in Proſa. Als ob Meilhan je daran habe zweifeln können! als ob es ihm je eingefallen wäre, das Künſtlertalent in Zweifel zu ziehn, das Delille bey ſeiner Bearbeitung der lateiniſchen Georgika aufgeboten hatte! Das intereſſanteſte in dieſer ganzen Diatribe iſt ohne Zweifel die Anekdote von ſeiner Verbindung mit dem Verf. des Gedichtes ſur la Réligion, dem Sohne des berühmten Racine, die wir ihn hier ſelbſt erzählen laſſen wollen: „Nachdem ich, faſt noch als ein Kind, einige Bücher der Georgika überſetzt hatte, begab ich mich zu dem Sohne des großen Racine. Sein Gedicht über die Religion, in welchem die Poeſie immer nett und natürlich, bisweilen erhaben iſt, gab mir eine eben ſo hohe Meynung von ſeinem Geſchmack als von ſeinen Talenten. Ich ſuchte ihn auf, und bat um die Erlaubniß, mich über eine verſificirte Ueberſetzung der Georgika ſeines Rathes bedienen zu dürfen.“ „Der Georgika! ſagte er mit einem ſtrengen Tone. Das iſt die verwegenſte Unternehmung von der Welt! Mein Freund, Mr. Lefranc, deſſen Talent ich ſehr hochſchätze, hat es unternommen, und ich habe ihm zum voraus geſagt, daß er dabey ſcheitern würde.“ Indeſſen hatte Racine die Gefälligkeit, mir eine Zuſammenkunft in einem kleinen Hauſe zuzuge-

ſtehn, wohin er ſich wöchentlich zweymal zurückzog, um Gott in der Einſamkeit die Thränen zu opfern, mit denen er den Tod ſeines einzigen Sohnes, eines jungen Menſchen von den größten Hofnungen, beweinte, der ein unglückliches Opfer des Erdbebens von Liſſabon geworden war. Ich begab mich in dieſes Haus, und fand ihn am Ende des Gartens in einem Cabinet, allein mit einem Hunde, den er außerordentlich zu lieben ſchien. Er wiederhohlte mir zu verſchiedenen malen, wie gewagt ihm mein Unternehmen vorkäme. Ich las indeß, mit großer Aengſtlichkeit, einige dreyßig Verſe. Er hielt mich auf und ſagte: „Ich rathe Ihnen jetzt nicht mehr von ihrem Vorſatz ab; ſondern im Gegentheil, ich ermahne Sie, ihn auszuführen!“ Nicht oft in meinem Leben habe ich eine ſo lebhafte Freude gefühlt. Dieſe Zuſammenkunft, dieſe beſcheidne Einſamkeit, dieſes Cabinet, in welchem meine jugendliche Einbildungskraft die zärtliche Frömmigkeit, die keuſche und religiöſe Poeſie, die beſcheidenſte Philoſophie, und eine unglückliche aber ergebene Vaterliebe vereinigt ſah; der ehrwürdige Reſt einer berühmten Familie, die im Begriff war zu erlöſchen, deren Ruhm aber niemals erlöſchen wird; alles dieſes hat einen tiefen und dauerhaften Eindruck in meinem Herzen gelaſſen. Ich ging weg, voll von Eifer und Freude; denn ich glaubte nicht bloß die Stimme des Sängers der Religion, ſondern ſelbſt einige Töne des Verfaſſers der Athalie gehört zu haben, und ich verfolgte mein mühſames Unternehmen,

nehmen, das mir Lobsprüche zugezogen hat, die ich mir zur Ehre rechne, und Kritiken, die ich benutzt habe."

Wir verbinden mit der Rezension der Géorgiques françaises die Anzeige einer poetischen Uebersetzung dieses Gedichtes, die unter folgendem Titel erschienen ist.

Der Landmann. Ein Gedicht in vier Gesängen nach Delille; *von K. L. M. Müller.* Leipzig bey Salomo Linke. 1801. 44. und 214. S. 8.

Wenn man dieser Uebersetzung auch keinen unbedingten Beyfall ertheilen kann, so muß man doch dem Verfasser derselben das Verdienst zugestehn, mit Geist und Liebe gearbeitet zu haben. Sein Ausdruck ist meistentheils poetisch und kräftig, und er drückt das Zarte und Liebliche des Originals eben so wie das Erhabene und Große öfters mit Glück aus. In Rücksicht auf die Kunst aber steht er weit hinter seinem Original zurück.

Bisweilen vermißt man die Deutlichkeit, noch öfterer den leichten, immer zierlichen, oft fortreißenden Versbau desselben. Sein Ausdruck ist nicht immer gewählt, die Zusammenstellung der einzelnen Redeglieder nicht immer concinn genug. Daher verliehren die häufigen Gegensätze von ihrer Bedeutsamkeit; die zusammengedrängten Sentenzen von ihrer Kraft, indem sie sich in mehrere Verse vertheilen, und von einander fließen. Der Verf. scheint mit seiner Arbeit allzu sehr geeilt zu haben. Was daher durch die Anwendung eines ge-

schmackvollen Fleißes allein gewonnen werden kann, die Vollendung der äußern Form, und der Schein der größten Leichtigkeit bey der größten Correktheit, wird hier vorzüglich vermißt. Besonders bedarf die Versification noch großer Verbesserungen. Herr M. hat sich der reimfreyen Jamben bedient, und er hat kein Bedenken getragen den fünffüßigen Vers mit eilf- zwölf- und dreyzehnsylbigen so häufig abwechseln zu lassen, daß der eilfsylbige beynah der herrschende Vers des Gedichtes geworden ist. Bisweilen schließt er einen Absatz mit einem Reime, wie Shakspear seine Scene; ja, hin und wieder sind die Reime selbst durch ganze Abschnitte fortgeführt. Wir hätten diese Verzierung gern entbehren wollen, wenn dafür auf die Bildung der Verse selbst etwas mehr Fleiß gewendet, die Richtigkeit der Quantitäten genauer beobachtet und manche harte, allzu oft wiederkehrende Elisionen vermieden worden wären.

Die Beschreibung der Alpengegend, die wir oben im Original mitgetheilt haben, mag hier zur Probe stehn:

Hier, noch bescheiden aus der Wiege tretend,
Schleicht furchtsam hin ein Bach in dünnen Fäden,
Und dort stürzt schäumend sich mit wildem Toben
Herab der Wasserfall. — Hier scherzt der Zephyr,
Dort tobt der Nordsturm: da erblicket ihr
Vereint Vulkan' und Weinberg', und der Donner
Mischt sein Gebrüll zum Ton der Hirtenflöte.
Hier dehnt ein muntres Thal sich fruchtbar hin,
Und dort starr'n Felsen erdelos empor,

Der

Der alten Welt Gebeine; ihren Fuß
Bedeckt der Frühling und ihr Haupt der Winter.
Dich grüßt mein Lied furchtbarer Montanverts,
Prachtvoller Jura, ungeheure Schichten
Von Schnee und Eis, formlose Säulenreihen
Des Wintertempels! schimmernde Prismaten,
Die, spottend selbst der Sonne, die sie färbt,
Durch Gold und Purpur ihren Glanz erhöhen!
Indeß, auf seinem Eisthron triumphirend,
Der Winter stolz sich freut, wie das Gestirn
Des Tag's verschönert seines Hofes Sitz!

Den ebenfalls oben angeführten Schluß der Beschreibung des Ruins, welchen die Lavinen bisweilen in Alpengegenden hervorbringen, hat der deutsche Ueberseßer so nachgebildet:

Es sinken Dörfer, Wälder stürzen nieder,
Und großer Städte Platz sucht man umsonst.
Ja selbst der ferne Wind der sinkenden
Gebirge stürzt den Wandrer ungetroffen
Darnieder. So erzeugen Greuel immer
Durch neue Greu'l gemehret stufenweis
Des Staates Elend, bis von Unglück sinkend
Zu Unglück nun sein Sturz vollendet ist!
Wo sucht der Blick jetzt Tyrus, Theben, Rom!
O Frankreich! Vaterland; du Wohnplatz bittrer Schmerzen,
Mein Auge weint dir zu aus gramerfüllten Herzen.

Von den zahlreichen und oft überflüßigen Anmerkungen des Originals hat der Ueberseßer nur die nothwendigsten beybehalten und auch diese größtentheils zweckmäßig abgekürzt.

XV.

Franzöſiſche Literatur.

Hermann et Dorothée, en neuf chants, poëme allemand de Goethe, traduit par *Bitaubé*, membre de l'inſtitut national de France etc. De l'inprimerie de Didot jeune, Paris, Treuttel et Wurtz, Strasbourg. 250 S. 18mo. Die Ueberſetzung dieſes Gedichtes iſt in die Hände eines geſchickten und mit dem Geiſte der deutſchen Literatur nicht ganz unbekannten Mannes gefallen, der den deutſchen Charakter deſſelben wenigſtens nicht zu vertilgen geſucht hat. Ein Gedicht, wie dieſes, in Proſa, wird zwar ein ewiger Widerſpruch bleiben, den nur eine Nation zu ertragen vermag, deſſen Poeſie dem Gebiete der Proſa oft ſo nahe liegt, daß die Gränzen in einander fließen, und deſſen lockere Verſifikation mit allzuweniger Schwungkraft begabt iſt, um den Geiſt in den Regionen der idealen Welt zu erhalten. Wie ſehr auch in dieſer ſorgfältig gearbeiteten Ueberſetzung die idealiſche Einfachheit und der poetiſche Glanz des Vortrags zerſtört worden, kann folgende Stelle aus der Beſchreibung des Zuſammentreffens am Brunnen fühlbar

bar machen: Elle a déscendu les larges dégrés, accompagnée d'Hermann; ils s'aſſeyent ſur le petit mur de la ſource. Elle ſe baiſſe ſur l'eau pour y puiſer; il prend l'autre cruche, et ſe baiſſe ſur la même eau. Ils voyent leurs images flottantes ſur un ciel azuré; ils ſe parlent par un leger mouvement de tête, et ſe ſaluent tendrement dans ce miroir. Je veux m'abreuver de cette eau, dit auſſitôt le jeune homme ſatisfait. Elle lui préſente la cruche. Ils reſtent aſſis ſur le mur avec une confiance ingénue, appuyés ſur les vaſes. Cependant elle dit à ſon ami: Parle, comment te rencontré-je en ce lieu? et cela ſans ta voiture et tes chevaux, loin de celui où je t'ai vû pour la prémière fois; pourquoi es tu venu ici? — Hermann penſif baiſſait ſa paupière. Il lève enſuite un regard paiſible vers Dorothée, l'attache avec tendreſſe ſur les yeux de ſon amante et il ſent que ſon coeur ſe calme et ſe raſſure. Cependant lui parler de ſon amour, il ne l'aurait pu; le regard de la jeune perſonne n'annonçait point d'amour, mais de l'intelligence et de la ſageſſe, et commandait une réponſe dictée par la raiſon etc. Nun vergleiche man das Original:

Alſo ſprach ſie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen ſetzten

Beyde

Beyde ſich nieder des Quells. Sie beugte ſich über zu ſchöpfen;
Und er faßte den andern Krug und beugte ſich über.
Und ſie ſahen geſpiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwankten und nickten ſich zu, und grüßten ſich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, ſagte darauf der heitere Jüngling;
Und ſie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten ſie beyde, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; ſie aber ſagte zum Freunde:
Sage, wie find' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde,
Ferne vom Ort, wo ich erſt dich geſehn? wie biſt du gekommen?
Denkend ſchaute Hermann zur Erde. Dann hob er die Blicke
Ruhig gegen ſie auf, und ſah ihr freundlich in's Auge,
Fühlte ſich ſtill und getroſt. Jedoch ihr von Liebe zu ſprechen,
Wär' ihm unmöglich geweſen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verſtand und gebot verſtändig zu reden.

Man ſieht, die Ueberſetzung iſt ziemlich getreu und doch iſt der Charakter einer naiven Heiterkeit nur ſehr ſchwach in ihr ſichtbar. Manches, was in dem Original maleriſch und bildend iſt, iſt hier ſentimentaliſch geworden, und ob es gleich unmöglich

lich war, das Anmuthige und Zierliche der Situation selbst zu vernichten, so ist doch alles viel steifer und kälter geworden. Einiges liegt hier in der Natur der Sprache selbst; das meiste aber in dem Mangel des leichten Spiels der Versifikation, der bedeutenden Gegensätze, des belebenden Steigens und Fallens der einzelnen Glieder, wodurch das Gemählde zwar nicht mehr Glanz, aber eine größere, emporstrebende Leichtigkeit erhält.

Es ist natürlich, daß dieser Mangel an solchen Stellen ganz vorzüglich fühlbar wird, wo das Original, im Vertrauen auf die innere belebende Kraft seiner Poesie, den äußern Schmuck der poetischen Sprache fast ganz verschmäht. Die treue prosaische Uebersetzung läßt hier ohne ihre Schuld den Dichter fast zur Trivialität herabsinken, und die einzelnen poetischen Beywörter und Phrasen dienen nur dazu, uns auf eine bedenkliche Weise an die höhern Gegenden zu erinnern, aus denen der Dichter herabgerissen worden. Wir wollen unter vielen Stellen, die sich uns in dieser Rücksicht darbieten, nur eine aus dem Anfange des dritten Gesanges ausheben: Quiconque a vu des villes propres et vastes, n'a pas de repos qu'il n'ait embelli celle où il est né, quelque petite qu'elle soit. Chaque étranger ne loue-t-il pas nos portes que nous avons réparées, la tour que nous avons blanchie, l'église qui semble être nouvellement construite? Ne loue-t-il pas notre pavé, nos canaux couverts où l'eau coule abondamment, si bien distribués pour nos bé-

soin

soins et pour notre sûreté à la prémière apparence d'un incendie? tout cela n'a-t-il pas été fait depuis notre grand désastre? J'ai six fois dans notre conseil eu la place d'inspecteur des bâtimens; je puis dire qu'en poursuivant avec ardeurs mes entrepriſes, en achevant des travaux commencés par des hommes probes, et restés imparfaits, j'ai obtenu, mérité l'approbation et les remercimens sensibles des bons citoyens. Chaque membre du conseil prit enfin de l'émulation etc.

Denn wer die Städte gesehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sey, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bey uns die ausgebesserten Thore,
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaster? die wasserreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer sogleich beym ersten Ausbruch gewehrt sey?
Ist das nicht alles geschehn seit jenem schrecklichen Brande?
Bauherr war ich sechsmal im Rath und habe mir Beyfall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,

Was

Was ich angab emsig betrieben, und so auch die Anstalt
Redlicher Männer vollführt, die sie unvollendet verliessen.
So kam endlich die Lust in jedes Mitglied des Rathes.

Die Bemerkungen, welche der Uebersetzer in der Vorrede über dieses Gedicht macht, gehen nicht sehr tief. Er bemerkt, daß der Verf. selten in seinem eignen Nahmen spreche, daß das Gedicht, wie die Homerischen, größtentheils dramatisch sey; daß der Dichter noch mehr thue, als Horaz verlange, indem er nicht bloß den Leser in medias res, non secus ac notas, reiße, sondern die Exposition durch die handelnden Personen selbst machen lasse; daß er den Leser durch treue Schilderung der Sitten und Gebräuche in die Scene der Handlung versetze u. s. w. Besser als diese bloß von dem Aeußern hergenommenen Bemerkungen, ist folgendes: „Wenn man bloß nach der Einfachheit des Stils und der naiven Darstellung der Leidenschaften urtheilen wollte, so würde man dieses Gedicht für ein Ueberbleibsel aus dem entfernten Alterthum halten. Der Gegenstand ist höchst einfach, aber der Geist des Verfassers hat ihn fruchtbar und groß zu machen gewußt. — Die Naivität (ingénuité) der Charaktere Dorotheens, Hermanns und seiner Mutter rühren das Gemüth. Diese Naivität entspringt aus der Reinheit und Einfachheit ihrer Sitten, wovon man ein merkwürdiges Beyspiel in dem Geständniß findet, welches

ches Dorothee in Gegenwart der Familie und Freunde Hermanns in einem Augenblicke ablegt, wo eine lebhafte Rührung ihr Gemüth bewegt hat. — Der Dichter besitzt die Kunst, den Leser abwechselnd zu rühren und zu belustigen, ohne daß das eine dem andern schade; ja es finden sich in seinem Gedichte mehrere Stellen, welche beyde Wirkungen beynahe zu gleicher Zeit hervorbringen, wie z. B. die Erzählung des Apothekers im ersten Gesang, in welcher der pathetische Stoff durch den Charakter und den Ton des Redenden einen komischen Anstrich bekommt. Solche Stellen erregen, um mich eines homerischen Ausdrucks zu bedienen, ein mit Thränen vermischtes Lächeln."

Epître à Virgile sur la bataille de Maringo par *M. D. Cubières.* 16 S. 12. L'an. IX. Die Achtung, welche Bonaparte bey dem ersten Feldzuge in Italien dem Schatten Virgils bezeigte, gab die Idee zu dieser Epistel, in welcher der Verf. den Sänger der Aeneide auffordert, die Thaten des corsikanischen Helden zu besingen.

Peins-nous tous ces soldats l'un sur l'autre éclancés,
Qui de sang tout couverts et plus encore de gloire,
Ont pris, cédé sans honte et repris la victoire.

Eine Zusammenstellung, wie die in dem mittelsten Verse, wo zwey ganz verschiedenartige Dinge durch einen metaphorischen Ausdruck verknüpft werden, würde Virgil schwerlich billigen und ihn den Oviden überlassen. Der Dichter fährt fort:

Virgile,

Virgile, tu le dois: ce rival d'Alexandre,
Charmé de tes écrits, vint honorer ta cendre.
Ton laurier eſt encore humide de ſes pleurs.

Wir zweifeln, daß Virgil geneigt ſeyn dürfte, einer ſo proſaiſchen Aufforderung Gehör zu geben. Wie möchten ſeinem, an die Fülle des römiſchen Hexameter gewöhntem Ohre ſo leere Verſe gefallen?

Eloge de Montaigne par *Henriette Bourdic-Viot.* An VIII. à Paris, chez Ch. Pougens. Keine prächtige Lobſchrift auf einen Schriftſteller, welcher ihrer nicht bedarf; aber eine geiſtreiche, gefühlvolle Schilderung ſeines Charakters und ſeiner Tugenden. Ueberall ſtößt man auf feine Bemerkungen, die der Verfaſſerin von ihrem Herzen eingegeben ſcheinen, und das Ganze läßt, was jede Lobſchrift thun ſollte, ein Gefühl der Bewunderung für ihren Gegenſtand zurück, und erregt, ein Verlangen, mit dieſem Gefühle und ofnerem Sinne, das Werk des unſterblichen Moraliſten zu leſen.

Les Helvétiens en huit chants, avec des notes hiſtoriques par *Ch. François-Philibert Maſſon*, cit. François. Paris chez Ch. Pougens. An. VIII. Den Inhalt dieſes hiſtoriſchen Heldengedichts, welches in Frankreich mit vorzüglichem Beyfalle aufgenommen worden, macht das mislungene Unternehmen Karl des Kühnen gegen die Schweiz, durch deren Eroberung er ſich den Beſitz eines Königreiches zu gründen hoffte, das von der Nordſee bis zum mittelländiſchen Meere keine

Gränzen haben ſollte, als den Rhein und Frankreich. An der Spitze eines Heeres von ſiebzigtauſend Mann rückt er gegen das friedliche Helvetien vor, deſſen Einwohner ihm eine Geſandtſchaft mit der Bitte um Frieden entgegen ſchickten. Karl nimmt ſie nach einigen Schwierigkeiten an. Ungeblendet von dem Glanze der königlichen Würde, in welcher der Fürſt ſich ihnen zeigt, tritt einer derſelben, Adibert, vor:

Son front peint l'aſſurance et la ſérénité.
Il parle, Charle écoute, et la voûte réſonne.
„Prince, dont la puiſſance et les vaſtes projets,
Effrayant l'univers, menacent ma patrie,
Nous t'apportons encor le ſalut et la paix,
Au nom des féderés de la libre Helvétie.
Au peuple ſouverain ton meſſage remis,
Le ſomme, en l'outrageant, de voir en toi ſon maître,
Il pourra te placer au rang de ſes amis,
Si ton ambition peut ſe borner à l'être.
Pour venir en ces lieux nous impoſer tes lois,
Dis nous, prince, quels ſont tes titres et tes droits?
Homme ſemblable à nous, nous as-tu donné l'être?
Diſpenſes-tu les jours, règles-tu les ſaiſons,
Verſes-tu les torrens du haut de nos montagnes,
Voyons-nous ſous tes pas reverdir nos campagnes,
Ton ſouffle ſerait-il l'air que nous reſpirons?
Non: nos ſimples bergers, au lieu qui les vit naître,
Vivent indépendans, ſans même te connaître.
L'homme n'eſt point à l'homme, il eſt au créateur. — —

Auf

Auf diese und andre Erinnerungen des Redners, in denen wir mehr Anspruch, als wahre Würde und Erhabenheit finden, läßt ihnen Karl durch einen seiner Vasallen befehlen, sich als Unterthanen vor ihm nieder zu werfen, und so seine Antwort zu erwarten. Sie entfernen sich. Karl schickt ihnen Soldaten nach, die sie ermorden sollen, aber die Einwohner von Granson kommen den Gesandten zu Hülfe. Karl fordert seine Truppen zur Rache auf, und mit ihm verbindet sich das Ungeheuer des Feudalsystems (Son front est sous l'acier, son coeur est sous l'airain.) Die Armee bricht auf. Zweyter Gesang. Ludwig der XI. schickt den Schweizern einen Anführer Rustan zu Hülfe. Dieser verirrt sich in den Alpen und kömmt in die Höhle eines Greises und seiner Tochter, wodurch eine interessante Episode entsteht, die beynah den ganzen Gesang füllt. Wir führen aus demselben eine Beschreibung der Gletscher an:

Un sommet isolé, qu'il gravit avec peine,
Doit enfin dominer et regarder la plaine;
Mais ce sommet altier n'est encore en ces lieux
Qu'un modeste vallon ceint de monts sourcilleux.
Les montagnes en grouppe et les rochers en masse,
Revêtus de frimats et hérissés de glace,
De mille pics aigus vont déchirer les airs;
L'astre brillant du jour sourit à leur audace,
Et de leur front superbe éclaire les déserts.
De la pourpre, de l'or, du lys et de la rose,
Il donne à ces frimats les reflets éclatans;
Sur son trône glacé l'hiver qui s'y repose,
Y paraît couronné de l'émail du printems.

Dritter Gesang. Die Armee der Schweizer erhält Nachricht von einem schändlichen Betruge, mit welchem Karl die Einwohner von Granson getäuscht hat. Von dem Verlangen, sich zu rächen, beseelt, bricht sie auf. Es kömmt zu einer Schlacht, in welcher die tapfern Schweizer die Reihen des feindlichen Heeres durchbrechen und es in die Flucht schlagen:

En vain Charles paraît, promet, menace, ordonne,
Il ne peut arrêter le torrent des fuyards.
Renversés, entraînés, à ce choc qui l'étonne,
De ses preux chevaliers la troupe l'abandonne;
Et son coursier blessé, hennissant, furieux,
Se cabre, se tourmente et l'emporte avec eux.

Das siegreiche Heer verfolgt die Besiegten bis unter die Wälle von Granson. Der Anblick der unglücklichen Schlachtopfer der Wuth Karl's, deren Leichname dieser an die Mauern der Stadt hatte aufhängen lassen, erregt ihre Wuth von neuem. Sie stürzen sich auf die Anführer des Heers, richten eine furchtbare Niederlage unter ihnen an und treten bey der Eroberung des Lagers Karl's Schätze, die ihre Begierden nicht erregen können, in den Koth. Der Dichter schließt die Beschreibung der Schlacht mit einem interessanten Zuge der Empfindung.

Un jour le vigneron sur ces côteaux paisibles,
Mariant les ormeaux et les vignes flexibles,
Roulera sous ses pas des ossemens blanchis.
Chantant à cet aspect ses aïeux invincibles,

Il ſuspendra le cours des ſes traveaux pénibles,
Et rejoindra plus gai ſes foyers affranchis.

Vierter Geſang. Dieſer Geſang fängt mit einem allegoriſchen Traume des tapfern Friedel an, der unter den Geſandten der Schweizer eine Rolle ſpielte und jetzt durch die Wunden, die er bey dem meuchelmörderiſchen Ueberfall bey Granſon erhalten hatte, von der Theilnahme an der Schlacht abgehalten wird. Er liebt Adulien, Alperies Tochter, die, mit Wilhelm Tells Waffen bedeckt, Wunder der Tapferkeit thut. Fünfter Geſang. Karl, durch ſeine Niederlage erbittert, erſchöpft die Kraft ſeiner Staaten und ſtellt eine noch furchtbarere Armee in das Feld. Yolande von Savoyen, Ludwig XI. Schweſter, führt ihm, um ſein unempfindliches Herz zur Liebe zu rühren, in eigner Perſon Hülfstruppen zu. Bewafnet gefällt ſie ihm:

Elle plut au héros ſous cet aſpect ſauvage;
Il loua ſa beauté lorsqu' il vit ſon courage.

Eine vorzügliche Zierde dieſes Geſangs iſt die Epiſode von dem tragiſchen Ende der ſchönen Saphire und des jungen Roſembaut, eines tapfern burgundiſchen Helden. Sechſter Geſang. Karl bemächtigt ſich der Gegenden um den Genferſee, und ſein Miniſter Archambaud belaſtet die eroberten Provinzen mit dem Joche der drückendſten Tyranney:

L'homme libre rugit, meurt ou briſe ſa chaine;
Le lâche la demande, et la baiſe et la traîne;

Et le faible ſoumis, la trempant de ſes pleurs,
D'un ciel indifférent implore des vengeurs.
L'humanité gémit, la fierté s'humilie,
Et la liberté ſainte, et proſcrite et trahie,
Fuit ſur ces rocs déſerts, ou rentre au fond des coeurs.

Murten wird belagert. Die Schweizer ziehen ein Heer von fünf und zwanzig tauſend Mann zuſammen, und mit ihnen vereinigt ſich der Herzog von Lothringen, welchen Karl ſeines Landes beraubt hat. Nach einigen glücklichen Unternehmungen ſchleicht ſich die Göttin der Zwietracht in das Lager der Schweizer; aber die Beredſamkeit des weiſen Eremiten, bey welchem Ruſtan (im IIten Geſ.) eingekehrt war und der jetzt mit ſeiner reitzenden Tochter Hevila in das Lager kömmt, vereitelt ihre Bemühungen und ruft die Eintracht und den Enthuſiasmus für die Freyheit wieder zurück. Siebenter Geſang. Der fanatiſche Angelo, ein Mönch, treibt den Herzog von Burgund zur Rache an. Karl führt ſeine Armee in's Schlachtfeld und es erfolgt die merkwürdige Schlacht bey Murten. Die Schweizer erheben ein furchtbares Kriegsgeſchrey:

La terre en tresaillit, et les cieux l'entendirent.
Des Alpes au Jura les echos rétentirent:
Liberté! Liberté! Ces mots de tous côtés,
De vallée en vallée ont été répétés;
Et ſur les monts émus le pin qui ſe balance,
Et le torrent qui tombe, et l'aigle qui s'élance;

Sur

Sur les rocs réſonnant et dans l'air agité,
Tout ſemblait dire encor, Liberté! Liberté.

Schon entſcheidet ſich die Schlacht für Karl, als ſich Halvil, einer der Schweizerhelden, in die Reihen der Burgunder ſtürzt:

— Lui même accourt, les retient, les rappelle.
Ses formidables cris au loin ſont entendus:
„Fils de la liberté, mourons donc avec elle.
„Voulons-nous, vivre encor ſi nous ſommes vaincus?
„Suivez-moi combattans! *Ah vous pouvez m'en croire,*
„C'eſt en cherchant la mort qu'on trouve la victoire.“
Il crie et s'élançant dans les rangs ennemis,
Il les fend, il les ouvre à ſes braves amis.

Die Soldaten des Herzogs werden zum Weichen gebracht. Es erfolgen einige Zweykämpfe. Umſonſt thut Karl Wunder der Tapferkeit; die Seinigen fliehn nach einer großen Niederlage. Auch die Schweizer haben großen Verluſt erlitten. Nach der Schlacht beweinen die Weiber und Mütter der Erſchlagenen ihre Todten. Es iſt ein glücklicher Gedanke des Dichters das Spiel des Schickſals auf dem Schlachtfeld zu erwähnen, „das den Leichnam des Siegers mit dem des Beſiegten paart;“ aber das, was nur hätte angedeutet werden ſollen, wird durch die Ausführung ein wenig froſtig:

Les vainqueurs ſont couchés ſur les corps des vaincus.
Dieu! leurs membres glacés ſe croiſent et s'enlacent!

Le guerrier expirant près de son assassin,
Comme un dernier ami le presse sur son sein,
Et sur le champ de mort les ennemis s'embrassent!

Achter Gesang. Die siegreichen Schweizer gehen zu Rathe, ob sie den Herzog verfolgen sollen. Der Herzog von Lothringen und Diesbach rathen, in Karls Provinzen einzudringen und hier die Tyranney in ihren Quellen zu zerstören. Der weise Flüe widersetzt sich diesem jugendlichen Rathe, wird aber nicht gehört. Flüe kehrt in seine Einsamkeit zurück. Hier sucht ihn Rustan auf, mit Wunden bedeckt, und erzählt ihm die Verrätherey von Camboisse. Der Alte giebt ihm seine liebenswürdige Tochter zur Gattin. — Indessen verfällt Karl in eine Art von Wahnsinn:

Sur les rives du Doubs le tyran emporté,
Allait cacher sa honte et dévorer sa rage:
Là, dans un noir chateau, l'effroi de ce rivage,
Il couvait sa vengeance au centre d'une tour,
Comme un sombre hibou le fruit de son amour.

Endlich bricht er mit verdoppelter Wuth gegen die Schweizer los und es kömmt zu der Schlacht bey Nancy. Karl empfängt den Tod von den Händen der tapfern Adulie, die in ihm den Tod ihres Geliebten, Fridel, rächt. Diese Scene hat viel Kraft. Die ungestüme Heldin wirft den Herzog zu Boden; er glaubt sein Leben zu retten, wenn er sich seinem Gegner nennt:

Mais plus terrible encor l'Helvétien s'écrie:
„C'est toi qui periras! Crois-tu donc aujourdhui,

Tyran

Tyran dont la fureur alluma cette guerre,
Quand le ſang des humains fume et trempe la terre,
à l'abri de ton nom, échapper à ton ſort?
Ah ce nom déteſté ſera ton cri de mort.
La liberté triomphe en ce moment ſuprême.
. . . . . .
Tombe, fier conquérant, ſous la main d'une femme."
Le tyran à ces mots ſent friſſonner ſon âme,
Et ſuccombe bientôt ſous l'effort du vainqueur,
Glacé, comme le fer qui lui perce le coeur.

Dieſes Gedicht, welches voll glänzender Beſchreibungen, feuriger Reden und gehaltvoller Sentenzen iſt, zeigt überall einen Verf. von Geiſt und Talent. Aber die Anzahl der großen epiſchen Dichter zu mehren, dürfte er ſo wenig als der Verf. der Henriade berufen ſeyn. Hierzu iſt noch etwas mehr erforderlich, als jene Eigenſchaften, die nur hinreichen, einen beredten Verſificator, aber nicht einen genialiſchen Dichter auszuſtatten.

Fables de Leſſing, en Allemand et en Français; avec deux traductions, dont une interlinéaire et propre à faciliter l'etude de l'allemand. Paris chez König. etc. An VIII. 8. Der Verf. dieſes Buchs iſt der, durch eine Menge Ueberſetzungen bekannte A. M. H. Boulard, welcher ſeine Landsleute ſchon mit Kleiſt's Frühling, Hallers Alpen, einigen Gedichten von Klopſtock und Zachariä in wohlgerathenen Ueberſetzungen bekannt gemacht hat. Leſſings Fabeln zur Be-

förderung des Studiums der deutſchen Sprache einzurichten, und durch ſie den Lernenden ſogleich einen vortheilhaften Begriff von dem Witze der Deutſchen zu geben, war kein übler Gedanke; auch kann man es dem Herausgeber immer zu Gute halten, daß er ſich, um die Bequemlichkeit ſeiner Landsleute zu ſchonen, der an ſich wenig empfehlungswerthen Methode einer interlineariſchen Ueberſetzung bedient. Auf den mit vieler Mühe ſo eingerichteten Text folgt die unveränderte Ueberſetzung der Fabeln von Antelmy. (Paris 1764.) Als Zugabe erhält man noch ein Leben von Leſſing und einige Maximen aus dem Manuel de morale (Paris 1771.), die in das Deutſche überſetzt und ebenfalls mit einer buchſtäblichen Interlinear-Verſion begleitet ſind. Auf eine gleiche Weiſe und zu demſelben Zwecke bearbeitet ſind eine Anzahl Idyllen von Geßner erſchienen, unter dem Titel:

Idylles et poèmes champêtres de Geſsner, avec une verſion interlinéaire par *A. M. H. Boulard.* Paris, Colnet. II. Vol. 8vo. 400 S.

Eglogues de Virgile, traduites en vers français, avec le texte latin, accompagnées de la traduction en vers de pluſieurs morceaux de Théocrite, Bion et Moſchus et de l'epiſode de Nyſus et d'Euryale; par *P. F. Tiſſot*, fils aîné An. VIII. Paris. chez Vatar etc. 191. S. 8. Der Ueberſetzer handelt in der Vorrede von den Bewegungsgründen zu ſeiner Arbeit, der Methode, die er dabey beobachtet hat, von der bukoliſchen Gat-

Gattung überhaupt und von den Dichtern, die ſich darinne ausgezeichnet haben. In ſeiner Ueberſetzung hat er ſich vor Latinismen und unrichtigen Ausdrücken nicht genug gehütet: doch iſt ihm ſeine Arbeit an vielen Stellen, vorzüglich in den beſchreibenden, gelungen Eine Stelle aus der IIIten Ekloge mag zur Probe dienen:

Je n'oſe rien risquer, hélas! de mon troupeau;
Il me faut craindre un père, une marâtre avare:
Chacun d'eux au retour, le compte et le ſépare.
Mais puisque ton orgueil cherche un tel différend,
Voici, tu l'avoueras, un gage bien plus grand.
Oui, je dépoſerai deux beaux vaſes de hêtre,
Oeuvre d'Alcimedon, ce rare et divin maître.
Autour d'eux répandu, le lierre des forêts
De ſon feuillage obscur couvre ſes noirs bouquets,
L'artiſte, dans le fond, grava la double image
De ce Conon fameux, et ... quel eſt l'autre ſage
Qui decrivit le globe, et marqua les ſaiſons
Propres aux ſoins divers du labour, des moiſſons?
Mes lèvres n'ont jamais touché ce bel ouvrage.

Elémens de critique dramatique, contenant une analyſe du théâtre ſous les tîtres ſuivans: de la tragédie, du tragi-comique, de la comédie, de la pantomime et de la farce: avec un coup d'oeil ſur l'éducation des acteurs grecs et romains etc. Ouvrage traduit de l'anglais de *William Cooke* par *P. F. Aubin*. Paris, Carteret. An VIII. 8vo. Die Ueberſetzung dieſes

auch

auch unter uns bekannten Buches, welches 1774 zu London erschien, kann bey seiner Mittelmäßigkeit schwerlich dazu dienen, bey den Franzosen den Wahn des alleinigen und ausschließenden Besitzes der dramatischen Kunst zu erschüttern. Die ängstliche Anhänglichkeit an die Regeln des Aristoteles, der Mangel an höhern Prinzipien von dem Wesen der Kunst und die eben so einseitigen als beschränkten Gesichtspunkte, welche der Engländer wählt, können keine fruchtbare Wirkung für die Verbesserung der Kritik haben. Die Uebersetzung selbst ist sehr mittelmäßig und an einigen Stellen verfehlt.

Le Défenseur de la philosophie, ou Réponse à quelques Satires dirigées contre la fin du XVIII. Siècle. Satire par un ami des arts, des lettres et des moeurs. Paris chez Moller. An IX. Diese Satyre, welche man dem bekannten Pilis beylegt, vertheidigt auf eine treffende und anziehende Weise die (freylich oft gemisbrauchte) Philosophie gegen die Angriffe, die sie von einem Pillet, Doigny, Laharpe, Delille ꝛc. hatte erdulden müssen, indem er zugleich den schneidenden und wegwerfenden Ton der schreibenden Jugend in Beurtheilung wohlgegründeter Reputationen nach Verdienst behandelt. Er erblickt Schaaren von jungen Reimern:

Qui s'armant des crayons des Boileaux, des Molières,
Pour peindre tour à tour nos vices, nos travers,
Font de grands vers en prose, et de la prose en vers.

Le

Le ſiècle, à les entendre, eſt à ſa décadence.
La ſtrophe de Lebrun eſt vide de cadence;
Et Chénier froid et ſec, dans ſa jeune ſaiſon,
A manqué de vigueur par excès de raiſon.

Delille wird mit dem Grafen Rivarol auf eine witzige Art zuſammengeſtellt:

Faut-il louer encor Rivarol et Delille?
Mon cher Comte, ſalut! Salut, Abbé Virgile!
Vous ſouvient-il du tems, où chers aux beaux eſprits,
Tous deux vous poliſſiez d'ingénieux écrits?
Les Jardins, chez Bleuet, venaient-ils de paraître?
Le Navet et le Chou *) ne tardaient point à naître.
L'un de l'autre ennemis, l'un de l'autre rivaux,
Vous cherchiez à briller par vos divers travaux.
Cependant fatigués de planer dans les nues,
Vous laiſſez répoſer vos lyres détendues.
Que dis-je? Rivarol n'a-t-il pas, depuis peu,
Fait un livre ſublime en l'honneur du bon Dieu;
Et le long proſpectus d'un long Dictionnaire
Où n'entre pas un mot révolutionnaire?

Ueber Delille's häufige Verſprechungen der zahlreichen Werke, die er noch herausgeben will, heißt es weiter hin:

Il promet, il promet: que ne promet-il pas?
Tout Virgile traduit, tout Pope, tout Homère...
Delille, Rivarol, grands hommes, s'il en fut,
Suivent les mêmes lois, tendent au même but.

De

*) Le Navet et le Chou, eine Satyre Rivarol's auf Delille's Jardins.

De leur rare talent qu'un faquin ſe défie!
Ils ſont les ennemis de la philoſophie,
Et l'anti-philoſophe a toutes les vertus.

Nach dieſen ſatyriſchen Angriffen auf die größern Helden der antiphiloſophiſchen Sekte, kommt er zu dem Troß zurück — den imitatorum pecus — den er mit Lebhaftigkeit und Energie alſo anredet:

Imberbes agreſſeurs de rage tout gonflés,
Petits Auteurs ſiflans, quoique toujours ſiflés.
Parlez. Eſt-ce Voltaire, eſt-ce le bon Panagé *),
Qui furent les auteurs des crimes de notre âge?
Serait-ce Helvetius, le ſage Devoré,
Par ſa philantropie en tout tems dévoré?
Fontenelles enfourré dans ſa robe de chambre,
Ruminait-il jadis les meurtres de Septembre?
Meurtres qu'il faut maudire, et non pas rappeller,
Meurtres que vos tableaux ſemblent renouveler,
Meurtres que je déteſte, et qu'avec politeſſe
Votre Muſe ſe plaît à me peindre ſans ceſſe!
Peut-être quelque fois vous avez lû Raynal:
Eſt-ce lui qui créa cet affreux tribunal
Où périt Lavoiſier, où des bourreaux ſuperbes
Osèrent à la mort envoyer Malesherbes?
. . . . . .
Eſt-ce le bon Rouſſeau, Rouſſeau le génévois,
Qui d'un noir Jacobin fit entendre la voix,
Et qui déshonorant ſon nom et la tribune
Dénonça la vertu, proſcrivit l'infortune?
Et la loi des ſuspects, abhorrée en tout lieu,
Y réconnaiſſez-vous l'eſprit de Montesquieu?

Elémens

*) Touſſaint, Verfaſſer des Buchs, Les Moeurs.

Elémens de Perſpective pratique, à l'uſage des artiſtes, ſuivis de réflexions et conſeils à un élève ſur la peinture, et particulièrement ſur le genre du payſage, par *P. H. Valenciennes*, peintre, de la ſociété philotechnique etc. Paris An VIII. 4. Dieſes ſehr ausführliche Werk, das nach ſo manchen ähnlichen Anweiſungen, nichts weniger als überflüßig war, behandelt die Perſpektive ganz vorzüglich in Beziehung auf die Mahlerey. Es enthält alſo nicht bloß eine geometriſche Anweiſung, ſondern gründliche Belehrungen über den Gebrauch der Linear-Perſpektiv bey Gemählden, von der Luftperſpektiv, der Theaterperſpektiv, auch ſogar von optiſchen Gemählden, dem Panorama ꝛc. Ueberall ſpricht der Verfaſſer als ein gründlicher Kenner, mit Beſtimmtheit und Deutlichkeit, oft mit Anmuth und Gefühl über die Kunſt, die er treibt. Eine ausführliche Abhandlung über die Nachahmung der Natur iſt dem Hauptwerke als Zugabe beygeſellt. Sie enthält nützliche Lehren für einen jungen Mahler, der es in ſeiner Kunſt zur Vollkommenheit bringen will. Man findet hier häufig Gelegenheit, die edle Denkungsart des Verf. neben ſeinen Einſichten und Kenntniſſen zu bewundern. — Wir Deutſche beſitzen bereits ein ähnliches ſchätzbares Werk an Horſtigs Briefen über die Perſpektiv der Landſchaftsmalerey, das durch die beygefügten vielen Kupfertafeln auch für Frauenzimmer, die ſich mit der Kunſt beſchäftigen, beſonders lehrreich iſt. Auch ſind die Briefe an ein Frauenzimmer gerichtet.

Les Veillées du Tasse, manuscrit inédit mis au jour par *Compagnoni*, et traduit de l'italien par *I. F. Mimaut*. Volume in 8. italien et français. S. 221. Paris, *Maradan* libraire. Der Herausgeber erzählt in der Vorrede, daß dieses Manuscript 1794 zu Ferrara in einem alten Gebäude gefunden worden sey. Er behauptet, daß die Authentizität desselben durch die Vergleichung mit andern Handschriften des Tasso, die sich in der Bibliothek Barotti finden, außer Zweifel gesetzt worden, daß man viele Mühe gehabt den Inhalt desselben zu entziffern; daß es ihm aber endlich mit Hülfe des Dr. Agnelli, eines geübten Diplomatikers, gelungen sey, dieses schlechtgeschriebene und an manchen Stellen fast verloschene Manuscript in einen lesbaren Zustand zu setzen. Er glaubt, daß Tasso diese Aufsätze während seiner langen Gefangenschaft in Ferrara, und nach seinem Duell mit einem Freunde geschrieben habe, der das Geheimniß seiner Leidenschaft für die Prinzeßin Eleonore verrathen hatte. Zärtliche, melancholische Betrachtungen, Ausflüsse einer bis an Wahnsinn gränzenden Schwärmerey, machen den Inhalt dieses Buches aus, das, wenn es einen Betrug enthält, ihn wenigstens künstlich versteckt. Wir wollen eine Stelle daraus in der Uebersetzung mittheilen: „Ich werde sterben, ja ich weiß es gewiß. Meine kalten Ueberreste — mag man sie hinwerfen, wohin man will, es kümmert mich wenig. Doch nein, legt diese traurigen Reste in die Kirche des Pallastes nieder. — Dort will ich begraben

seyn!

seyn! dort! nirgends anders. — Sie ist fromm; sie pflegt sich in jenen Stand zu stellen, wo sie, ungesehn, alles sieht, was unter ihr ist. Sie wird den Platz sehn, wo man mich hingelegt hat: Hier liegt Tasso. Die Buchstaben werden groß seyn. Befehlt dem Bildhauer, daß man sie lesen könne, von der Höhe des Standes. — Kennt ihr den Unglücklichen, der dort liegt? — Vergeßt seine Verse; erinnert euch nur seiner Liebe; seiner unglücklichen Liebe, die ihn in's Grab gestürzt. — Du, warst ihr Gegenstand; du! Nie liebte er eine Andere; dich allein liebte er! und wie? — bis zum Tode! — — — Die Zeit, dieser ewige Vertheiler der Tage, geht nicht allen Menschen mit gleichen Schritten. Der Höfling findet die Stunden kurz und flüchtig. Höret seine Klagen! langsam und Tropfen für Tropfen möchte er die Süßigkeiten des Reichthums kosten; und er erzittert, wenn er die Annäherung des unglücklichen Augenblicks denkt, wo das Glück das Rad wendet, auf dessen Gipfel ihn seine Laune gestellt hatte, und ihn plötzlich und ungestüm fallen läßt. — Für mich durchschreitet die Zeit mit langsamen Schritten ihre unermeßliche Laufbahn. Die Stunden sind Tage; die Tage Jahrhunderte. O wann wird der Augenblick meiner Befreyung kommen? — Welche furchtbaren Schatten umschweben mich! welche Ungeheuer! welche schreckliche Phantome! — Hier ist der Tod! Seine furchtbaren Begleiter gehen vor ihm her. Der Augenblick ist da. Ich muß mich ausstrecken ... dieß ist die Lage, die meinem

Schmerze geziemt. Die Hände auf die Brust — nein! auf die linke Seite; auf die Seite des Herzens. Auch mein Haupt muß sich nach dieser Seite neigen. — Doch nein! lieber der Thüre gegen über, damit es dem ersten, der zu diesem traurigen Platze kömmt, in die Augen falle. — Meine entstellten Züge werden den Ausdruck des tiefsten Schmerzes haben. Die Todten klagen nicht; aber wenn sie die Runzeln auf meiner Stirn, die blaßen Wangen, die verzogenen Lippen sehn, dann werden sie die Größe meiner Leiden ahnden. — — — Ach sind euch die grausamen Quaalen unbekannt, welche die Seele dieses Leichnams verzehrt haben? Wißt ihr nicht, daß seine Liebe menschliche Kräfte überstieg, daß sie gleich den himmlischen Geistern liebte, und daß ihre irdische Hülle nur dazu diente, eine Liebe zu entflammen, welche die Menschen und der Himmel verrathen hat? Der Unglückliche ist ein Opfer seiner traurigen Liebe geworden."

Contes et opuscules en vers et en prose, suivis de poëfies fugitives, par *Andrieux*, de l'Institut national etc. An. VIII. Paris. Renouard. 184 S. 8. Mit Vergnügen findet man hier mehrere niedliche Arbeiten in Prosa und Versen gesammelt, die zum Theil schon einzeln eine Zierde der französischen Journale gewesen sind. Andrieux gehört zu den wenigen Dichtern der neusten Zeit, welche eine heitre Laune mit dem besten Geschmack, und Geist mit Zierlichkeit vereinigen. Ist gleich der Stoff der versifizirten Erzählungen größtentheils

theils entlehnt, ſo gibt ihnen doch die poetiſche Form ſo viel eigenthümliche Anmuth, daß man den Dichter gern auch als ihren Schöpfer betrachtet. Man findet hier den Prozeß des Senates zu Kapua, den Müller zu Sans-ſouci, den Dechanten von Bajadoz. Die letztere Erzählung gehört, wie dem Inhalte, ſo der Form nach, zu den reichhaltigſten und witzigſten dieſer Sammlung. Den Anfang macht eine piquante Anſpielung auf den herrſchenden Geſchmack der Zeit:

Mes chers amis, ma Muſe, dans ſes rimes,
à tous vos goûts ſe prête volontiers.
Puisqu' à préſent vous aimez les ſorciers,
Que vos Romans, Drames et Pantomimes,
Rares tiſſus d'inventions ſublimes,
Sont tout noircis de diables et d'enfer,
Je veux auſſi mettre en jeu Lucifer.

Den erſten Verſuch, welchen der Lehrer des Dechant macht, um die Dankbarkeit ſeines Schülers zu prüfen, ſchildert der Dichter in folgenden Verſen:

Don Mendrito, préſent à l'ambaſſade,
Avec eſprit ſaiſit le bon moment;
D'un ton aiſé, louangeur, mais point fade,
à monſeigneur il fait ſon compliment;
Puis il ajoute: à préſent je me flatte
Que ſa grandeur ne ſera pas ingrate.
En quatre mot ſachez quel eſt mon but.
Je n'ai qu'nn fils, bon prêtre s'il en fut;
Il dit la meſſe, il lit dans le bréviaire
Paſſablement; mais à ne vous rien taire,

On n'en fera jamais un grand ſorcier,
Mais ce ſerait un bon bénéficier.
— — Cela ſuffit et j'en fais mon affaire,
Dit le Prélat, non pas pour le moment;
Avec des gens qu'il faut que je ménage
J'ai par malheur plus d'un engagement:
Vous attendrez; j'ai promis, c'eſt dommage.

Mendrito macht noch viele andre Verſuche, die nicht beſſer gelingen, als dieſer. Der Dechant wird endlich Papſt, und ſein Lehrer, der immer ſein getreuer Begleiter und Gehülfe geweſen war, bittet jetzt um eine mäßige Penſion und um die Erlaubniß, in ſeine Einſamkeit zurückkehren zu dürfen. Der neue Papſt nimmt die Bittſchrift Mendrito's an und redet ihn dann mit folgenden Worten an:

Notre cher fils, nous ſommes informés
Que tous les jours, ſeul, vous vous enfermez
Pour pratiquer d'horribles ſortilèges,
Qui ſont, mon fils, autant de ſacrilèges.
Vous vous damnez; nous en ſommes fâchés,
Nous devrions pour de ſi grands péchés
Vous infliger très-rude pénitence.
Remerciez notre extrême indulgence,
Qui, pour tout ordre et pour tout châtiment,
D'auprès de nous vous bannit ſeulement.
Nous vous mandons, ſans délai ni remiſe,
De quitter Rome et l'état de l'Egliſe;
Faute de quoi, comme hérétique ou Juif,
Nous vous ferons dans trois jours brûler vif.

Jéruſalem délivrée, poëme imité du Taſſe, par *J. M. B. Clément*, de Dijon. Paris. An VIII.

8.

8. 420 S. In einer ausführlichen Vorrede theilt der Verf. einige allgemeine Bemerkungen über das Heldengedicht mit, dem er seine Sphäre in dem heroischen Zeitalter und in der Ritterwelt anweist, und charakterisirt hierauf das Gedicht seines Autors mit einer Unpartheylichkeit und Strenge, die man freylich eher von dem Nachahmer als von dem Uebersetzer erwarten durfte. „Die schönen Formen des Tasso, sagt er unter andern, werden durch eine mit Zierrathen überladene Draperie versteckt, und ein allzugroßer Ueberfluß subtiler Ideen, weitgesuchte, die Natur versteckende Empfindungen, und mit einem Worte, eine Affectation, welche die Täuschung stört, schwächt seine Bewegungen." Und weiter hin: „Tasso hatte viel von der Naivetät, ohne die es kein wahres Genie giebt. Die Grundlage seiner Ideen und seiner Empfindungen ist naiv. Wenn man Sinn und Gefühl für diese Naivetät hat, so wird man sie auch durch seine gezierten Ausdrücke, seine übelstimmenden Nuanzen und sein überladenes Kolorit hindurch schimmern sehn. Man entkleide ihn von diesen falschen Zierrathen, diesen manierirten Grazien, von seinen Antitheſen und seinen Concetti; man nehme ihm das, was er zu viel hat; das was übrig bleibt, ist genug um einen großen Dichter zu machen. Dann erscheint seine natürliche Manier in ihrer wahren Größe." — Clement's Absicht bey seiner Arbeit war zum Theil auf eine solche Reinigung und Entkleidung von überflüßigen Zierrathen gerichtet. Er hat die 20 Gesänge des

Originals in sechzehn zusammengezogen; mehrere Episoden ganz weggelassen, gewisse Beschreibungen und allzulange Details, die für den Geschmack der (ungeduldigen) Franzosen zu kleinfügig waren, zusammengezogen Zu diesen Episoden, die er zu unterdrücken für nöthig fand, gehört auch die von Olint und Sophronia, und er gesteht, daß er lange Zeit bey sich angestanden habe, ob er sie der Regelmäßigkeit des Plans aufopfern solle. Er hat sie indeß dem Gedichte folgen lassen, wo sie nichts stört und auch selbst nichts von ihrem Interesse und ihrem eigenthümlichen Verdienste verliehrt. — Da der Verf. mehr die Absicht gehabt hat, das Gedicht des Tasso dem Geschmacke seiner Landsleute anzupassen, als sie mit dem ihm eigenthümlichen Geiste desselben, seinen Schönheiten und Fehlern, bekannt zu machen, so kann man ihm das Verdienst nicht abstreiten, in dem Streben nach seinem beschränkten Ziele mit Geschicklichkeit verfahren zu haben. Von seiner Manier, das italienische Original zu behandeln, mag die Geschichte von dem Tode Klorindens, im XIIten Gesange, zur Probe dienen, indem wir der französischen Nachahmung das Original zur Seite setzen:

*) Ainsi parla Clorinde. Aussi-tôt le guerrier
Qu'elle attend d'un pied ferme a quitté son courfier.

Déjà

*) Guerra e morte avrai, disse, io non rifiuto
Darlati se la cerchi: e ferma attende.
Non vuol Tancredi, chepedon veduto
Ma il suo nemico, usar cavallo e scende.

Déjà le fer en main, et brûlans de vengeance,
Ils fondent l'un ſur l'autre en un ſombre ſilence.

*) Magnanimes héros! un ſi noble combat
D'un plus brillant théâtre eût mérité l'éclat.
O nuit, ſeul témoin de ces héros célèbres,
Qui couvris leurs exploits de jalouſes ténèbres,
J'en vais percer enfin la longue obſcurité,
Et dévoiler leur gloire à la poſtérité.

**) Ces guerriers déployant moins d'art que de courage,
D'une ruſe ſavante ont négligé l'uſage:
Ils ne ſavent tous deux ni frapper à demi,
Ni reculer, ni feindre, ou tromper l'ennemi;
Mais ſans quitter leur place, auſſi fermes qu'agiles,
Les bras en mouvement et les pieds immobiles,

E impugna l'uno, e l'altro il ferro acuto,
Ed aguzza l'orgoglio, e l'ire accende.
E vanſi à ritrovar non altrimenti
Che due tori geloſi, e d'ira ardenti.

*) Degne d'un chiaro ſol, degne d'un pieno
Teatro, opre farian ſi memorande.
Notte che nel profondo oſcuro ſeno
Chiudeſti, e nell' oblio fatto sì grande,
Piacciati ch'io ne'l tragga, e in bel ſereno
Alle future età lo ſpiegi e mande.
Viva la fama loro, e tra lor gloria
Splenda del fosco tuo l'alta memoria.

**) Non ſchivar, non parar, non ritirarſi,
Voglion coſtor, nè qui deſtrezza la parte.
Non danno i colpi or finti, or pieni, or ſcarſi;
Toglie l'ombra e il furor l'uſo dell' arte.
Odi le ſpade orribilmente urtarſi
A mezzo il ferro; il piè d'orma non parte:
Sempre è il piè fermo, e la man ſempre in moto
Nè ſcende taglio in van, nè punta a vuoto.

*) Par d'effroyables coups le fer frappe le fer,
Leur épée étincelle, et l'éclair ſuit l'éclair.
Leur fureur dans l'attaque et leur vigueur s'accroiſſent;
Ils s'approchent encor, ſe choquent et ſe preſſent:
Le bouclier heurté heurte le bouclier,
Et l'acier qui les couvre a repouſſé l'acier.

**) Trois fois notre héros, que tant d'obſtacle étonne,
D'un effort vigoureux a ſaiſi l'Amazone;
Il la ſerre en ſes bras: cruels embraſſemens!
Noeuds farouches qu' Amour eût rendus ſi charmans!
Et trois fois à la force oppoſant le courage,
De ces bras ennemis Clorinde ſe dégage.
Le combat recommence, et déja dans leur flanc
Le fer plus d'une fois s'eſt abreuvé de ſang.

Epui-

*) L'onta irrita lo ſdegno alla vendetta:
E la vendetta poi l'ontra rinnova:
Onde ſempre al ferir, ſempre alla fretta
Stimol novo s'aggiunge, e cagion nova.
D'or in or più ſnesce, e più riſtretta
Si fa la pugna, e ſpada oprar non giova:
Danſi co'pomi e infelloniti e crudi
Cozzan con gli elmi inſieme, e cogli ſcudi.

**) Tre volte il cavalier la donna ſtringe
Con le robuſte braccia: ed altrettante
Da que' nodi tenaci ella ſi ſcinge;
Nodi di ſier nemico, e non d'amante;
Tornano al ferro: e l'uno e l'altro il tinge
Con molte piaghe, e ſtanco ed anelante

Epuisés, hors d'haleine, enfin ils se retirent;
De leur longue fatigue un moment ils respirent:

*) Sur leur sanglante épée appuyés faiblement,
Tous deux se regardaient avec étonnement.
Mais l'astre du matin vient d'éveiller l'Aurore;
à ses prémiers rayons, dont le ciel se colore,
Tancrède vit couler le sang de son rival;
Il s'en applaudissait. . . . . .

**) Tous deux en même tems, plein d'un nouveau courroux,
Reviennent au combat et redoublent leurs coups;
Ils ne connaissent plus que leur aveugle rage.
Leur force qui s'éteint n'éteint point leur courage:

E questi, e quegli alfin pur si retira
E dopo lungo faticar rispira.

*) L'un l'altro guarda, e del suo corpo e'langue
Sul pomo della spada appogia il peso.
Già dell' ultima stella il raggio langue
Al primo albor, ch' è in oriente acceso,
Vede Tancredi in maggior copia il sangue
Del suo nemico, e se non tanto offeso:
Ne gode e superbisce.

**) Torna l'ira ne' cori, e gli trasporta,
Benchè debili in guerra. Oh fera pugna!
U'l'arte in bando, u'già la forza è morta:
Ove in vece d'entrambi il furor pugna!
Oh che sanguigna e spaziosa porta
Fa l'una e l'altra spada, ovunque giunga

Nell'

Sanglans, percés de coups, déchirés, demi-morts,
Lui ſeul retient leur âme, et ſoutient leurs efforts.

*) Ainſi, lorsque les vents, du ſein des mers profondes,
Soulevant la tempête, ont tourmenté les ondes,
De leur choc turbulent l'Océan courroucé
Gronde et s'agite encor quand les vents ont ceſſé.

**) Enfin le coup fatal a frappé la guerrière,
Son beau ſein a ſenti l'atteinte meurtrière,
Sur ſes yeux ſe répand un nuage confus,
Ses genoux chancelans ne la ſoutiennent plus.
Elle tombe. . . . . .

En

Nell' arme, e nelle carni? e ſe la vita
Non eſce, ſdegno tienla al petto unita.

*) Qual alto Egeo, perchè Aquilone, o Noto
Ceſſi, che tutto prima il volſe, e ſcoſſe,
Non s'acchèta però; ma'l ſuono e'l moto
Ritien dell' onde anco agitate e groſſe;
Tal, ſebben manca in lor col ſangue voto
Quel vigor, che le braccia ai colpi moſſe;
Serbano ancor l'impeto primo e vanno,
Da quel ſoſpinti, a giunger danno a danno.

**) Ma eceo omai l'ora fatale è giunta.
Che'l viver di Clorinda al ſuo fin deve.
Spinge egli il ferro nel ben ſen di punta,
Cha vi s'immerge, e'l ſangue avido beve:
E la veſta che d'or vago trapunta,
Le mammalle ſtringea tenera e leve,
L'empie d'un caldo fiume: ella già ſente
Morirſi, e'l piè le manca egro, e languente.

*) En déſarmant ce front que doit laver la Grace,
Un friſſon le ſaiſit, ſa main tremble et ſe glace;
Il voit, il reconnait .. Ceſt elle! Ah quel moment!
Quelle vue! Il reſtait ſans voix, ſans mouvement.
Il allait expirer; mais ſa vertu rappelle
Dans ſon âme accablée une force nouvelle,
Et donne au cher objet qu'il a privé du jour
La vie et le bonheur de l'immortel ſéjour.
Au ſon des mots ſacrés Clotinde ſe ranime;
Un ſourire céleſte, où cette ame ſublime
D'un ſaint raviſſement fait briller le transport,
Eclaircit ſur ſon front les ombres de la mort.

**) Au défaut de la voix enfin elle préſente
Au malheureux Tancrède une main défaillante:
Elle

*) Tremar ſentì la man, mentre la fronte,
Non conoſciuta ancor ſciolſe e ſcoprio.
La vide, la conobbe; e reſtò ſenza
E voce, e moto. Ahi viſta, ahi conoſcenza!
Non morì già; chè ſue virtuti acrolſe
Tutta in quel punto, e in guardia al cor le miſe:
E premendo il ſuo affanno, a darſi volſe
Vita con l'acqua a chi col ferro uccìſe.
Mentre egli il ſuon de' ſacri detti ſciolſe,
Colei di gioja transmutoſſi e riſe:
E in atto di morir lieto e vivace
Dir parea: s'apre il cielo: io vado in pace.

**) D'un bel pallore ha il bianco volto aſperſo,
Come a'gigli farian miſte viole:
E gli occhi al cielo affiſa, e in lei converſo
Sembra per la pietate il cielo e'l ſole:

Elle expire en tournant ſes regards vers le ciel,
Et ſon âme s'envole au ſein de l'éternel.
Le héros conſterné, que ſa force abandonne,
Tombe aux pieds de Clorinde, et la mort l'environne.
Immobile, glacé, ſans ſouffle, ſans couleur,
Son coeur ſeul conſervait la vie et la douleur.

E la man nuda, e fredda alzando verſo
Il cavaliero in vece di parole,
Già dà pegno di pace: in queſta forma
Paſſa la bella donna, e par che dorma.
Come l'alma gentil uſcita ei vede,
Rallenta quel vigor, ch'avea raccolto:
E l'imperio di ſe libero cede
Al duol già fatto impetuoſo e ſtolto,
Ch'al cor ſi ſtrinſe, e chiuſa in breve ſede
La vita, empiè di morte i ſenſi, e'l volto.
Già ſimile all' eſtinto il vivo langue
Al colore, al ſilenzio, agli atti, al ſangue.

Inhalt.

Erstes Stück.

I. Ideen zu einer Parallele der physikalischen Wissenschaften und der schönen Redekünste; von Hrn. Prof. Morgenstern in Danzig. . . . . S. 3

II. Horazens fünfte Epistel des ersten Buchs. 38

Horazens siebente Epistel des ersten Buchs. 43

III. Melanges extraits des Manuscrits de Mme. *Necker*. 3 Vols. 70

IV. *Vita*

IV. *Vita Davidis Rubnkenii*; auctore *Dan. Wyttenbacchio.* 83

V. Ludwig Theobul Kosegartens Poesien, 2 Bände. 102

VI. Das Kampaner Thal, oder über die Unsterblichkeit der Seele; nebst einer Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus, von Jean Paul. . . . 138

VII. Mein Schreibtisch, von Sophie von La Roche. 2 Theile. 144

VIII. Ueber den Pastellmahler Daniel Caffe in Leipzig. 155

Zweytes Stück.

IX. Ueber Natur- und Kunst-Schönheit. . 179

X. *Frid. Iacobs* Animadverſiones in Epigrammata Anthologiae graecae, ſecundum ordinem Analectorum *Brunckii.* Vol. I. et II.

Analecta critica in Anthologiam graecam, cum Supplemento Epigrammatum, maximam partem ineditorum; collegit *Imm. G. Huſchke.*

Carmina convivalia Graecorum, metris ſuis reſtituta et Animadverſionibus illuſtrata; praemiſſa Disquiſitione de hoc genere carminis. Edidit *Car. Dav. Ilgen,* . . . 188

XI. Iscrizioni Greche Triopee ora Borgheſiane con Verſioni et Oſſervazioni di *Ennio Quirino Visconti.*

Herodis Attici quae ſuperſunt, adnotationibus illuſtravit *Raphael Fiorillo.* Praefixa eſt Epiſtola *Chr. G. Heynii* ad auctorem. 231

XII. Die Furienmaske im Trauerſpiel und auf den Bildwerken der alten Griechen; eine archäologiſche Unterſuchung von C. A. Böttiger. 251

XIII.

XIII. Georg Christoph Lichtenbergs vermischte Schriften; nach dessen Tode aus den hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von Ludw. Chr. Lichtenberg und Fr. Kries. 266

XIV. L'Homme des Champs, ou les Georgiques Françaises; par *Iaques Delille*. 276

Der Landmann ein Gedicht, in vier Gesängen, nach Delille, von K. L. M. Müller. 295

XV. Französische Literatur.

Hermann et Dorothée, en neuf chants, poëme allemand de *Göthe*, traduit par *Bitaubé* 298

Epitre à Virgile sur la bataille de Maringo, par *M. D. Cubières*. 304

Eloge de *Montaigne* par *Henriette Bourdic-Vior*. 305

Les Helvétiens en huit chants, avec des notes historiques par *Ch. Français Philibert Masson*. 305

Fables de *Lessing*, en Allemand et en Français, avec deux traductions, dont une

une interlinéaire et propre à faciliter l'étude de l'Allemand. 313

Idylles et poëmes champêtres de *Gesner*, avec une version interlinéaire par *A. M. H. Boulard*. 314

Eglogues de *Virgile*, traduites en vers français par *P. E. Tissot*. 314

Elemens de critique dramatique, traduits de l'anglais de *William Cooke* par *P. T. Aubin*. 315

Le Defenseur de la Philosophie, ou Reponse à quelques Satires dirigées contre la fin du XVIII Siècle. Satire par un ami des arts, des lettres et des Moeurs. (Pils.) 316

Elémens de Perspective pratique, à l'usage des artistes, suivis de réflexions et conseils à un éleve sur la peinture et particulièrement sur le genre du paysage, par *P. H. Valénciennes*. . . 319

Les Veilles du *Tasse*, manuscrit inédit mis au jour par *Compagnoni* et traduit de l'italien par *I. F. Mimaut*. . . . 319

Contes et Opuscules en vers et en proſe, ſuivis de poëſies fugitives, par *Andrieux*. 322

Jéruſalem délivrée, poëme imité du Taſſe, par *I. M. B. Clément*. 324

Neue Verlagsbücher

der

Dykischen Buchhandlung

in Leipzig

zur Ostermesse 1801.

Anthologia graeca, sive poetarum graecorum lusus; ex recensione *Brunckii*. Indices et commentarium adjecit *Fr. Iacobs*. Tom. X. Commentarius Vol. 5. 8vo maj.

auch unter dem Titel:

Iacobs, Fr. Animadversiones in Epigrammata Anthologiae graecae, secundum ordinem Analectorum *Brunckii*. Vol. II. pars 3. 8vo maj. auf Schreibpapier 2 Thlr.

auf Druckpapier 1 Thlr. 12 gr.

Gedichte von August Friedrich Ernst Langbein. 2 Theile, mit 6 Kupfern, gezeichnet und gestochen von Penzel. 8. 3 Thlr.

Vermischte Schriften von J. C. F. Manso. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Die Hauptlehren Jesu und die Geschichte seiner letzten Leiden; nach den Evangelisten Matthäus, Lucas und Johannes. Nebst dem darauf begründeten Religionssystem des Apostel Paulus und dem Inbegriff der Lehre Jesu, wie solche einer im Christenthum gebornen und erzogenen Jugend vorzutragen seyn dürfte. 8. 9 Bogen 7 gr.

(24 Exempl. für 4 Thlr, sächs. Münze baar.)

Der Zögling eines Landgeistlichen in Niedersachsen. Die alte und die neue Welt; der Stand der Natur, die Mode. Eine Geschichte und drey Visionen. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 64sten Bandes 2tes Stück. gr. 8. 12 gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche für praktische Aerzte. 19ten Band. 4tes Stück. gr. 8. 9 gr.

— — Neue Ausgabe, herausgegeben von D. Christian Martin Koch. Erster bis Sechster Theil. gr. 8. 12 Thlr.

Jeder Theil der neuen Ausgabe umfaßt drey Bände der ältern Ausgaben. Das allgemeine Register über die zwölf ersten Bände paßt auch zu der neuen, concentrirten, enger gedruckten, und mit vielen Anmerkungen und Zusätzen vermehrten Ausgabe; ein kurzes Register über den 13ten bis 18ten Band findet sich beym 6ten Theil der neuen Ausgabe. Nach Erscheinung des 24sten Bandes, oder des 8ten Theils der neuen Ausgabe, wird die zweyte Hälfte des allgemeinen Registers für alle Ausgaben geliefert werden. Des 20ten Bandes 1stes Stück ist unter der Presse.

Beck, (Christ. Daniel,) Commentarii historici Decretorum Religionis Christianae et Formulae Lutheriae. 8vo maj. 3 Thlr. 12 gr.

Morgenstern, (Car.) de Literis humanioribus, sensum veri, honesti et pulchri. 8vo maj. 12 gr.

Epimenides aus Kreta; eine kritisch-historische Zusammenstellung aus Bruchstücken des Alterthums; nebst zwey kleinern antiquarischen Versuchen; von *Carl Friedrich Heinrich*. gr. 8. 16 gr.

Dyk, (J. G.) moralisches Lesebuch für Kinder. 2 Theile. 30 Bogen, mit einem Kupfer. 8. (jeder Theil 12 gr.) 1 Thlr.

— — religiöses Handbuch für die Jugend: Abriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in Sprüchen, nebst beygefügten Erläuterungen und Aufsätzen über die wichtigsten Religions-Materien. 8. $14\frac{1}{2}$ Bogen 10 gr.

(25 Exempl. 6 Thlr. 16 gr. 12 Exempl. 3 Thlr. 8 gr. in Sächs. Gelde baar.)

Criminalistische Blätter von R. Hommel. Erstes Heft: Churſächsisches Criminalrecht. gr. 8. 1 Thlr.

Die Tugendkunst; oder Sitten-Katechismus für alle Völker der Erde; (d. h. ohne Rücksicht auf ihre religiösen Meinungen.) Aus dem Französischen des Herrn von Saint-Lambert übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. G. Dyk. 3ter und letzter Theil. gr. 8. 1 Thlr.

Die Gesellschaftskunst; aus dem Französischen des Herrn von Saint-Lambert übersetzt von M. P. Stampeel. 2ter und letzter Theil. gr. 8. 1 Thlr.

(Alle 3 Bände der Tugendkunst und 2 Bände der Gesellschaftskunst 5 Thlr. 8 gr.)

Unter der Presse.

Die Reise nach dem Brocken. Eine Geschichte am Ende des philosophischen Jahrhunderts. 8.

Rose, Joh. Wilh. Versuche in verschiedenen Dichtungsarten. 8.

— — Carlos und Elisabeth. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. (einzeln.)

Beschreibung einer Reise von Berlin nach der Insel Rügen, und von dort wieder zurück. Ein Buch für Kinder. 8.

Alwin und Theodor, oder Taschenbuch für Kinder von Fr. J. 8.

Manso, J. C. F. Sparta; ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staates. 2ter Band. gr. 8.

Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen; als Nachträge zu Sulzers allgemeinen Theorie der schönen Künste. 6ten Band. 2tes Stück. gr. 8. (jedes Stück 16 gr. jeder Band 1 Thlr. 8 gr.)

Nachricht.

Seit vierzig Jahren haben sich nach und nach in meinem Pulte einige dichterische Versuche gehäufet, die ich bisher, des Horazischen mediocribus esse poetis eingedenk, zu schüchtern war ins Publikum zu schicken. Wenige, und eben nicht die vollendetsten, verirrten sich jedoch zuweilen, ohne mein Wissen, in Almanache und Taschenbücher, und wurden zum Theil anonym gedruckt; hatten aber das Glück zu gefallen, und wohl gar den Beyfall eines Ramler, Weisse, von Thümmel, Uz, und mehrerer Männer von entschiedenem Geschmacke zu erhalten. Dieses und die ermunternden Stimmen nicht weniger Kenner brachten mich endlich zu dem Entschlusse, eine sorgfältige Auswahl zu treffen, und zu versuchen, ob ich durch ihre Bekanntmachung auch etwas zum Vergnügen meiner Zeitgenossen beyzutragen vermöchte. Das Ganze wird nicht viel über ein Alphabeth betragen, und theils lyrische, theils kleine scherzhafte und epigrammatische, theils epistolarische und dramatische Versuche enthalten, zu denen sich eine Gattung gesellen wird, die ich Familiengedichte nennen möchte, und die vielleicht Lesern, welche Geschmack an den süßen häuslichen Freuden finden, nicht unangenehm seyn dürften. — Um indessen das äußere Gewand dieses Werkchens genauer bestimmen zu können, wünschte ich vorher zu wissen, auf wie viel Käufer ich etwa unter meinen Gönnern und Freunden rechnen dürfte, und bitte daher um gefällige Subscription bey den Freunden meiner Muse, durch die man diese Nachricht erhalten wird.

Johann Wilhelm Rose,

Königl. Preuß. wirklicher Consistorialrath und Stiftsprediger zu Anspach.

Diese Gedichte werden im Verlage der Dykischen Buchhandlung zu Leipzig zur Michaelismesse 1801 erscheinen. Die Subscribenten, deren Namen vorgedruckt werden, erhalten ihre Exemplare durch den Verfasser! und senden an ihn, oder seine dazu bestimmten Freunde, das Geld ein. Die Dykische Buchhandlung erbietet sich indeß auch zur Beförderung dieser Gelder in verschlossenen Paketen und Briefen an den Herrn Consistorialrath Rose zu Anspach.

Digitized by Google

WIDENER LIBRARY
HX IIYW N